

fischen Verwandlungen sein Leben
denn zu kämpfen hatte, konnte im
Verdächteich nichts verwandeln, ob
er gleich schon 1729 einen Versuch
machte. Er nahm den besten Acker
auf einem Berge, wo keine Feuchtig-
keit haften konnte, und sonst kein
Quellgrund war. Sein Vieh ließ
er acht Wochen in den Häden auf
dieser Acker Stelle stehen. Das war
einmal Zeit genug, das Erdreich zur
Saat einzurichten. Er nahm einen
Hut voll Treſpe, und las Korn bey
Korn mit so genauer Vorſicht aus,
als ob seine ganze Wohlſahrt dran
hänge, wenn nur ein einzig Körn-
chen Kocken dazu käme. Es würde
ihm auch eine einzige Kockenähre in
der ganzen Probe irre gemacht ha-
ben. Nummehr wartete er auf den
Nordwind, und der kam nach einigen
Tagen ſtark genug an. Er ſaete ſeine
Treſpe glücklich aus, und verwahete ſie
mit einem hohen Zaun, damit ja kein
fremd Korn dazu käme. Er hatte das
folgende Jahr die koſtbarſte Treſpe,
davon die kleinſte 5 Schuß hoch war,
und Halme wie Rohr hatte, mit ſol-
chen Büſcheln verſehen, daß er von
einer einzigen eine Handvoll Körner
zuſammen brachte. Nicht eine einzige
Kockenähre war dabey. Er dachte, die
Zeiten ändern ſich, und machte daher
die Probe noch zweymal, immer aber
mit gleichem Effect. Er hat uns fünf
Arten Treſpe abgezeihnet, die alle un-
ter ſich die größte Ähnlichkeit haben,

und die niemals zu Kocken werden
mögen.

In unſern Zeiten hat der Herr M.
Barkmann in Schweden dieſen Ver-
ſuch nachgemacht. Er wählte im Herbſt
1756 auf dem Gute Ulas bey Ny-
köping drey rund Flecken von har-
ten Kocken, jeden anderthalb Elle breit,
quer über, und eine Kofſter von ein-
ander, und ließ den ausſtechen. In ei-
nem derſelben pflanzte er 100 Kocken-
körner, in dem andern ſo viel Treſpen-
körner, in dem dritten von jeder Art
gleich viel. Die Treſpe düngte er mit
einem halben Schubfarren guten ver-
brannten Miſt, aber auf die andern
Stellen ſetzte er keinen Dünger. Bey
der Erndte 1757 fand er 60 Stengel
reinen Kocken und keinen Stengel
Treſpe. Auf der andern Stelle ſtand die
Treſpe ſehr dichte und geil, ohne einen
Kockenſengel. Auf der dritten Stelle
ſtanden gleich viel Treſpen- und Ko-
cken. nähren vermengt. Dieſe Probe iſt
auf einem mittelmäſſig trocknen Platz
angeſtellt worden.

Würde man nicht zu leichtgläubig
ſeyn, wenn man der Aufſage eines Bau-
ten traute, der lauter Döbberſamen aus-
ließ, ihn ſäet, und den beſten Keimen da-
von zu erholten: ſich riſchmet? Es iſt doch
immer ein Verdacht dabey, wenn ſehne
von geben, daß ſie von Haber Kockenäh-
ren geſchnitten, und hundert hingegen
verſehen, daß ihr Haber, ebenſalls me-
thodiſch tractirt, jedesmal Haber ge-
blieben ſey.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Vom Caffe, Thee und Chokolade.

S. 1.

Der Anfang des vorigen Jahres
war in unſern gelehrten Bey-
trägen, mit gar zu ſchönen
Erinnerungen angefangen, als daß
uns ſolche bey dem Wechſel dieſes
neuen Jahres nicht wieder ins Ge-
dächtniß fallen ſollten. Es wurde
uns in denſelben, die Menſchlich-
keit und deſelben Schwachheit und
Unart vorgeſtellt, nach welcher wie
oft das Gute, welches wir in dem
verfloſſenen Jahre von Gott genoſ-
ſen, leicht zu vergeſſen, und das
Böſe, welches wir von Menſchen,
oder ſonſt gelitten, nicht zu vergeſſen
pfliegen. Unſere Leſer mögen ſolche
Abhandlung ſelbſt nachſehen und ſich
an dieſer ſchönen Sittenlehre erbauen,
damit wir nicht ein Verrihte zweymal
aufzuſuchen nöthig haben. Wie er-
innern uns aber auch dieſemal, der
im ſehnten Stück der Beyträge des
vorigen Jahres dieſelbſt Seite 87.

angeführten Neujahrskuchen, wel-
che die Franzoſen mit dem ſinnrei-
chen Namen Oublies, gleichſam Ver-
geſſenheiten belegen, und wie dieſe-
ben Kuchen am Anfang eines Jahr-
tes, im Gebrauch und Geuſch den
Namen der Verſöhnungskuchen zu
heißen verdienten, und als ein Sinn-
bild des Friedens, und der Annähe
unter Freunden angeſehen werden
könnten. Es wurde noch im gedach-
ten zehnten Stück, Seite 86, unter
dem Zuckerbrod, der Wein- und Caffe-
Sauger erwähnt, als dreyerlei Brode
in den Caffe zu tunken; warum ſoll-
ten nun an dieſem Tage, die Oublies,
dieſe allegoriſchen Kuchen der Ver-
geſſenheit und der Verſöhnung nicht
dazu dienen können? dann ob ſie
wohl nicht begierig, wie ein lockeres
Zuckerbrod den Caffe in ſich ſaugen,
und zum Runde bringen, ſo geben
ſie doch durch ſolche ihre Näßigkeit,
Anlaß und Rath, den Caffe ſelbſt
mäßig

mäßig zu gebrauchen. Würde nicht mancher gute Gedanke von denen im vorigen Jahre von Gott genossenen Wohlthaten, die man nicht vergessen müßte, und von der Liebe, und Verzeihung, die man seinem Nächsten, von dem man beleidiget worden, schuldig sey bey solchen Oublies in den Caffee-Geschäften vergehen?

§. 2. Der Caffeebaum, der uns die Frucht liefert, von welcher wir uns den so angenehmen Trank bereiten, hat eigentlich Arabien zu seinem Vaterlande. Er soll in der arabischen Sprache Bann oder Bon heißen; daher vielleicht die Kerne der Frucht Bann heißen; denn zum Geschlechte der Bohnen gehört er nicht. Die Frucht gleicht an Größe und Röthe unsern Kirscheln, und in derselben liegen allemal zwei halbrunde Kerne, wie es am Tage lieget. Er ist vor vielen hundert Jahren von daher schon nicht nur nach Egypten verpflanzt worden, um deswegen Einwohner mit der Frucht zum Trank zu dienen, sondern auch nachher in Ost- und Westindien, so, daß Europa damit von allen Orten, nemlich aus Arabien, durch die Levante und aus den beyden Indien reichlich damit versorget werden kan. Was man in Europa hier und da in südnymen Gärten erziehet, und zwar mit großer Mühe und Pflege, will nicht viel sagen, und solche kommen we-

nigen Caffee-trinkern zu Gesichte. Ja es geschah einstens zu St. Petersburg, daß einem Persischen Gesandten die daselbst erzeugenen Caffeebäume gezeigt wurden, in der Vermuthung, daß er sie kennen werde, allein er konnte sie nicht, und sagte, man hätte sie weder zu Isfahan, noch anderwärts in den persischen Gärten, sondern man begnügte sich die Frucht durch den Handel aus Arabien zu haben. Der große Thron und Audienssaal, welcher mit fruchttragenden Caffeebäumen ausgezieret war, schien ihm, in Norden, das glücklichste Arabien zu seyn; ihm aber seinen Ausdruck noch, noch glückseliger, daß er in diesem arabischen Lustwäldchen, eine große Kaiserin sahe, Ihre sein Gewerbe vor dem Fuß des Thrones verricht, und Ihre Hand küßete; eine Kaiserin, die an Glanze des Hofes, Größe des Reichs und an Glück alle vormalige Königinnen des glücklichsten Arabiens weit übertraf.

§. 3. Es ist zwar vom Caffee, vom Thee, und von der Chocolate schon ein vieles gesagt worden, so daß man denken möchte, man könnte dabey nichts neues mehr hören; alleine wann noch immer, und in neuern Zeiten, neue Meinungen vom Gebrauche derselben einsehen, so lästet sich immer darauf antworten, und zu einer neuen Betrachtung anwenden. Die

Die älteste Nachricht von dem natürlichen Gebrauche des Caffee finden wir im Anfang der Pharmaciae Schroederi, allwo aus dem arabischen Arzte Avicenna angeführt wird, daß der Caffee-trank, sonderlich den Frauen diene, wann sie ihre Monatszeit verloren hätten, und sie dann den Caffee fein heiß tranken; ferner man brauche ihn mit Nutzen, des Morgens, zur Stärkung des Magens, und zur Lösung des verstopften Gefäßes, ja er parfumire seinen Trinker, daß ein guter Geruch von ihm gieng; deswegen wären in Egypten schon in alten Zeiten sehr viele Caffeehäuser aufgerichtet worden, um die Frauen und andere Menschen gesund zu erhalten, und sie zu parfumiren.

§. 4. Als der Caffee aus der Levante in Europa, und zwar zuerst zu Marseille in Frankreich anlandete, gaben ihn die französischen Aerzte auch die größten Lobsprüche. Sie machten ihn zu einer Universal-Arzney; sie hielten ihn auch nicht allein vor eine gute Magen-Arzney, sondern rühmten ihn wider die Winde und Blähungen, wider die Kopfschmerzen, wider die Wassersüchte, Krätze, Dampf, Wärmer und viele Krankheiten mehr; ja er wäre auch den schwangern Frauen dienlich. Wie solche Lobsprüche in französischer Sprache, bey dem Schroedero noch auf-

gehalten gefunden werden. Ein gleicher Ruhm erschall von ihm auch in Holland nach des Schroederi Bericht.

§. 5. Wie konnte nun so eine herrliche Arznei lange ausser den teutschen Gränzen bleiben. Es sind etwa hundert und einige wenige Jahre, als der Professor Horkius und andere Medici, auch vom Caffee großes Aufsehens zu machen anfiengen. Allein da wir von den Franzosen und Holländern in ihren Trampeten, keine Anzeige von der Dosis dieser neuen großen Arznei hörten, so waren die teutschen Aerzte so sorgfältig und bedachtsam, daß sie die Dosis der gebrannten Caffee-frucht oder Bohnen betrachteten, und zwar, daß man auf ein halb Loth oder drey Quentia, nur ein Pfund, (müßte $\frac{1}{2}$ Stos unsers Maßes seyn) Wasser nehmen sollte. Aber die Dosis ist iho in Teutschland so vergrößert worden, wie die Dosis des Brandweins dann als solcher daselbst auch im Gebrauch kam, so gab man ihm in einem Buche, Vade mecum chirurgicum, das große Lob, daß er ein großer Hülfen der Natur wäre, der da verdiente auf allen Apotheken gefunden zu werden, nur die Dosis von 10 bis 70 Tropfen. Dies ist geschähen, und er ist nicht nur auf allen Apotheken, sondern in allen Bissen feil. Er ist aber seit der

Zeit, wegen der erschrecklich erhöh- ten Dosis, die'en nicht ein Helfer, sondern ein Zerförder der Natur geworden.

§. 6. Bey uns in Riga ist der Gebrauch des Caffe noch nicht 70 Jahr alt. Man schickte uns aus Holland den gemahlten Caffe, und wer weiß, wie aufrichtig, als eine Rarität und Geheimniß in Kartuschen, wie den Taback zu. Bald drauf entstand ein Caffehaus, wo Thee und Caffe verschenkt wurde. Es wurde eine Galanterie. Der Caffe und Thee schmeckte nun besser in solchen Häusern, als zu Hause. Caffe- und Theegeräthe nach der Mode brachten uns die Holländer auch, und so waren wir versorget, bis auf unsere Nachkommen. In vielen Häusern wurde der Caffe mit Milch gekocht, so, wie man ihn das Nachtheil wohl für die hustenden Kinder kochet, und solches gab mit Zucker eine gute Nahrung, um fett zu werden.

§. 7. Dies sind die Geschichte des Caffe bis auf die neuern Zeiten, in welchen sich der ehige Ruhm des Caffe, bey den Aerzten, nicht allein um ein grossis gemindert, sondern gar seines Mißbrauchs wegen, in Haß und Verachtung, als etwas schädliches verwandelt hat. Es hatte zwar gleich Anfangs der damalige dänische Leibartz Pautli gegen die

neue Getränke den Thee und Kaffe geschrieben, aber er wurde nicht gehört. Nur vor 80 Jahren fänge man an in Teutschland das weiße Friesel bey denen Wöchnerinnen zu erkennen, und besinnet sich, der Caffe müsse daran Schuld seyn: da man doch weder in Persien, noch in der Türkei von dieser Krankheit der Wöchnerinnen etwas höret.

§. 7. Es hat in Teutschland vor wenig Jahren ein gewisser Scribent, der sich Irenian nennet, und vielleicht Irenian zu nennen war, eine eigene Schrifte drucken lassen, unter dem Titel: Beweis, daß der Mißbrauch des Caffeetranks, so zu Auschlags Krankheiten (Blutsichern, Frieseln u. d. g.) als zu dem Fluß der goldnen Ader, besonders disponiret. Er läugnet selbst nicht, daß er alle Morgen 3 bis 4 Tassen, mit Gulto trinke, und sich damit begnüge; alleine er klaget, daß alle Schussicker ihn des Tages mehrmal reinen. Er läugnet nicht, daß der Caffe, wann er wäßig, und in seiner Ordnung (etwan des Morgens zu 3 bis 4 Tassen) getrunken werde, die Kraft besitze, den Magen zu erweichen, und zu stärken, die sauren humores zu corrigiren, Blähungen zu zertheilen, das Blut einigermaßen zu verdünnen, die obstrucliones viscerum zu lösen, innere Spasmus zu

denck-

demulciren, und besonders das Kopfwehe, das aus übler Verdauung entsetzt, zu lindern. Aber er schilt wider den Mißbrauch, den er doch nicht genau genug beschreibet, wie weit solches über 4 mit Gulto getrunkene Tassen, zu rechnen ist, und ist auf die alten Schussicker böse, daß sie ihn mehrmalen des Tages trincken. Er eifert hierinne zugleich mit dem Erfurthischen Bürgermeister, Herrn Reichart, der in seinem Buch: der Garrenschlag, klaget, daß der Gebrauch des Caffe allda so viele arme Leute mache, die dem gemeinen Wesen zur Last seien, daß er deswegen die Art Erbsen, die man Riechern nennet, hatte rösten lassen, die dann keinen Unterschad vom wahren Caffe gegeben hätten. Herr Irenian aber sagt weiter, der Mißbrauch des Caffe mache denen Schwangern eine Schwachheit an den Nerven, daß sie bey unseher Geburt, einen Abgang an Kräften merklich empfänden. Als der Gebrauch des Caffe nach Teutschland gekommen, so sey er zuerst in Sachsen, hernach auch in Franken und Schwaben ein Modetrank worden: weil aber das leipziger Frauenzimmer mit großer Bosheit ihn beliebte, so sey das Friesel bey demselben zuerst bekannt worden. Er beruft sich auf das Zeugniß des leipziger Professors Ping, daß das leip-

ziger Frauenzimmer vom Mißbrauch des Caffe, so sehr die Blasseibe Jungfernsfarbe leide. Er selbst habe, als er A. 1706. zu leipzig studiret, wahrgenommen, daß die Mädchen, welche ihren sünehen Mademoisellen nachgetreten (weil man dort nicht viel in Kursen gesehen, bey welchen dieser Unterschied nicht beobachtet werden kon) viel schön-er und lebhafter ausgesehen, als die Demoisellen selbst. Man möchete hiebey merken, daß Herr Irenian schon ein Mann von hohen Jahren sey, und daß, wenn der Mißbrauch des Caffe vermuthlich nun auch in leipzig wird überhand genommen haben, die Mädchen ihn so wenig vorzügliche Liebhasigkeit haben werden, als die Demoisellen.

§. 8. Seine Klage über den Mißbrauch des Caffe gehet weiter. Er sagt, daß solcher nicht nur Kindern, jungen Leuten und Männern, sondern auch Jungfrauen und Frauen, ja Schwangern und Kinderbetreibern selbst, den Fluß der goldnen Ader erwecke. Dies ist eine grosse Verschuldigung, und deswegen verdienet sie keine leichtgläubigkeit. Dann wie sollte es geschehen, daß der Mißbrauch bey Kindern so groß würde, daß sie die goldne Ader davon bekämen? wann es bey ihnen ein Nasenbluten erregte, das ihrem Alter gemäße wäre, so wäre eine Wahrscheinlichkeit

haben. Es haben wohl Knaben von zehn Jahren, vermöge ihrer Vollblütigkeit und Verhärtung des Leibes, die goldne Ader bekommen, die wie eine Tasse Caffe getrunken haben; also ist auch bey denen Kindern, die er anführet, solche Ursache der goldnen Ader gewesen. Was die Jungfern und Frauen betrifft, so möchte es glaublicher seyn, wann er sagte, daß der Caffe ihre Sachen zu heftig triebe, weil er sich auf die alte Nachrichten berufen könnte, daß der Caffe die verlohene Menstruation wiederbringe. Herr Jrenant hat sich oft über dies alles verwundert, allein, sagt er, wann er auf solcher Personen volle Diät, ruhige oder mäßige, und viel sitzende Lebensart, und besonders auf das viele Caffe-trinken Acht gegeben, so habe er endlich aufgedeckt sich zu verwundern. Aber er merket ferner, (und solches klüglich) daß, weil solche Personen wohl und mäßig leben, und bey guten visceribus, mehr guten chylam und Sebläte machen, als zu des Leibes Erhaltung nöthig ist, so könne es wohl seyn, daß es der Natur zur Last würde, daß die Blutflüsse entstanden; und wann solche in Seecten gerietzen, so brächten sie Lebensgefahr. Diefemwegen klagten solche Personen alodann über Herz, Klopfen, unruhigen Schlaf, Schwindel, u. d. g. welche Ver-

schwerden sie mit einem Schälchen Caffe Vor- und Nachmittags getrunken, vertreiben wollten

S. 9. Wann man diese Castellagen überleget, so müßte man erstlich wissen, worinne der Mißbrauch bestünde. Der Autor spricht nie von der Quantität. Er selbst trinket alle Morgen vier Tassen mit Gult; da nun hierinne wohl der rechte Gebrauch bestehen soll, so muß der Mißbrauch wohl in sechs bis acht Tassen bestehen, und davor ist er auch zu erkennen. Wann in seinem Lande, welches Francken oder Schwaben zu seyn scheint, auch Zucker und Schmant wie glaublich, zugerhan wird, so wees den solche 6 bis 8 Tassen schon Blut gnug machen, und dem mäßigen Frauenzimmer dergleichen Krankheiten, mit welchen er droep, bringen können, sonderlich, wann der Caffe Vor- und Nachmittags getrunken wird; er müßte dann sehr schwach seyn, welches dabey zu melden nöthig gewesen wäre. Wann der Caffe noch Horszii Dosis S. 5. eingerichtet ist, so möchte solches keine Krankheit bringen, auch nach Reicharts Klage wenige arme Leute machen, dann es bezeugen es zumissen geringe Leute, daß sie mit ihren Kindern aus Sparsamkeit Vor- und Nachmittags einige Tassen Thee trinken, da sie sonst mehr Geld zu Bier würden anwenden müssen, um ihren und ihrer

ihrer Kinder Durst zu löschen: und so könnte es dann mit einem Herzmianischen Caffe auch heissen. Bey zweymaligen Gebrauch eines starken Caffe, in einem Tage, ist allerdings ein grosser Mißbrauch, der vielleicht dem in der Tärkey nahe kommt. Auf solche Weise müßte man seinen Esfer auch vor gerecht erkennen. Er hätte aber billig selbst von der Qualität des Caffe, und wie stark oder geringe er anzurichten sey, ein Lehre geben sollen.

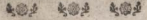
S. 10. Die ihigen Franzosen widersprechen gleichfalls, wie die ihigen teutschen Aerzte, ihren Vorfahren, den damaligen französischen Verzten, die den Caffe so hoch rühmeten, so gar, daß vor wenig Jahren, die Frage öffentlich auf dem Ratheder in Paris, disputiret wurde, ob des Caffe vielmaliger Gebrauch das Leben verkürze? und es wurde behauptet. Es kommt aber bey dieser Frage obermal nur die Menge, oder Quantität des Caffe in Betrachtung, und nicht die Qualität, oder die Zurichtung, welches doch gemiß allemal den Hauptpunct berührt. Noch ein andermal wurde duseibst die Frage öffentlich disputiret, ob der Thee nicht gesunder wäre als der Caffe, und bejahet, daß der Thee gesunder wäre, als der Caffe. Solche Verwirrung und Widerspruch machen die Aerzte selbst.

S. 11. Man konnte zwar sagen, es müßten erst hundert Jahre hinstreichen, ehe man den Nutzen oder Schaden eines Getränks einsehe: oder der Caffe den man zu ihigen Zeiten brauche, sey nicht von der Güte mehr, als er vor hundert Jahren gewesen, da man ihn alleine aus der Levante, aus Arabien holte. Es scheint aber nicht sowohl diese langsame Aufmerksamkeit darcin Schuld zu seyn, sondern die Lust zu disputiren, und etwas anders aus den andern Welttheilen zu unserer Ergözung einzuführen. Vielleicht wird bey uns einmal statt des Knoblauchs, die ihm etwas gleichende Ala foetida Mode in Spritzen zu brauchen, wie es die Nation, bey welcher diese Medicin aus einer Straude gesammelt wird, bey ihren Spritzen braucht, und als von einer starken Nervenarney, gesund und stark ist. Vielleicht begehen die Herren Franzosen hiebey eine Uebereilung, und sie widerrufen oder recantiren einmal wider diesen letzten Satz, wie sie es einmal mit dem Antimonio thaten welches die teutschen Aerzte zur Arney brauchten, sie aber vor ein Gift hielten, worüber dessen Gebrauch vom Parlament verboten wurde, hernach aber, sie als den rechten Gebrauch davon einsehen, durch ein neues Patent wieder zu gebrauchten verstateten. Diese Neulinge wissen etwa nicht, daß viele achtzigjährige Frauen sich bey einem ordentlichen Gebrauch des Caffe wohl befinden.

bedürftig, sondern auch, daß vor wenigen Jahren, eine Fran im Armenhause zu Berlin, in ihrem hundert und achten Jahre gestorben, die alle Morgen vor einen guten Brocken einige Tassen Caffee getrunken. Wie viel länger kan man über eine Verkürzung des Lebens besorget seyn? Und damit man nicht sagen möge, es möchte wohl das Leben der Frauen nicht verkürzen, sondern vielleicht das Leben der Männer; so widerspricht diesem des Jrentanis Klage, daß die alten Schöfflicher ihn trinken, wenn es anders nicht verbracht ist, und alle Schöfflicher wissen soll.

§. 12. Daß diesem allen ungeachtet, der Caffee ein curbschlicher Trank, und zur Erhaltung unsrer Gesundheit und lebensverlängerung nicht nöthig sey, solches beweiset das hohe Alter unsrer Vorfahren, und vieler heute zu Tage zu hohen Alter gekommenen Menschen, die keinen Caffee getrunken. Demen asiatischen Völkern allen, vor das Wasser das einzige gewöhnliche Getränk. Diefem aber geben sie aus Leckerheit einen Zusatz. Die Chineser und Japaner legen einige ihnen angenehme Wärrer ein, und die Araber stellen auf die Frucht ihres Baumes Hon, rösteten solche, kochen solche mit Wasser, und tranken solches zur Abwechslung, und wurden alt. Doch in dazigen Ländern, deren Nachbarschaft von Ju-

(Der Verfolg künft.)



den bewohinet wurde, die Röstung des Getreides gewesen, sinken wir in der Schrift, in dem Worte Sanger; die Araber, die nach einigen Gesetzen lebten, rösteten ihre Hon-Frucht und assen vielleicht die geröstete Frucht zuweilen, wie die Juden ihr Getreide. Ist doch der Geschmack zur gerösteten Frucht auch bey einigen so triftig, daß es wohl Leute gegeben hat, die den gerösteten Caffee mit Zucker überzosen lassen, und wie andern Confect gegessen. Ob aber die Juden ihr geröstetes Getreide mit den Hebern, so gut worden durch den Hals gefrige haben, daran ist wohl zu zweifeln: sie haben sie wohl mit Wasser gekocht, und die Suppe entweder mit Löffeln gegessen, oder wie Caffee getrunken. Wann wir nun gleich genannten asiatischen Völkern Wasser trinken, und demselben zur Ergötzung zuweilen einen andern Geschmack geben wollten, so müßten wir Kräuter unsers Landes, oder Früchte unsers Landes zum Thee und Caffee nehmen. Doch da beydes eine große Kaufmanns-Waare geworden; wie welcher Europa überschwemmet ist, und wie zu denselben schon gewöhnt und naturlichstet worden, so wird es wohl haben bleiben, und wir wollen nur sehen, wie wir am besten den Caffee brauchen, daß wir das bey gesund bleiben, und unser Leben nicht verkürzen.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Schluss Vom Caffee.

§. 13.
S ieyn müssen wir aber nicht allein die Quantität, oder die Menge des Tranks, sondern auch dessen Qualität, seine Beschaffenheit betrachten. Es wäre hiebey vergeblich zu untersuchen, ob der levantische, der Ostindische, oder der Westindische der beste sey. Wir wollen ihn nehmen, wie wir ihn kriegen, und sehen, wie wir ihn nach seiner Quantität und Qualität schuldig oder unschuldig an dem wider ihn angebrachten Klagen finden. Vorher aber wollen wir sehen, wie des gelehrten Professoris Chyriac und Königl. Hof-Apothekers zu Berlin, Neumann, der ihn am neuesten weitläufig betrachtet hat, Meinung von ihm sey. Wir wollen aus seiner weitläufigen Abhandlung, die sich auf 16 Blätter in 4to beläuft, nur den sechszehnten Theil entlehnen. Er

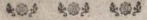
spricht S. 613. Ich habe nicht nöthig zu sagen, wie der gebrannte und gemahlene Caffee zum Trinken zubereitet wird, weil es eine allen Männen bekannte Kocherey ist. In dessen ist es wohl wahr, daß er eben nicht durchgehends einetley zubereitet, auch nicht einetley getrunken wird. Wegen der Zubereitung pflegen einige wenig, andere viel Wasser in der Proportion dazu zu nehmen. Einige brähen nur den Caffee mit rechte siedendem Wasser, andere digeriren ihn eine Zeitlang, und die meisten kochen ihn, einige nur einmal auf, andere aber guten theils länger. Einige stellen diese Zubereitung in offenen Geschirren auf, andere in verdeckten Caffenannen auf. Wegen der Verschiedenheit des Trinkens, so trinken erstlich einige puren Caffee, aber auf dreyerley Art, entweder sie trinkn klaren und ganz dünnen Caffee, welches

welches

bedürftig, sondern auch, daß vor wenigen Jahren, eine Fran im Armenhause zu Berlin, in ihrem hundert und achten Jahre gestorben, die alle Morgen vor einen guten Brocken einige Tassen Caffee getrunken. Wie viel länger kan man über eine Verkürzung des Lebens besorget seyn? Und damit man nicht sagen möge, es möchte wohl das Leben der Frauen nicht verkürzen, sondern vielleicht das Leben der Männer; so widerspricht diesem des Jrentanis Klage, daß die alten Schöfflicher ihn trinken, wenn es anders nicht verbräut ist, und alle Schöfflicher wissen soll.

§. 12. Daß diesem all in ungeschicket, der Caffee ein curbschlicher Frank, und zur Erhaltung unsrer Gesundheit und lebensverlängerung nicht nöthig sey, solches beweiset das hohe Alter unsrer Vorfahren, und vieler heute zu Tage zu hohen Alter gekommenen Menschen, die keinen Caffee getrunken. Demen asiatischen Völkern allen, vor das Wasser das einzige gewöhnliche Getränk. Diefem aber geben sie aus Leckerheit einen Zusatz. Die Chineser und Japaner legen einige ihnen angenehme Wärrer ein, und die Araber stellen auf die Frucht ihres Baumes Hon, rösteten solche, kochen solche mit Wasser, und tranken solches zur Abwechslung, und wurden alt. Doch in dazigen Ländern, deren Nachbarschaft von Ju-

(Der Verfolg künft.)



den bewohinet wurde, die Röstung des Getreides gewesen, sinken wir in der Schrift, in dem Worte Sanger; die Araber, die nach einigen Gesetzen lebten, rösteten ihre Hon-Frucht und assen vielleicht die geröstete Frucht zuweilen, wie die Juden ihr Getreide. Ist doch der Geschmack zur gerösteten Frucht auch bey einigen so triftig, daß es wohl Leute gegeben hat, die den gerösteten Caffee mit Zucker überzosen lassen, und wie andern Confect gegessen. Ob aber die Juden ihr geröstetes Getreide mit den Hebern, so gut werden durch den Hals gefrisset haben, daran ist wohl zu zweifeln: sie haben sie wohl mit Wasser gekocht, und die Suppe entweder mit Löffeln gegessen, oder wie Caffee getrunken. Wann wir nun gleich genannten asiatischen Völkern Wasser trinken, und demselben zur Ergötzung zuweilen einen andern Geschmack geben wollten, so müßten wir Kräuter unsers Landes, oder Früchte unsers Landes zum Thee und Caffee nehmen. Doch da beydes eine große Kaufmanns-Waare geworden, wie welcher Europa überschwemmet ist, und wie zu denselben schon gewöhnt und naturlichstet worden, so wird es wohl haben bleiben, und wir wollen nur sehen, wie wir am besten den Caffee brauchen, daß wir das bey gesund bleiben, und unser Leben nicht verkürzen.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Schluss Vom Caffee.

§. 13.
S ieza müssen wir aber nicht allein die Quantität, oder die Menge des Tranks, sondern auch dessen Qualität, seine Beschaffenheit betrachten. Es wäre hiebey vergeblich zu untersuchen, ob der levantische, der Ostindische, oder der Westindische der beste sey. Wir wollen ihn nehmen, wie wir ihn kriegen, und sehen, wie wir ihn nach seiner Quantität und Qualität schuldig oder unschuldig an denen wider ihn angebrachten Klagen finden. Vorher aber wollen wir sehen, wie des gelehrten Professoris Chyriac und Königl. Hof-Apothekers zu Berlin, Neumann, der ihn am neuesten weislauffig betrachtet hat, Meinung von ihm sey. Wir wollen aus seiner weislauffigen Abhandlung, die sich auf 16 Blätter in 4to beläuft, nur den sechszehnten Theil entlehnen. Er

spricht S. 613. Ich habe nicht nöthig zu sagen, wie der gebrannte und gemahlene Caffee zum Trinken zubereitet wird, weil es eine allen Märgen bekannte Kocherey ist. In dessen ist es wohl wahr, daß er eben nicht durchgehends einetley zubereitet, auch nicht einetley getrunken wird. Wegen der Zubereitung pflegen einige wenig, andere viel Wasser in der Proportion dazu zu nehmen. Einige brähen nur den Caffee mit rechte siedendem Wasser, andere digeriren ihn eine Zeitlang, und die meisten kochen ihn, einige nur einmal auf, andere aber guten theils länger. Einige stellen diese Zubereitung in offenen Geschirren auf, andere in verdeckten Caffenannen auf. Wegen der Verschiedenheit des Trinkens, so trinken erstlich einige puren Caffee, aber auf dreyerley Art, entweder sie trunken klaren und ganz dünnen Caffee, welches

welches

welches ich bald *Coffe-Cosent* heißen sollte; oder sie trinken mäßig saturirt, oder aber drittens stark saturirt, doch floren *Coffe*, so man *Coffe-Mumie* nennen könnte. Oder aber es giebt viertens Leute, die nicht nur stark saturirt, und reichen *Coffe*, der dabei ganz pulvericht, dick und unklar ist, zu trinken *Plaisir* finden, sondern die noch wohl gar dazu gemahlten *Coffe* mit in die *Caffe* schütten, und umgerührt zugleich mit trinken, welches man *Coffe-Suppe* tituliren möchte. Diese letzte Art haben insonderheit die *Türken* im Gebrauch, gleichwie wir selbst in *Genua* und *Livorno*, da ich aus *Curiosität* in *türkische Caffeebuden* gegangen, dergleichen ist präsentirer worden, und dessen sich auch leider! einige *Christen* hin und wieder angewöhnet haben. Eine andere *Partey* findet an diesen bitteren *Caffebrühen* keinen *Gusto*, sondern trinket ihn mit einem *Zusatz* von *Zucker*: und dieser *Schwarm* theilet sich wieder in verschiedene *Branches*; Einmal nach den ersten drey Arten des dünnen, mitte-mäßigen und sehr saturirtten *Coffe*, den sie damit versüßten; und ein andermal nach der Beschaffenheit des *Zuckers*, da dann die meisten *Hutzucker* nehmen; andere aber, und zwar die *Engländer*, *Kochzucker*; andere und zwar die *Holländer*, lutschen ihr *Kluniken*,

oder *Conditzucker*, braunen oder weissen, oder auch wohl aromatisirte *Zuckerkrugeln* im *Munde*; tausende aber in *Holland* thun *Süßholz-Decoct* dazu, welches sie *Coffi met Socc* nennen. Die *Coffeschmeckern* aber sind mit solchen *Süßigkeiten* nicht gerne zufrieden, sondern nehmen noch *Milch* dazu. Es ist auch noch eine *Partey*, die beim *Coffe* *Butterbrot*, *Milchbrot*, *Kuchenwerk* isst, und was dergleichen verschiedene *Monieren* und *Gewohnheiten* und *Vorstellungen* mehr sind; die viele sich selbst imaginiren, oder aber von andern durch *Tradition* und *grossmütterliche Erzählungen* angenommen haben, wobei dann eine jede *Person* immer ihre heilige *Raison* vorzumenden weiß, u. d. g. Der *Zusatz* des *Zuckers* geschähe unsträglich um das *Bittere*, und an sich *edelhafte Licoctum*, süßlich, und mehr angenehm zu machen, und die *Milch* wird zu noch lieblicherem *Beschmack*, und wegen der *nourriture* hinzugenommen. Daß endlich die *Mischung* noch mehr in *Consideration* komme, wann nebst der *Milch* noch *Kuchen* oder *Butterbrot* dazu kommt, weiß der *Dauere*, und braucht hiebei keines grossen *philosophirens*, oder dergleichen weit hergeschuchter *Nebenarten*, wie jene *Frangose*, in seinem *Wesche*, bey dieser Gelegenheit sich verhalten lässe sagend: daß man *Milch* zum *Coffe* thäte,

thäte, geschähe um den *Schwefel* auszulösen, und die *Spiritus salinos* darin zu verwickeln, und was der *Poffen* mehr sind. Wann ein solcher *Schnadder-Chymist* im *gerostenen* oder *gekochten Caffe* vorher, ehe die *Milch* dazu kommt, den *brennenden Schwefel*, oder die *Spiritus salinos* beweisen sollte, so würde er gewiß *lacht* bestehen, und dann wäre er werth, daß man ihm *Caffe* mit *Rosensüßern* gebe. So gehert aber mit vielen, die von dergleichen *Dingen* so was *hinschreiben*.

§. 14. Wir wollen den eifrigen *Hn. Neumann* hie verlassen, zumal da sein *Amteser* ihn vernünftig verbiethert hat uns die nöthige *Proportion* des *Caffe* und des *Wassers* zu bestimmen, warum es doch jedermann zu thun ist, damit er einen guten *Caffe* trinke, der weder ein *Cosent*, noch eine *Mumie* heißen könne. Dieses soll also ohne *Weisheitigkeit* von uns geschähen, und zwar in *Betrachtungen* und *Puncten*. Der erste *Punct* soll die *Mischung* betreffen. Der zweyte die *Portion* des *Wassers* gegen den *Caffe*. Der dritte *Punct* soll die *Kochung* betreffen. Der vierte die *Art* den *Caffe* zu trinken. Dann, obgleich *Neumann* saget, daß die *Zubereitung* des *Caffe* zum *Trinken*, eine allen *Mädgen* bekannte *Kocherey* sey, so werden wir doch bald sehen, daß bey dieser *Kocherey* auch eine *Aufmerksamkeit* nöthig sey, wann der *Kaffe* gut schmecken und gesund seyn sollte.

§. 15. Ehe wir aber hiezu gehen, und den wohlbereiteten *Caffe* unsern *Säßen* auftragen, so ist es billig und aufsechtig gehandelt, ihnen die *Kräfte* und *Wirkung* des *Caffe* zu erschähen. Die *Caffebohnen* sind an sich eine zur *Nahrung* kaum brauchbare *Frucht*, ja sie mögen kaum unsern geringsten *Säubonen* gleichen. Sie erhalten aber durch die *Röstung* eine *Kraft*, die uns angenehm ist, und sie zu einer *Nervensarzeney* machet. Die allerälteste *Sage* von ihrer *Kraft*, die selbst in *Persien* entstanden seyn soll, ist, daß sie den *Männern*, die ihrer *Mannheit* gewidmeten *Nerden* schwäche und lähme. Es wird aber nicht geglaubet und bewiesen; *Neumann* würde in seiner *Abhandlung* auch nicht Ursache haben, sich über die *undreytlichen* *Nebengerichte* der *Caffehäuser* zu beschweren, wann solches wahr wäre. Daß aber der *Caffe*, wann er den gehörigen *Grad* der *Röstung* empfangen eine *Nervensarzeney* sey, zeigt der *angenehme Geruch* der *Jedermann*, besonders aber dem *Frauenzimmer* erquickend ist, weil sie empfindlichere *Nerven* haben. Sie empfinden zwar von andern zur *Nahrung* gar unbrauchbaren *Sachen*, als von *Haaren* und *Federn*, wann sie in *gebrannt* werden, eine noch größere *Nervensarzeney*, wann sie in *Thymacke* den *Sterbenden* ähnlich werden, und sie den *brandigen Dampf* davon einziehen, alleine man würde *bewegen* von

solchen Sachen keinen Caffee machen können, weil sie den Magenerven zu beschwerlich fallen würden. Der Caffee ist aber den Magenerven angenehm, und daher ist es, daß er den Kopfschmerz, wie durch den Geruch und die Nase, so auch durch die Magenerven lindert. Sein brandiges Wesen stärket gewis auch die nervigte Haut der Gebärmere, und daher widerstehet er den Blähungen, und befördert wohl die Desünungen des Leibes, wann er nicht auf türkische Art, siehe S. 13. getrunken wird. Alles brandige Zeug pfleget die Sinnen zu betäuben, aber vom Caffee sagt man, daß er die Sinnen ermuntere und zum Wachen diene. Wann aber die Probe davon gemacht wird, und ein jeder noch ein paar Tassen Caffee sich zu Verthe leget, so pfleget ein jeder darauf ordentlich einzuschlafen; nimmt man sich aber in einer Gesellschaft, oder auch allein vor, zu wachen, so pfleget man auch auf Rechnung des Caffee zu wachen. Der Taback ist wohl außer allen Zweifel ein betäubendes, schlafmachendes Kraut, wann man sich aber mit einer Pfeiff hint her, um zu arbeiten, so hilft er arbeiten. Es stecket also wohl ein falscher Schlaf dahinter.

S. 16. Bey den Lobsprüchen des Caffee hieß es, daß er den Schwangern dienlich wäre. Und der rechtmäßige Gebrauch kan nicht anders als ihnen unschädlich seyn, weil er eben so ihren

Magen, ihre Gebärmere und ihren Nervenbau stärket, so ist es unmöglich, daß er laut S. 7. einen Abgang an Kräften mache, den sie bey der Geburt merklich empfunden. Doch müssen wir auch bedenken, daß er nur vom Wasser brauchet, welcher allerdings Schaden thun kan. Dann der Caffee kan nicht allein durch seine schlechte Auflösung, sondern auch durch die Menge und durch die Proportion des Wassers schädlich werden. Mäßig und recht gebrauchet, wird der Caffee auch kein Friesel machen. Das Friesel ist eher den Kindbeterinnen natürlich gewesen, ehe das leipziger Frauenzimmer es in Europa bekannt gemacht hat. Man hört auch nicht, daß die arabischen und türkischen Kindbeterinnen vom Caffee das Friesel bekommen. Die Aerzte haben seit dem Auf des Friesels angefangen schärfer zuzusehen und Reflexion auf den Ausschlag zu machen und was ist es Wunder, da es iho schon wiederum einige giebet, die darauf keine Reflexion machen wollen. Eine gewisse große Frau, die den Caffee gemohnt war, trank in ihrer Schwangerschaft alle Morgen ein paar Tassen Caffee, wider das Erbrechen, nahm auch einige Arzenei damit ein, gebohr darnach mit guten Kräften, und ohne folgenden Friesel. Wer würde bey so hohen Personen etwas gefährliches gewaget haben!

S. 17. Der Caffee ist eine Nervenarzenei, aber nicht bey aller Menschen Nerven von stark Wirkung. Einigen besänftiget er den Kopfschmerz und Schwindel, und andern machet er Kopfschmerzen, Schwindel auch Betäubung und Herzklopfen. Der Zustand der Nerven ist daran schuld, und die Zubereitung des Caffee. Die des Caffee gewohnt sind, finden bey Krankheiten eine Abthe dafür, dann ihre Nerven sind zu schwach die Wirkung des Caffee zu ertragen; wie bald sich aber einige Besserung findet, und die Nerven erstärken, so findet sich nicht allein eine starke Begierde zum Caffee wieder ein, sondern die Nerven ertragen dessen sanfte Wirkung ohne Recidiv oder Rückfall zur Krankheit, und ohne neue Wallung, die er sonst zu machen beschuldiget wird. Der Caffee ist eine Nervenarzenei, aber keine Universalarzenei; ja geschwie vielen Menschen keine Arznei im Leben nöthig gewesen also war auch der Caffee den Menschen unnöthig. Er kan einigen schädlich seyn, wie keine nützliche Sache nicht einigen schädlich seyn konnte, z. E. der Wein, die Milch, ja das Wasser. Kindern kan er für allen schädlich werden, wie der Wein den Kindern schädlich ist, nicht wie Treiman will, daß ihnen die goldne Ader flusse, sondern weil er ihren Nerven, gleich dem Wein zu stark ist. Eine eigene Prüfung muß alhier, wie bey vielen Sachen, die Entscheidung machen.

S. 18. Wir wollen nun die vier Punkte des 14 S. von der Zubereitung eines guten Caffee vornehmen. Der erste Punkt betrifft die Röstung. Diese geschieht schreiet in einer offenen Pfanne, als im verdeckten Geschirre, weil man in jener besser darnach sehen kan, daß der Caffee nicht allzu braun, und nur röthlich braun geröstet werde; und zwar, daß man durch die Uebung diese Maas halte, daß von dem Caffee, durch das Rösten, nur der fünfte Theil verloren geht. Wann er alsdann zwischen zwey verdeckten Teller sich noch durchheisset, ehe er gemahlen wird, so wird er zum trinken kräftig genug und nicht dünne seyn, wann die gehörige Proportion des Wassers dazu kommt. Wann der vierte Theil oder gar ein drittheil weg dunstet, so ist das übrige dem Nervengebäude zu stark und zu gewaltig, und mochte wohl dem Opium gleichen, das bey den Türken im Gebrauch ist. Solcher Caffee löset sich auch schwerlich lören, er behält allemal etwas pulverichtes von den gebrannten Caffeekohlen, und er gleichet dem ausgebrannten Ueberbleibsel von den Destillationen, die man den Todtenkopf, caput mortuum, nennet: das angenehme Del, welches eine gesunde Köhlung hervorbringet, ist verfliegen, und man trinket mit den Türken den Todtenkopf, darüber Treiman hat leider! ruset. Solcher Caffee kan nicht anders, als den Verdauungsstet abstum-

abstumpfen, und im Bekörse Verstopfungen machen. Der zweyte Punct betrifft die Proportion des Wassers gegen den Caffee, von welcher weder Neumann noch Treman, noch die wider den Caffee disputirenden Franzosen, noch der Hamburgische Arzt, und vielleicht alle in Schuld einer Nachlässigkeit, nicht geredet, da dieser Punct doch beynahe so wichtig ist als der erste. Die ersten teutschen Aerzte allein, der Horstius und andere haben solches besorget, aber sie haben dem Caffee noch allzuviel Kräfte zugerauet, und so große Behutsamkeit gebraucht, daß sie nur ein halb Loth oder höchstens drey Quentlin auf ein Pfund Wasser genommen. Diese Proportion mögen wohl noch die Hamburgischen Kaufleute zu ihrem dünnen Caffee gebraucht haben, welchen der Arzt billig verwirft. Solcher muß gewiß edelhaft seyn, und es ist wohl eher geschähen, daß ein dünner Caffee denen Frauenleuten, (dann ihr Magen und ihre Nerven urtheilen am präciseften vom Caffee) des Erbroschen erregt hat. Ein gesunder Caffee muß so eingerichtet werden, daß er weder Neumanns Caffee-Confect noch seine Mumme werde. Zu anderthalb Pfund siedenden Wasser, welches bey uns einen halben Stof ausmacht, gehören drittelhalb Loth guter wohlgebrannter Caffee, wann dieser

eine Weile gekochet wird, daß eine halbe Tasse davon wekocht, so wird ein mittelmäßiger, nicht gar zu starker, gesunder Caffee daraus, welcher von selbst nach einer Weile klar wird, wann die Bonen gut geröstet sind; oder der mit einem Theelöffel voll dem Epötter, oder halb so vielen Hirschehorn-Pulver, oder einem Theelöffel voll Senn leicht gekläret wird. Der Senn wird sich auch in größter Dosis, im Winter, gar wohl zum Caffee als ein Präservativ gegen den Scorbut schicken. Wer drey Loth Caffee nimmt, der hat davon schon eine halbe Mumme. Ein Maass, nach dem Gewicht eingerichtet, wird das Waagen hiebey überheben. Der dritte Punct betraf die Kochung. Davon aber ist eben schon geredet, doch vergesen worden dabey zu seyn, daß, wann der Caffee eine halbe Tasse eingekochet ist, man kein Wasser weiter zugiesse, das ihn schwächt, sondern nur das oben genannte zugemischt werde, was ihn klären soll. Der vierte Punct betrifft die Art den Caffee zu trinken, nemlich ohne, oder mit einem Zusatz. Die ihn ohne Zusatz trinken, die trinken ihn als eine Medicin, und werden in der Quantität nicht anschwärzen. Neumann erzählt der Zusatz viele, die den Caffee angenehm machen, die wir examiniren wollen, bis auf die letzten, die er seinem Schnadder-Epötter auf-

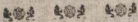
aufbehalten hat, die wollen wir ihm lassen. Die ihn nur mit Zucker versüßen, werden seine Kraft nicht vermindern, und ein guter Hu Zucker wird solche noch schwächster machen, als der fetter Kochzucker. Die ihn nach Holländischer Art mit Süßholz trinken, dessen dem Caffee die Schärfe aus dem Geblüt führen, dann der Caffee besiget doch wegen seiner gummiösen, mucilagöusen Substanz, die vom Kösteln übrig bleibet, etwas wider die Schärfe. Solche gummiöse, mucilagöse Frucht sind auch die Lichern, davon in alten Zeiten das decoctum cicurum in den Nasen wider die Schärfe gebraucht wurde. Derjenigen, welche Milch, oder gar Kohnn zugiesßen, sind die leckerhaftesten, und handeln am schädlichsten, weil Zucker und Schmant zusammen den Magen am meisten erschlacken. Der Arzt wonehet billig seine Referirren für einem Uebel, welches ihnen aus solcher Schlacken zuwächst, das in unbehaglichen Ausführungen besteht. Starcken Naturen wird solches zwar vom Schmant-Caffee nicht entstehen aber die ein wenig dazu geneigt sind, die fallen gänzlich dadurch hinein. Er leget aber unbillig die Schuld auf den Caffee mit Kohnn, wann solche Ausführung so gleich beyn Trinken bemerket wird: der Thee mit Kohnn thut gleiche Wirkung; ja wohl der

Thee und Caffee ohne Kohnn, wann man den Magen mit heißen, schlafmachendem Getränk erst badet. Es sind solchen Dames nicht einmal geringe Viertsuppen dienlich, oder dünne Bouillons, dann bey dem Gewuß solcher warmen Suppe entlossen sich alle Werkzeuge der Abschneidung im Unterleibe, und so gehen durch die erschlackten Drüsen alle Feuchtigkeiten, die in denselben stecken, durch. Die gesündeste Art, den Caffee zu trinken ist mit Pomeranzenschalen, oder mit wenigen Branen Muscatenblumen in Zucker zerrieben; man kan auch eine süße fetter Mandel zerreiben; oder mit etwas eingemachter Manowurzel, oder Aloe conserve. Solch Gewürz löset den Magen vom schwacklosen warmen Getränk nicht leicht erschlacken, und unterhält das Nervinum, die wenige Nervenkraft, welche die Klüftung im Caffee erwecket hat. Derjenigen endlich, welche Brod oder Kuchen bey dem Caffee essen, handeln nicht böse, weil der Magen dabey bedacht wird, und seine gewöhnliche Arbeit bekommt.

§. 19. Es scheinen obgevier Puncte die Beurtheilung vom Caffee nicht erschöpfen zu wollen, und deswegen muß der fünfte Punct dazu kommen, welcher die Zeit den Caffee zu trinken bestimmet. Einige trinken ihn des Morgens nächstem, einig gleich nach dem Mittagsessen, und

einige zur Wesper. Nach genauer Betrachtung ist es wohl des Morgens am gesündesten, weil er seine Kraft dem Nervengebäude allein mittheilet. Gleich nach Tisch ihn zu trinken, heisset der Arzt seinen Magen züchtigen, und das Wort ist schon recht, wann man mehr als ein oder zwei Tassen nähme. Welches es aber bey dieser Zahl, so wird der Magen nicht murren; der Caffe benimmt den Geschmack der Speise im Munde; es ist eine unnöthige Zerkley, die doch nicht so schädlich ist als eine Pfeiffe Taback. Zur Wesper wird er gemeinlich in Gesellschaft getrunken; um 3 Uhe ist die Verdauung meist geschehen. Speiset man dann wieder dabey, so gewinnt man noch wohl etwas davon auf den Ribben, und thut sich was ja gut. Man will den Magen nicht müßig seyn lassen; gewiß aber züchtigt man ihn, wann man den Caffe nicht mit einigen Gewürzen erköhlet. Züchret man aber Balsungen, so lasse man lieber den Caffe ungetrunken. Die Zahl der Tassen wird des lezten Selbstprüfung überlassen. Es kommt hiebei auf den Sinn der Züchtigung an. Trentians Zahl ist gewiß hinlänglich, und mehrmalen im Tage, worüber er klagt,

selbst zu wiederholen, gewiß schädlich. S. 20. Der Caffe ist ein Zaubersrank, und seine Zauberkraft hat er allein vom Brande und vom Rauch, der unsern Nerven so angenehm ist. Es ist eine alte Gewohnheit, daß man mit dem Rauche allerhand Kräuter, um damit zu zaubern versucht hat, eben nicht mit Hilfe des bösen Geistes, sondern wider böse Geister, die man in Krankheiten sich zu verstopfen gemeinet hat. Unsere Letten nennen es Stoechern, consuecieren, und brauchen es für ihre Kinder in ihren Krankheiten, zuweilen mit Nutzen; dann es betäubet ihre Nerven, daß sie davon einschlofen, und ihre Natur hernach im Schlafe das überige zurecht, und in Ordnung bringt. Wann man in unsere Baurenstuben kommt, wo das Tannenholz, die Pergel, zur Leuchte gebrannt wird, so ist manchem der Geruch des Brandes angenehm. Diese asiatische Frucht, der Caffe, hat nun den Rang über alles angenehme Branntige genommen, und die Welt so bezaubert, daß sie nunmehr, als eine wichtige Kaufmannswaare, gleich ihrem Bruder, dem Toback, der americanischen Pflanz, die Herrschaft über dem Geschmack behalten werden, so lange die Welt steht.



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Vom Lächerlichen im Umgange und der Lebensart.

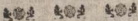
D. p. 177-178
1764.

Die Sittenlehre im eigentlichen Verstande, oder die philosophische Moral ist beständig der groffe und wichtige Vorwurf der Philosophen gewesen. Die grössten Männer, die tiefsten Weltweisen der ältern und neuern Zeiten haben uns vorerfliche Lehrgebäude derselben in die Hände geliefert. Sie ist auf unzählige Weise und in unendlichen Formen abgehandelt und umgegossen worden. Welche Menge der Systematen und Auszüge dieser Wissenschaft belästigen unsere Bücherschränke und Studierstuben? Sie bleibt auch ewig eine der edelsten Beschäftigungen der menschlichen Seele. Kan der Mensch die Pflichten, wozu sie ihn anweist, genau genug kennen lernen, und wie schwer wird es ihm sie nach ihrem ganzen Umfange in Uebung zu bringen? Ich werde mir es niemals in den Sinn kommen lassen ein Sittenlehrer in diesem Verstande zu werden. Es übersteigt meine Kräfte, und würde bey den vorerflichen Werken dieser Art, die

wie besäßen, meine Schwäche verrathen. Jedoch sey es mir erlaube, da ich keine Sittenlehre zu schreiben vermag einige Anmerkungen zur Lehre der Sitten, wenn ich so reden darf, oder zur Lehre im Umgange im gemeinen oder täglichen Leben zu machen. Meine Betrachtungen betreffen also nur die Pflichten der Menschen im Umgange unter sich. Sie gehen auf ein natürliches und vernünftiges Betragen, so seinen Ursprung der Achtung zuschreibt, die wir einer dem andern täglich erweisen. Sie haben eigentlich nur die Höflichkeit, ein vernünftiges und ungezwungenes Benehmen gegen Personen von allen Ständen zum Vorwurf, und betreffen eigentlich nur das, so wir Lebensart oder Welt nennen. Wie sehr, glaube ich, ist hier noch zu bessehn? Wie lächerlich ist, meiner Meinung nach, noch in vielen Stücken unsere so genannte Lebensart, und wie abgeschmackt unsere Sitten?

einige zur Wesper. Nach genauer Betrachtung ist es wohl des Morgens am gesündesten, weil er seine Kraft dem Nervengebäude allein mittheilet. Gleich nach Tisch ihn zu trinken, heisset der Arzt seinen Magen züchtigen, und das Wort ist schon recht, wann man mehr als ein oder zwei Tassen nähme. Welches es aber bey dieser Zahl, so wird der Magen nicht murren; der Caffe bekommt den Geschmack der Speise im Munde; es ist eine unnöthige Zärtlichkeit, die doch nicht so schädlich ist als eine Pfeiffe Taback. Zur Wesper wird er gemeinlich in Gesellschaft getrunken; um 3 Uhr ist die Verdauung meist geschehen. Speiset man dann wieder dabey, so gewinnt man noch wohl etwas davon auf den Ribben, und thut sich was zu gute. Man will den Magen nicht müßig seyn lassen; gewiß aber züchtigt man ihn, wann man den Caffe nicht mit einigen Gewürzen erköhlet. Züchret man aber Walsungen, so lasse man lieber den Caffe ungetrunken. Die Zahl der Tassen wird des lezten Selbstprüfung überlassen. Es kommt hiebei auf den Sinn der Züchtigung an. Trentians Zahl ist gewiß hinlänglich, und mehrmalen im Tage, worüber er klagt,

selbst zu wiederholen, gewiß schädlich. S. 20. Der Caffe ist ein Zauberkraut, und seine Zauberkraft hat er allein vom Brande und vom Rauch, der unsern Nerven so angenehm ist. Es ist eine alte Gewohnheit, daß man mit dem Rauche allerhand Kräuter, um damit zu zaubern versucht hat, eben nicht mit Hilfe des bösen Geistes, sondern wider böse Geister, die man in Krankheiten sich zu verstopfen gemeinet hat. Unsere Letten nennen es Stoechern, consuecieren, und brauchen es für ihre Kinder in ihren Krankheiten, zuweilen mit Nutzen; dann es betäubet ihre Nerven, daß sie davon einschlofen, und ihre Natur hernach im Schlafe das überige zurecht, und in Ordnung bringt. Wann man in unsere Baurenstuben kommt, wo das Tannenholz, die Pergel, zur Leuchte gebrannt wird, so ist manchem der Geruch des Brandes angenehm. Diese asiatische Frucht, der Caffe, hat nun den Rang über alles angenehme Branntige genommen, und die Welt so bezaubert, daß sie nunmehr, als eine wichtige Kaufmannswaare, gleich ihrem Bruder, dem Taback, der americanischen Pflanz, die Herrschaft über dem Geschmack behalten werden, so lange die Welt steht.



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Vom Lächerlichen im Umgange und der Lebensart.

D. p. 177-178
1764.

Die Sittenlehre im eigentlichen Verstande, oder die philosophische Moral ist beständig der groffe und wichtige Vorwurf der Philosophen gewesen. Die grössten Männer, die tiefsten Weltweisen der ältern und neuern Zeiten haben uns vorerfliche Lehrgebäude derselben in die Hände geliefert. Sie ist auf unzählige Weise und in unendlichen Formen abgehandelt und umgegossen worden. Welche Menge der Systematen und Auszüge dieser Wissenschaft belästigen unsere Bücherschränke und Studierstuben? Sie bleibt auch ewig eine der edelsten Beschäftigungen der menschlichen Seele. Kan der Mensch die Pflichten, wozu sie ihn anweist, genau genug kennen lernen, und wie schwer wird es ihm sie nach ihrem ganzen Umfange in Übung zu bringen? Ich werde mir es niemals in den Sinn kommen lassen ein Sittenlehrer in diesem Verstande zu werden. Es übersteigt meine Kräfte, und würde bey den vorerflichen Werken dieser Art, die

wie besitzen, meine Schwäche verrathen. Jedoch sey es mir erlaube, da ich keine Sittenlehre zu schreiben vermag einige Anmerkungen zur Lehre der Sitten, wenn ich so reden darf, oder zur Lehre im Umgange im gemeinen oder täglichen Leben zu machen. Meine Betrachtungen betreffen also nur die Pflichten der Menschen im Umgange unter sich. Sie gehen auf ein natürliches und vernünftiges Betragen, so seinen Ursprung der Achtung zuschreibt, die wir einer dem andern täglich erweisen. Sie haben eigentlich nur die Höflichkeit, ein vernünftiges und ungezwungenes Benehmen gegen Personen von allen Ständen zum Vorwurf, und betreffen eigentlich nur das, so wir Lebensart oder Welt nennen. Wie sehr, glaube ich, ist hier noch zu bessehn? Wie lächerlich ist, meiner Meinung nach, noch in vielen Stücken unsere so genannte Lebensart, und wie abgeschmackt unsere Sitten?

Die Lehre der Sitten, oder einer vernünftigen Lebensart und Führung gegen Personen aus allen Ständen beschärfet bey Erziehung der Kinder, schon in den zarteren Jahren derselben, die Wachsamkeit vernünftiger Eltern. Die Schuln sind Werkstätte, in welchen der Mensch mehr allein gelehret werden, sondern sich auch zum ausständigen Umgange bilden und in Gesellschaften erträglich, ja beliebt und angenehm machen soll. Erhalten wir diese letzte Absicht immer? Zufrieden, dem überhandnehmenden Uebermuth der Jugend Einhalt zu thun, schickten wir sie in die Schule. Wir sind vergnügt, wann der Knabe nach unserm Ausdruck, artig und stille wird, das ist, wann er keine grobe Stücke mehr an sich sehen läßt. Der vernünftige Umgang, die wahre Höflichkeit, das Angenehme im Betragen, das Gefällige in Gesellschaften wird verabsäumt. So wächst insonderheit der gemeine Mann an, und der milde Stand thut es ihm öfters nicht sehr zum voraus. Ihre Unterweisung ist leichte, ihre Lebensart einfach, und ihre Beispiele gegewogen und pedantisch. Der Unterscheid der Stände ist ihnen nur nach dem äußerlichen bekannt. Wie soll ihre Ausführung so beschaffen seyn, daß sie allen gefällig werden? Der Vornehmere bey dem die Lebensart, oder anständige Umgang zu Hause seyn sollte, fehlt auch nicht selten. Er begegnet dem Ge-

ringern wechenseits mit einer in die Augen fallenden kalten Höflichkeit, zumal wann er ihn nicht nöthig hat. Der Geirigere vertheidigt auch öfters seine Grobheit gegen Vornehmere aus dieser Ursache, und wird dadurch noch unerträglichere wie jener. Sein Ranggele des Umganges mit Höhern als er selbst ist, bringt ihn eine Furcht bey, die endlich zur Natur wird. Er sieht den Vornehmern als stolz und hochwärtig an, und hat öfters nicht unrecht. Dieser glaubt den Geirigern nicht besser begegnen zu dürfen, weil er dafür hält, er vertheile es nicht besser. Nichts desto weniger giebt es auch Beispiele, daß Freundschaften, edle Freundschaften, entstehen und unterhalten werden, deren Quelle und Ursprung anfanglich nichts als eine wahre und vernünftige Höflichkeit, von der wir reden, geworen ist. Diese Höflichkeit mag wohl größtentheils darian bestehen, daß einer dem andern bey aller Geirigkeit ohne Absichten Gefälligkeiten erzeigt, bloß aus gutem Herzen, weil er sein Mitbürger und ein Geschöpf von gleicher Art mit ihm ist.

Aus diesen Bewegungsgründen gegen jedermann, ohne Zwang höflich, freundlich und dienstfertig zu seyn, gehet dem menschlichen Leben und Umgange einen hohen Geschmack zu geschweigen, daß das Gute, so hoher entsiehet immer wieder auf den

der es ausübt, zurück fällt. Diesen vernünftigen Gefälligkeiten, diesen Achtungen gegen jedermann, gebe ich also meinen billigen und verdienten Preisfall.

Nunmehr kommt ich meiner Absicht näher, um das Lächerliche, das Uebertriebene, das Unanständige und das Unvernünftige im Umgange oder in der Lebensart zu beleuchten. Wir wollen einige Proben vornehmen. Es zeigt eine Art der Achtung an seinem Freunde bey dem Besuch entgegen zu gehen und zu empfangen. Wann Gesundheit, Jugend und Kräfte es erlauben, so mag es bey guter Jahreszeit geschehen, ob es gleich, wann wir das Gesicht der Mode in diesem Falle haben, einerley ist, ob wir empfangen und begleitet werden, oder nicht. Wir können doch nicht weiter als vor der Thüre oder höchstens auf der Gasse unsern Besuch empfangen, und so weit wieder begleiten. Den übrigen Weg nach Hause muß unser Freund doch ohne unsere Gesellschaft machen.

Alein bey kalter und schlechter Jahreszeit, bey kränklichen Umständen und andern Gelegenheiten mehr, seinen Freunden diese Höflichkeiten zu erzeigen, muß ihm unangenehm und überflüssig seyn. Ich zwingen ihn zu Gegenhöflichkeiten, ich verlange sie durch mein Betragen, und wir setzen und beyde wenigstens einer Erklärung aus.

Das Grüßen ist an einigen Orten, und so auch bey uns, eine bis zum Ekel Mode gemordnete Sache. Wir grüßen Bekannte und Unbekannte, und jeder verlangt einen Begrüßung. Der im Hause sitzt, der hinter einem zugemachten Fenster in der Wärme laurt, der in der Kutsche fährt, denkt nicht daran, daß es regnet, schneiet oder kaltes Wetter ist. Er grüßt immer fort und will bedankt seyn. Die Höflichkeit wird beynahe zur Grobheit. Wir sind sonst willig und gehorsam die Lehren und Gebrauche Frankreichs anzunehmen, warum nicht in diesem Falle? Dort grüßen sich nur Bekannte. Im vordensfahren, gehen und reuten ist, um im Grüßen den Anfang zu machen, die Reiche an dem Vornehmsten, weil ihm das Recht zugestanden wird, daß er eher dem Geirigern, als dieser ihm beschwerlich seyn kan. Hier ist man so gar des Nichts vordes Grüßens nicht sicher. Man grüßt leere Kutschen bey dem dunkeln Schein des Mondes oder der weiten Entfernung der Lampen. Es dünnt doch jemand in der Kutsche sitzen, man muß höflich seyn.

Das Nörgeln bey dem Essen und Trinken, bey der Caffe und Thee ist gänzlich unerträglich. Der Gast wird mit Gewalt der Höflichkeit zum Gezwungen; er muß den Willen des

Wirths erfüllen. Die wahre Lebensart erfordert, daß ich meinem Gast alle mögliche Befälligkeiten und Bequemlichkeiten in meinem Hause erzeige und verschaffe. Was kan aber gefälliger und bequemer seyn, als daß ich ihm seinen freyen Willen lasse, den er doch zu Hause gehabt hätte. Er würde sich ja sonst zu Hause mehrere Höflichkeit selbst erwiesen haben. Der Wirth ist Herr im Hause, und hat seinen freyen Willen, das ist aber noch nicht genug, der Gast muß von ihm abhängen, und das thun, was er verlange. Der Gast muß essen, was ihm der Wirth wählet; er muß so viel genießen, als der Wirth will, und muß so lange sitzen, als sein Wohlthäter für gut befindet. Der Gast muß gehorchen und der Wirth ist aus lauter Höflichkeit und Lebensart sein Beschützer.

Wie groß könnten wir nicht das Verzeichniß solcher unnatürlichen Höflichkeiten machen? Welche Fehler erblickt man nicht in der Lebensart, in Gesellschaften, Zusammenkünften, beym Tanz und Spiel. Ist das Betragen der Gevingern gegen Besuche in allen Stücken der Verunft, Zeit und Ort angemessen? und finden wir das Bezeigen der Leberten gegen die ersten nicht öfters fehlerhaft. Man könnte hier Grenzen der Höflichkeit für Vornehmere bestim-

men: man könnte dem Gevingern Unterzeige geben, wie er mit Anstand und wahrer Höflichkeit, ohne bisweilen zu kriechen, den Vornehmern antreten soll; wie, wie lange und auf welche Art er ihn unterhalten müsse; wann er zuerst zu reden anfangen, oder den Anfang des Gesprächs erwarten müsse; wie die Art der Kleidung nach Beschaffenheit der Umstände seyn müsse; welcher Unterscheid zwischen Gast und Wirth, wann dieser oder jener vornehmer ist, zu beobachten ist: man könnte noch besondere Regeln in Ansehung des Umgangs mit dem schönen Geschlechte verschreiben; hier würden der Vorwurf der Gespräche, der Ausdruck, die wahre Ehrebeugung, das Norürliche, das Unhöfliche ihre besondere Abhandlungen bedürfen.

Diese Lehren gehören in kluge Schulen und es ist nicht unmöglich, sie der Jugend durch das Mittel der Schauspiele einzuprägen. Hier kan ich den Knaben in alle Stände und Begebenheiten sehen. Ich kan ihn bald Fürst, bald Bürger seyn lassen. Man sehe was er vermag, und verbessere ihn.

Wir wollen zum Beschluß noch einer bekannten Unionsländigkeit in Reden gedenken. Es ist dieses die angenehme Gewohnheit vieler Personen ihren Gesprächen und Erzählungen einen wohlklingenden Fuch oder Schimpf-

Schimpfwort zum Siegel der Wahrheit aufzubringen. Es ist ein unlangbares Zeichen meiner Dummheit. Denn ich setze bey meinen Unterredungen immer zum voraus, daß man mich für einen Lügner hält. Es ist ein unschlaubares Merkmal einer Leichtsinigkeit und Bewissenlosigkeit im Sündigen, und ein offenkundiger Beweis, daß ich zu schwach und unfähig bin, statt meiner Blüthe etwas geschicktes zu Werke zu bringen.

Die teure Speichwürter und bon mots zu vermeiden, oder wenigstens

sie zur rechten Zeit anzubringen, verdiente bey einer Abhandlung oder Unterredung einer klugen Lebensart ihren besondern und nöthigen Platz. Der Verbote, mit Personen von Söhnen zu sprechen, die sie nicht verstehen, würde keine Stelle auch nicht eintreten können. Und vielleicht würde ein Absterben davon manchem Soldaten die Anweisung geben, keine Dame vom Kriege und Schlachten zu unterhalten. Die Lügner müssen endlich am härtesten gezügelter werden.



Rede

Er. Hochfürstl. Durchl. des Herzogs von Curland

Ernst Johann

an Eine Wohlgebohrne Ritter- und Landschaft
des Herzogthums Curland.

Der Anblick einer so zahlreichen Versammlung wahrer Patrioten, kan für mich nicht anders als rührend seyn.

Ich setze vor mir den Kern eineritterschaft, deren westlicher Character, zu allen Zeiten, durch die Liebe der Zurecht, die Ehrfurcht

für Unse Religion, und die Sorgfalt für die Glückseligkeit Unserer gemeinschaftlichen Vaterlandes, bestimmet ward.

Eben diese Triebe sind es auch, die Sie jetzt beleben; keine andere Bewegungsgründe haben Sie an diesem Ort geknüpft, Wachen Sie

nun, da meine Brust mit eben diesen Regungen erfüllt ist, mochen Sie, sage ich, davon den Schluß auf das Wegzürigen, welches Dero Gegenwart in sich wirken muß.

Mehr als zwanzig Jahre sind verfloßen, seit dem ich durch ein misderwärtiges Schicksal verhindert worden bin, mit Ihnen gemeinschaftlich an dem Aufnehmen dieses geliebten Landes zu arbeiten.

Dieser Zeitlauf, hat zwar meine Wirksamkeit unterbrochen, aber niemals diejenige väterliche Meinung meines Herzens vermindern können, deren Gegenstand allein die Glückseligkeit Carlands war.

Dieses Blut hat niemals aufgehört für Sie zu wallen, und der Trost der Vater, hat der Sorgfalt, die in meinem Gutsen für Sie beunnet, nichts von ihrer Lebhaftigkeit geraubt.

Wie oft habe ich in den Togen meiner Prüfung, deren mich die Vererbung ausgesetzt hatte, mein eigenes Ungemach vergessen, da indessen mein Herz über das Ihrige blutete.

Als Vater, als Gemahl, als Freund empfand ich die Lasten, welche die Ungerechtigkeit, in ihrer Wuth auf mein Haus, schürzte, aber sie schienen mir erträglicher, als die Drangsalen meiner Landeslinder, denen man Freiheit, Geseze und Religion zu rauben drohete. Die Presigungen, unter welchen ein Ganzes

seufzte, schien ihre ganze Kraft auf mich auszuüben, da die Gewalt mir es zur Unmöglichkeit machte, diese Unterdrückungen zu erleichtern. Endlich hat die Allmacht diesen traurigen Perioden kein Ziel gesetzt. Sie hat die Gerechtigkeit der großen Vehmerschirm des Russischen Reichs erwöhlet, Ihre Absichten auszuführen. Ihres Kayserl. Majestät waren zu weise, das mir wiedererfehrene Unrecht nicht zu erkennen, und zu großmüthig um es gleichgültig anzusehen.

Die Gnade dieser kühnlichen Monarchin, hat das Werk Ihrer Gerechtigkeit, welches Sie bereits lange zuvor, ehe die Vorsicht Allerhöchster Denkselben den Scepter in die Hände gab, allzu hemmsetzert, vollkommen gemacht, und Ihr habe ich die Zufriedenheit zu danken, mit welcher ich mich wieder in meinem Lande, und mitten unter meiner getreuen Ritterschaft sehe. Es ist uns nöthig Eine Wohlgeb. Ritter- und Landtschaft an denen ungetreulichsten Vanden, an jenen feyerlichen Verträgen, und an der Bezeichnung zu erinnern, durch die Wir mit einander verbunden sind. Eben so überflüssig würde es seyn zu wiederholen, daß meine Unglücksfälle, welche mit jenen nicht den geringsten Zusammenhang haben, denselben keinen Nachtheil bringen, zu geschweigen diese unger-

crem-

treuliche Verbindungen auflösen können.

Eine Wohlgeb. Ritter- und Landtschaft ist zu gründlich von diesen Vorsehungen überzeuget, als daß sich Rücksache haben sollte mich länger dabei aufzuhalten. Aus gleichem Grunde übergebe ich alles, wodurch man in meine Gerechtigkeit gegrißen, und meine Widerwartigkeiten zu Decht dieser Verteidigungen gebrauchen konnte. Ich will deren Ansehen nimmermehr vernachlässigen, und Eine getreue Ritter- und Landtschaft kan, von deren sänzlischen Bergessenheit noch den von mir an Selbstig ergangenen Anb versahen vollkommen überzeugen seyn. Indessen kan ich mich nicht unberührt lassen, weil die Absichten der Erfinder zu schwarz und zu rüchlich sind, als daß sie verborgen bleiben könnten.

Man schmeht sich nicht die großmüthigsten Absichten der Allerhöchsten Kaiserin aller Reichen zu bescheiden, und den Willkürigen Ihrer Gerechtigkeit eigenmüthige Bewegungsgünde durch die abscheuliche sie Vorheit anzudeuten. So wie einem Auge voll verdorbener Säfte der Glanz des Lichts unentzündlich wird, eben so werden niederdürftige Seelen durch eine Trugsch, die ihnen unbegreiflich ist, betriegt; Gerechtigkeit und Großmuth sind ihnen unbekannt empfindungen, und daher

suchen sie deren Wirkungen auf eine Art zu erklären, die ihren eigenen Gefinnungen mehr ähnlich ist.

Weich im Trinstup für die Wahrheit, daß unter allen vernünftigen Leiden Bieden Er. Wohlgebohrenen Ritter- und Landtschaft sich keines findet, welches diese Mißgeburt der Jammerlich ohne Abscheu und Schauer anbeten könnte, und mich beschämend für die Ackerer jener Allmächtigen sind, nicht die allernüchsigste Declaration, durch welche Ihres Kayserl. Majestät, gleich einer wohlthätigen Gottheit, Unsere Rechte, Freiheit, Religion, und die unverleßliche Verbindungen in welcher Wir mit der Durchl. Republic stehen, in Sicherheit zu setzen gerathen.

Betrachtungen wie diese würden bey Dem auch so weisen Grund gebäuden Vertrauen, welches nicht mit Ein Wohlgeb. Ritter- und Landtschaft verbindet, Unsere Zufriedenheit vollkommen machen, wenn nicht diese Veruhigung, durch einigste Mißvergnügen unterbrochen würde. Noch sehe ich, daß einige Glieder der Landtschaft sich denen ihnen obliegenden Pflichten der Treue gegen Uns entziehen. Diese Ueberlegung muß mir um so viel empfindlicher seyn, da sich Personen darunter finden, welche zu Wählern der Grundgeseze dieses Staats verordnet sind, und eben diese Geseze beschworen haben die Unsere

Unsere Invesidit eine ewige und un-
veränderliche Kraft versichern, und
alles, was demselben zuwider, und
zur Befrängung Unserer Rechte vor-
genommen worden für ungültig und
nichtig erklären, so glich auch allen
darüber abgelegten Eidschwüren, Ihre
Verbindlichkeit benehmen.

Er. Wohlgeb. Ritter- und land-
schaft ist nicht unbekant, daß die
Mittel, dieselben zu Ihrer Pflicht
anzuhalten, vor Uns in Bereitschaft
liegen: Allein kan das Hertz eines
Waters sich entschließen, die Strenge
zu gebrauchen, so lange noch einige
Hoffnung, zur Besserung, durch Ge-
sindigkeit übrig ist?

Ich mache mir daher ein Ver-
gnügen daraus, meiner getreuen Rit-
ter- und landschaft, auch hierinnen
ein Werknahl meines uneingeschrän-
kten Vertrauens zu geben, daß ich
es gänzlich Derselben Einsicht und
Ueberlegung heimstelle, die Mittel
ausfindig zu machen und vorzuleh-
ren, durch welche Selbige zur Er-

kenntniß und Befolgung ihrer Pflicht
geleitet werden können.

Mein Zweck gehet lediglich auf
die genaueste Vereinigung mit Er.
Wohlgeb. Ritter- und landschaft zur
Wiederherstellung der Befese, und
zur Glückseligkeit Unsers Landes; die
Wohlfahrt meiner Landesfinder wird
alzeit das Ziel meiner Bemühun-
gen, und zugleich deren Belohnung
seyn. Das zuversichtliche Vertrauen,
es werde E. Wohlgeb. Ritter- und
landschaft auf Ihre Seite nicht un-
terlassen, um Sich in solcher Absicht
mit Uns zu vereinigen, gereicht mir
dabey zu annehmendem Vergnügen.

Das höchste Wesen ober lenke
dieses Unser gemeinschaftliches Be-
streben, zu hiesinnem Ende,
und laße dieses Land, welches so lan-
ge ein Schauplag der Drangsale und
Verwirrung gewesen ist, den Segen-
stand seines Segens und ein Ver-
spiel der vollkommensten Glückseli-
keit seyn.



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Roßfutter für Thiere.

Die alten Weltweisen haben den
Menschen zum Thiere gemacht.
Ob der scharfsichtige Aristote-
les das schöne Geschlecht davon aus-
genommen, darüber mögen unsre Po-
eten sich vergleichen. Der große Na-
turgelehrte unsrer Zeiten, der Ritter
Linnäus in Schweden macht in sei-
nem Thierreiche wenigstens keine Aus-
nahme. Er rangiret den Menschen
ohne Unterschied des Geschlechtes mit
dem Affen, dem Davian, dem Wald-
taffel, der Mergelose, dem Hunde-
kopf und dem Zauhier zusammen,
und setzet sie nur in die Classe der
Primateen. Eine schöne Gesellschaft,
die in der Gealt und dem thieri-
schen Leben trefflich übereinkömmt!

Thiere nehmen allerlei Gewohn-
heiten an. Die Natur selbst hat dem
Menschen das Vermögen, welche zu
erfinden, mitgetheilet. Der Noth
jetzt oft die Mittel an, wie man
einer unabweislichen Gefahr entge-
hen könne. Ergingen sich nun gleich

älle, daß Menschen hungern, so
muß es doch nie dem reichen Haus-
vater, dem Schöpfer der Natur in
Rechnung gebracht worden, warum
sie in der Freiheit verhungern. Der
Schlüssel zu den weiten Vorraths-
kammern des Thier- und Gewächs-
reiches ist unser Verstand. Ob wir
nun gleich das wenigste noch damit
eröffnet, so sehet uns doch das Wis-
sen, was wir davon aufgeschlossen,
außer Verlegenheit in einer Hungers-
noth umzukommen.

Nicht die Lüsternheit allein, son-
dern größtentheils der Mangel und
die Unwissenheit bequemerer Hülf-
mittel brachte die Menschen auf den
Einfall allerlei Gaben der Natur
zu versuchen. Der Hunger machte
die Probe. Der Geschmack fand ein-
ge gut, und wählte sich solche durch
Gewohnheit zu seinen Leckerbissen.
Alle Nationen in Europa haben ge-
wisse Favoretspecies im Bedrauche,
darauf sich kein Ausländer geen zu

Die

Unsere Invesidit eine ewige und un-
veränderliche Kraft versichern, und
alles, was demselben zuwider, und
zur Befrängung Unserer Rechte vor-
genommen worden für ungültig und
nichtig erklären, so glich auch allen
darüber abgelegten Eidschwüren, Ihre
Verbindlichkeit benehmen.

Er. Wohlgeb. Ritter- und land-
schaft ist nicht unbekant, daß die
Mittel, dieselben zu Ihrer Pflicht
anzuhalten, vor Uns in Bereitschaft
liegen: Allein kan das Hertz eines
Waters sich entschließen, die Strenge
zu gebrauchen, so lange noch einige
Hoffnung, zur Besserung, durch Ge-
sindigkeit übrig ist?

Ich mache mir daher ein Ver-
gnügen daraus, meiner getreuen Rit-
ter- und landschaft, auch hierinnen
ein Werknahl meines uneingeschrän-
kten Vertrauens zu geben, daß ich
es gänzlich Derselben Einsicht und
Ueberlegung heimstelle, die Mittel
ausfindig zu machen und vorzuleh-
ren, durch welche Selbige zur Er-

kenntniß und Befolgung Ihrer Pflicht
geleitet werden können.

Mein Zweck gehet lediglich auf
die genaueste Vereinigung mit Er.
Wohlgeb. Ritter- und landschaft zur
Wiederherstellung der Befese, und
zur Glückseligkeit Unsers Landes; die
Wohlfahrt meiner Landesfinder wird
alzeit das Ziel meiner Bemühun-
gen, und zugleich deren Belohnung
seyn. Das zuversichtliche Vertrauen,
es werde E. Wohlgeb. Ritter- und
landschaft auf Ihre Seite nicht un-
terlassen, um Sich in solcher Absicht
mit Uns zu vereinigen, gereicht mir
dabey zu annehmendem Vergnügen.

Das höchste Wesen ober lenke
dieses Unser gemeinschaftliches Be-
streben, zu hiesinnem Ende,
und laße dieses Land, welches so lan-
ge ein Schauplag der Drangsale und
Verwirrung gewesen ist, den Segen-
stand seines Segens und ein Ver-
spiel der vollkommensten Glückselig-
keit seyn.



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Roßfutter für Thiere.

Die alten Weltweisen haben den
Menschen zum Thiere gemacht.
Ob der scharfsichtige Aristote-
les das schöne Geschlecht davon aus-
genommen, darüber mögen unsre Po-
eten sich vergleichen. Der große Na-
turgelehrte unsrer Zeiten, der Ritter
Linnäus in Schweden macht in sei-
nem Thierreiche wenigstens keine Aus-
nahme. Er rangiret den Menschen
ohne Unterschied des Geschlechtes mit
dem Affen, dem Davian, dem Wald-
taffel, der Mergelose, dem Hunde-
kopf und dem Zauhier zusammen,
und setzet sie nur in die Classe der
Primaten. Eine schöne Gesellschaft,
die in der Gestalt und dem thieri-
schen Leben trefflich übereinkömmt!

Thiere nehmen allerlei Gewohn-
heiten an. Die Natur selbst hat dem
Menschen das Vermögen, welche zu
erfinden, mitgetheilet. Der Noth
jetzt oft die Mittel an, wie man
einer unabweislichen Gefahr entge-
hen könne. Ergingen sich nun gleich

älle, daß Menschen hungern, so
muß es doch nie dem reichen Haus-
vater, dem Schöpfer der Natur in
Rechnung gebracht worden, wenn
sie in der Freiheit verhungern. Der
Schlüssel zu den weiten Vorraths-
kammern des Thier- und Gewächs-
reiches ist unser Verstand. Ob wir
nun gleich das wenigste noch damit
eröffnet, so lehret uns doch das Wis-
sen, was wir davon aufgeschloffen,
außer Verlegenheit in einer Hungers-
noth umzukommen.

Nicht die Lustigkeit allein, son-
dern größtentheils der Mangel und
die Unwissenheit bequemerer Hülf-
mittel brachte die Menschen auf den
Einfall allerlei Gaben der Natur
zu versuchen. Der Hunger machte
die Probe. Der Geschmack fand ein-
ge gut, und wählte sich solche durch
Gewohnheit zu seinen Leckerbissen.
Alle Nationen in Europa haben ge-
wisse Favoretspecies im Bedrauche,
darauf sich kein Ausländer geen zu

Die Gasse

Gasse bitten läßt. Man lese nur den Arzt in etlichen seiner Bücher, wor die Namen euseuerer Vögel wissen will, die ihr Leben mit ganz unnatürlichen oder widernatürlichen Mitteln erhalten und fröhlich machen. Einem natürlichen Leckermaule werden solche seltsame Berichte wohl nicht den Speichel erregen. Selbst unsere Nachbarn thun sich an manche Arten von Speisen und Getränken was zu gute, davor doch einem ungewohnten Deutschen Mogen anfänglich die Haare schauert.

Kann das edelste Thier, der Mensch sich zu manchen Speisarten gewöhnen; so lassen auch wohl die niedrigeren Creaturen sich im Fall der Noth zu einem schlechteren Futter führen. Die wilden Thiere gehn uns nicht hier an. Diese wissen sich immer Fräs zu schaffen. Für die Hausvögel, die uns dienlich sind, haben wir als Hausherrn zu sorgen. Wie mancher befindet sich auswärts die Hunde und Katzen, als fleischfressende Thiere, in den Häuten der Tagelöhner, wo sie das Jahr hindurch weder Fleisch noch Fische riechen! Ein Brodchen härtes verschimmeltes Brod; ein Löffel ungeschmackhafter Mehlspeise, den die armen hungerigen und dabei frischen Kinder aus Mitleiden und Unachtsamkeit sparsam ganz ihnen hinsetzen, macht diese Creaturen gel und fruchtbar. Doch dieses Vettelweil unter den Thieren läuft herum und schafft sich ent-

weder mit Schmeicheln und Lieblosen eine kleine Zubuße, oder helet auch mit List und Dreistigkeit das weg, was für sie nicht hinsetzet war.

Die Pferde und das Hornvieh sind es also, dem unsere Erfindungskunst im Futtermangel zu Hülfe kommen muß. Pecus vero magno in honore habebant, schreibt Cäsar von seinen Soldaten, die lieber in der Hungersnoth sich Brod aus Wursten bereiteten, als ihr Vieh darben ließen. Eben so muß ein Hausvater gesinnt seyn.

Die sehr nughare Ziege giebt mit ihrer Kinde nicht nur für Menschen eine Nothhülfe ab, sondern ihre Keiser sind auch für das Vieh dienlich befunden worden. Die Finnen, und die neuen Colonisten in Lapland, die sich an den groben trocknen Fischen nicht die Zähne stumpf beißen wollen, müssen ihr Brod damit verfeinern. Von den Zweigen der Ziege hat der Königl. Schwedische Regierungsrath Sandberg seine Erfahrungen mitgetheilet, wie wohlthät man das Vieh damit erhalten könne. Bey den langen nordischen Wintern, die gemeinlich länger als der Vorraht des Futters dauern, bey schlechtem Wiesewachs, und auf Gütern, da man zur besseren Dünung der Felder viel Vieh zu halten hat, sind dergleichen Versuche nöthig nachzumachen. Die Zutreibung ist diese:

Man

Man nimmt mäßig grosse Zweige, sonderlich von den jungen Fichten, reisset die kleinsten Keiser davon ab, und hackt dieselben mit dem Weil so klein als immer möglich ist. Diese zerhackten Keiser leget man in ein dicht Gefäß, und gießet Wasser drauf, welches ein oder zwey Tage drauf stehen muß, daß sich das stärkste Harz herausziehe. Dann nimmt man von diesen Keisern 4 bis 8 Stof zugleich, leget solche jedem Pferde in der Krippe vor, und streuet 2 bis 3 Sespen Abschrottes von allerley Saat, Kley, Haber, Gröhe oder Träden darunter, wie man von jedem Vorrath hat, oder auch dem Vieh gut thun will. Werden nun die Pferde noch einiger Zeit dieses gemohnet, so freffen sie es auch trocken, ohne Zuthat der obigen, wenn man ihnen Morgens und Abends statt des Habers oder Häckelings ein Futter davon giebt.

Auch die groben Oehlen, sagt man, nehmen manchmal Complimente vorlieb, und diese sind es eben, die sich zu diesem ungewohnten Frost etwas anfänglich nöthigen lassen. Hat man aber mit einem unerbittlich strengen Ernst das Ceremoniel mit ihnen überstanden, so langen sie mit der Zeit selbst zu und gedeihen von diesem Futter. Nur muß es mit der Lacke von Strömlingen, Heringen, oder andern eingesalznen Fischen, auch

wohl mit Urin ein wenig eingesprengt werden, weil sonst die Käbe und das andre junge Vieh nicht gerne dran gehen, wenn es nicht zugleich mit Erdfeilen gut zerfeinset und wohl ermaibet worden. Das letztere ungelährige Hornvieh sehet freulich erst, und stuzet dabey. Ein kleiner Hunger schärfet endlich den Appetit und das Nachdenken, und man will wahrgenommen haben, daß es bey ihnen zuletzt zur Delicatesse geworden.

Die Frage ist hierbey freulich nicht ob man auf diese Erfindung den Ueberschlag zu einer größern Wirtschaft machen könne. Wenigstens stünde in unsen Gegenden niemand noch zu rathen, auf dies Conto einen Meyerhof oder eine Hoflage anzulegen. Große Güter finden noch immer Auswege. Der arme Bauer aber, der oft sein Dach abdecken muß, um sein bißchen Vieh auf magern Weinen kaum bis zur Grausung durchzubringen, hat diese wirtschaftlichen Vorschläge desto nöthiger. Und da diese Blätter ihm nicht vor Augen kommen, so würde jeder Amtmann dieses Nothfutter ihm mit Schärfe anbefehlen können. Denn wo die Mittel zur Nothhülfe so nahe bey der Thüre stehen, war die Verabsäumung derselben desto unverantwortlicher. Man könnte denselben Versuch mit der weniger hartigen und also nicht so mächtigen und wider-

D 2

then

den Tanne machen. Ja alles Tanneholz, dessen Laub nicht Blätter, sondern Nadeln heißen, ist zu dieser Probe bequem.

Eben diese Zweige werden auf eine andre Art ein Hülfsmittel dem Vieh mehr Futter zu schaffen. Man hat schon längst in Schlesien und andern Provinzen Deutschlands das Tangelholzlaub statt des theuren Strohes mit vielen Nutzen zur Streu gebraucht. Wie viel freibar Stroh wird nicht vergebens angewandt um den Dünger zu mehren. Dies Verwerth ist gewiß falsch, weil nicht das Stroh, sondern die Hülmsis und Auflösung oder Gährung der durch den Mist und Horn des Viehes gebeizten Unterstreu den Dünger macht, wozu eben dergleichen Holz nur seiner Säure noch mehr beitragen kan. Wie viel könnte nicht schon hiedurch an Futterkosten gespart werden! Die neulich herausgekommenen Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Zürich belehren uns von dem Gebrauch dieses Stralis auch in der Schweiz. Der philosophische Schweserbauer, der billig ein Meister der Wirtschaft im Kleinen ist, beweiset mit seiner Erfahrung, welchen Werth ihm dergleichen bringe. Aus Schmidens lesen wir gleiche Beobachtungen.

Obenhin merken wir von dieser Art noch einen wirtschaftlichen Nutzen an. Güter, deren Aecker von Viehland Gefahr laufen, wie denn oft ganze Kirchspiele diesem Uebel ausgesetzt sind, können keine bessere Schutzwehre als die vom Tangelholz haben, wenn sie ein solch Waldchen anlegen. Weil es mit dem Saamen sehr unsicher ist, so kan man junge Bäume dahin setzen, und zuweisen, daß sie gegen den Zug des Sandes stark genug seyn, und vor der Streuge des Frosts auch tief genug gesetzt werden.

Die andre Art von Nothfutter ist das Queckengroß, ein für alle Felder verderbliches Unkraut, das zu seiner Ausjagung und Ausrottung ein eigen Instrument erfordert. Unfre Vorältern verdammten es aus dieser Ursache Suberwise zum Feuer, und die ihm noch das Leben schenken, brauchen es in der Küche zu Scheuerwischen, um das Küchengeräthe damit zu reinigen. Linnäus hat es unter dem Worte: *Triticum*, weil seine Aehren dem Weizen gleichen. Schenckler und Bauhinus nennen es Hundegrass, oder das Gras mit stark unree sich kriechenden Wurzeln. Der Franzose nennt es Hundezahn (*Chiendente*). Obgleich die Hunde, wenn sie eine Magenreinigung suchen, mit allerhand Gras, auch mit den Blättern einiger wohlriechenden Blumen, deren

Zwiebeln

Zwiebeln oder Wollensast grüß ist, dasselbe verrichten können; so bemerkt man doch, so bald sie Gelegenheit haben, daß sie der Süßigkeit wegen die Quecke wohl unter hundert Grasarten zu dieser Absicht aussuchen. Ein Trieb der Natur, den die weiseste Vorkehr den Thieren zu ihrer Erziehung mitgetheilet! Aus dieser Bemerkung haben die Herren Aerzte die Wurzel für die Aportheiden beordert, und officinal gemacht.

Erstliche Männer in der Arzneikunst zu unsern Tagen haben den Gebrauch dieser Queckenzurzel wegen ihres subtilen narkotischen und dabei erlösenden Scheims, dessen Geschmack nichts wideriges hat, in Verschärung der Leber mit vielen Lobsprüchen erhoben. Der Herr Doct. Oseni bekam nach dem Zeugniß des berühmten D. Hofmanns in Halle für die Cur einer ausgeprägten Krankheit, welche er als ein noch zu rechter Zeit ererbener Arzt mit dieser und andern Wurzeln gehoben, ein Geschenk von 100 Reichs Goldgülden. Seltenes Exempel, daß man die Kunst ehren, und Verstand und Erbschaft belohnen wollen, da sonst kaum das Recept und noch schwerer die Mühe und Zeit den Aerzten befohlet werden. Wir haben aber mit den nicht inschen Kräften dieses Grotes nicht zu thun, die niemals groß seyn müssen, wenn das Vieh davon

ein Futter haben soll. *Herba medica est; quam bestia non tangit.* Wir wollen dasselbe also als eine Fütterung vornehmen, und hernach sehen, wie es zubereitet werden muß.

Der alte Pflanzenkenner Plinius hatte schon die Beobachtung gemacht, daß dem Zugvieh das Queckengras grün oder getrocknet das angenehmste sey. Weil auch bey unsern Vorfahren das Vieh Queck hieß, so kan ihnen dieses Unkraut unmöglich zu diesem Gebrauch unbekannt gewesen seyn. Doch dieses Quecken oder Viehgras ist bey andern vortätigen Futter unvermerkt aus der Mode gekommen.

Die Verlauter Sammlungen vom Jahr 1719 und 1720 scheinen in neuern Zeiten dasselbe wieder in Gang gebracht zu haben, indem sie anzeihen, daßelbe abzuwaschen, abzutrocknen, und im Winter dem Ochsen zum Futter vorzulegen. Die Schlesienschen öconomischen Sammlungen berichten, daß dieses Futter von armen Leuten, sonderlich im Gebürge, wo Stroh und Heumangel ist, schon längst gebraucht worden. Sie hätten aber das Geheimniß für sich behalten, damit ihnen die Einsammlung der Quecken ungestört und frey bliebe, wöl sie um diese nöthige und gesunde Fütterung nicht gerne kommen wollten. Eben dasselbst schreibt ein Landwirth,

D 3

daß

daß es nicht nur für Pferde eine treffliche Fütterung abgibt, sondern auch den Kühen mit großem Vortheil den Winter hindurch statt anderer gebräuheten Krautblätter und Rüben gegeben werde. Der Proceß ist kurz dieser:

Man verwahrt die aus dem Acker trocken gebrachte Quecke an trockenen Orten, und läßt weder Erde noch Fäulniß daran bleiben, welches durch das Dreschen auf der Lemme am besten geschieht kan. Dem Rindvieh schneidet man sie unter den Sott oder das Hyeel, dann und wann kocht man sie zur Veränderung, oder brähet sie mit heißen Wasser, mischt ein Sprengliß von Spreu, Kleo oder geschroteten Geträide zu, welches nahrhafte Futter ihnen täglich gerichte wird, und ihnen besser bekommt als schlechtes Heu.

Linnaeus bezeuget, daß, obgleich das Queckengras den Hunden das Brechen erzeuge, die Wurzel doch den Schweinen ein lickerbischen sey, die davon fett würden, und daß zur Zeit der Aebnung ein nahrhaftes Brod daraus gebacken werde. Daß man auf der Insel Gotthland die Schweine damit mäste, ist uns von einer guten Wirtin von daher gemeldet worden. D. Ehrhardt schreibt in dem 89 Stück seiner öconomischen Nachrichten, daß man nun sicher wisse, wie sie dem Vieh ein gesun-

des angenehmes und nahrhaftes Fresen sey, wenn sie wie Haderling geschnitten, und unter dem Gedere verjättert, oder gar zu Mehl gemacht und also im Gefäße gerichtet werde. Er erklärt sie ebenfalls im Brodmangel für tauglich. Gemiß ist sie nahrhafter als das durre Stroh, welches man wohl eher zum Brodbacken vorgeschlagen, das doch bekanntermaßen dem Vieh ein gewöhnlich Futter ist. Sie theilet so gar dem Wasser, darinne sie gekocht worden durch ihr zartes nahrhaftes schleimigtes Wesen einen angenehmen süßlichten Geschmack mit, ohne allen Geruch und also ohne alle Bitterkeit.

Es giebt Gegenden, wo dieses Queckengras gar nicht, oder nicht häufig genug angetroffen wird. Um die Verwechslung derselben zu verhindern, scheint es nöthig, daß wir eine Beschreibung davon geben. Es hat einen anderthalb bis zwey Fuß langen Stengel, dessen Aehre oben einen Finger lang ist, woran die Hohlkörner wechseleweise und ziemlich gedrungen auf beyden Seiten sitzen und einen Reich mit zwey Spelzen haben, doch ohne Stacheln, daher sie der Weizenähre gleichen. Der Stengel ist schmal, aber dauerhafte, und hat wenig Knoten, deswegen weil seine Heilung gering ist. Aus Mangel dieser Knoten treibt er keine Nebenblätter, sondern diese rühren von der Wurzel her.

her. Die Wurzeln kriechen weit, und hängen das Erdbreich fest aneinander, treiben auch immer neue Blätter hervor. Ihr Wachsthum ist sehr schnell. Sie sind dünne wie Strohhalme, weißgelblich, sehr lang, sichtlich von Geschmack, doch mit einem wenig scharfen Nachgeschmack, und haben viel Blätter hervorkeimen, aus welchen in kurzen gar anfesuliche Rasen wachsen, die bei mehreren Alter tief unter sich wurzeln. Aus dieser Ursache sind sie den Wäldern um Bestungen überaus dienlich, weil sie die Erde recht zusammen backen und vor der Gefahr einzuschleffen bewahren.

Die schlechten Wurzeln pflegen man ebenfalls dem Vieh unterzutreiben, nur nicht man sie lange genug in Erdl lassen, und nicht gleich nach etlichen Tagen in Luft und Sonne bringen. Auch sind sie sehr dienlich zur Verwahrung gebräuheter Weizen, die sie durch ihre in einander geschlungenen Wurzeln nicht nur fest, sondern auch angenehm, grün und bezauset machen. Herr Zinck hat in den Leipziger öconomischen Sammlungen dies letztere sonderlich angepriesen. Der Fortsetzer der öconomischen Pflanzenhistorie des Herrn D. Ehrhardts glaube, daß vielleicht der Holländers Kitterag, wenn sie Heusamens war damit auch nur die Dämme an der See haltbar machen, diese Queckenspange sey. Wer

davon mehr Nachricht verlangt, kan sie daselbst auf der 273 Seite des siebenden Theils finden.

Die dritte Art ist nicht sowohl ein Nachfrüher als eine neue und bisher wenig beobachtete Grasart, die in Sümpfen wächst. Der Rittere Linnaeus beschreibet sie in seiner Reise durch Westgöthland, und nennt sie Rassewje. Sie ist ein Geschlecht der Poa aquatica, und also eine Sorte des größten Grotes, das in Europa wächst, wenigstens unter dem weichen Gras, das dem Vieh zur Nahrung dienet. Er hatte vor diesen nur ein paar Stauden davon in Smoland gesehen, drist mehr aber fand er am Weenerstrom, das in selbigen wie Schilf, oder recht wie Geträide im besten Aker, gelwuchs. Die Wahren sagten aus, es gab ein angenehmes Futter für Kühe und Pferde. Sie gebräuheten es zu Lächeln auf ihren Aken, die länger als die Strohblätter dauerten. Er empfiehlt es daher jedem Landmann, dessen Gut dazu die Lage hat, und verpfeilet, daß alle sorgfältige Landwirthe davon zulänglichsten Saamen nehmen, und ihre Sümpfe oder sandigen Böden und Flüsse damit besäen könnten. Kein ausländischer der Holländers Kitterag, wenn sie Heusamens war damit auch nur die Dämme an der See haltbar machen, diese Queckenspange sey. Wer

Wie oft werden mögliche Lehren
 geliebt, und wie wenig werden die-
 selben in Übung gebracht! Endlich
 machte sich Herr Peter Osbeck
 einmal an die Probe. Er pflanzte
 seit drei Jahren die Wurzeln der
 Kasserwe an einen Damme, und
 auf wässrige Wiesen. Er sahe
 mit Vergnügen im ersten Jahre die
 Ausbreitung der Wurzeln in meh-
 reren Stauden, so, daß er in wenig
 Jahren durch einige Stauden eine
 schöne fruchtbare Wiese aus solchen
 Stellen machen konnte, wo nur vor-
 her das harte starke Niedgras (Spar-
 ganium) seinen Aufenthalt hatte.

Herr Osbeck versuchte auch
 viele Jahre die Fortpflanzung dessen
 mit Samen. Das Eden aber
 wollte ihm nicht gelingen. Er
 glaubt aber auch, der Same sey

nie todt gewesen, denn er reiset fort,
 und kommt des frühern Winters ab-
 den nicht immer zur Fortpflanzung. Die
 Wurzeln aber hielten sich frisch, ob
 er sie gleich 30 Schwedische Meilen
 weit zu verschreiben hatte. Sie
 waren nur in Fischeibark gepflanzet.
 Sie können nicht anders als an
 Dämme und Ufer, und in ganz
 feuchte Wiesen verpflanzt werden.

Die Bauern, die eine solche Er-
 findung für unmöglich hielten, und
 sie also anstachten, gaben vor, das
 Vieh wolle die Kasserwe nicht
 fressen. Herr Osbeck mußte also
 selbst hinaus, und fand zu seinem
 grossen Troste, daß nicht nur die
 Kühe noch diesem Graze bis an den
 Bauch ins Wasser gingen, sondern
 daß auch die Kälber dasselbe bis
 unten an die Wurzel abstraffen.



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Fünfte Fortsetzung Der Urkunden

aus dem
CODICE DIPLOMATICO POLONIAE,
 welche
 die Geschichte von Plesland erläutern.
 (Siehe XIX St. 1762.)

Die acht und dreyßigste Ur-
 kunde ist ein päpstliches Breve
 von Gregorius dem IXten
 welches Conrad der Dritte, und
 Hartung, Domherren der Deutschen
 Kirche 1309 zu Riga transsumirer
 haben. Der Pabst beständig den
 Orden der Rigischen Domherren, daß
 sie nach der Regel des Heil. Augus-
 tinus, Prämonstratenser seyn sol-
 len, auf immer und ewig. Er ver-
 sichert ihnen ihr Eigenthum, den
 Plog nehmlich selbst, auf dem die
 Rigische Kirche lieget, mit allem,
 was ihr zugehört; namentlich Solme
 mit seinen Dörfern oberhalb der
 Düne; die Kirche zu Pleskäl mit

ihren Grenzen, die Pfarre in Lub-
 besäle mit aller geistlichen und welt-
 lichen Gerichtigkeit; die Pfarre in
 Wittesäle mit geistlichem Rechte;
 mit weltlichen aber in den Dörfern
 Mündersäle, Lotisäle, Vesken-
 dorf, Gerwikäl; ingleichen den
 Zehnten aus Kulkemale, Getkes-
 käl, Langule, ebenfalls in der
 Wyck die Pfarren auf Koge und
 Zworbe mit den Zehnten und aller
 Gerichtsbarkeit; wie auch das Parro-
 nat und Archidiaconat in der Stadt
 Riga und bemeldten Kirchen; Weiter
 das Gut auf Prigeholm mit seinen
 dabey liegenden Ländereyen, das Gut
 auf der Seeminsel mit seinen Zel-
 dern;

Wie oft werden mögliche Lehren
 geliebt, und wie wenig werden die-
 selben in Übung gebracht! Endlich
 machte sich Herr Peter Osbeck
 einmal an die Probe. Er pflanzte
 seit drei Jahren die Wurzeln der
 Kasserwe an einen Damme, und
 auf wässrige Wiesen. Er sahe
 mit Vergnügen im ersten Jahre die
 Ausbreitung der Wurzeln in meh-
 reren Stauden, so, daß er in wenig
 Jahren durch einige Stauden eine
 schöne fruchtbare Wiese aus solchen
 Stellen machen konnte, wo nur vor-
 her das harte starke Niedgras (Spar-
 ganium) seinen Aufenthalt hatte.

Herr Osbeck versuchte auch
 viele Jahre die Fortpflanzung dessen
 mit Samen. Das Eden aber
 wollte ihm nicht gelingen. Er
 glaubt aber auch, der Same sey

nie todt gewesen, denn er reiset fort,
 und kommt des frühern Winters ab-
 den nicht immer zur Fortpflanzung. Die
 Wurzeln aber hielten sich frisch, ob
 er sie gleich 30 Schwedische Meilen
 weit zu verschreiben hatte. Sie
 waren nur in Fischeibark gepflanzet.
 Sie können nicht anders als an
 Dämme und Ufer, und in ganz
 feuchte Wiesen verpflanzt werden.

Die Bauern, die eine solche Er-
 findung für unmöglich hielten, und
 sie also anstachten, gaben vor, das
 Vieh wolle die Kasserwe nicht
 fressen. Herr Osbeck mußte also
 selbst hinaus, und fand zu seinem
 grossen Troste, daß nicht nur die
 Kühe noch diesem Graze bis an den
 Bauch ins Wasser gingen, sondern
 daß auch die Kälber dasselbe bis
 unten an die Wurzel abstraffen.



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Fünfte Fortsetzung Der Urkunden

aus dem
CODICE DIPLOMATICO POLONIAE,
 welche
 die Geschichte von Plesland erläutern.
 (Siehe XIX St. 1762.)

Die acht und dreyßigste Ur-
 kunde ist ein päpstliches Breve
 von Gregorius dem IXten
 welches Conrad der Cuios, und
 Hartung, Domherren der Deutschen
 Kirche 1309 zu Riga transsumirer
 haben. Der Pabst beständig den
 Orden der Rigischen Domherren, daß
 sie nach der Regel des Heil. Augus-
 tinus, Prämonstratenser seyn sol-
 len, auf immer und ewig. Er ver-
 sichert ihnen ihr Eigenthum, den
 Plog nehmlich selbst, auf dem die
 Rigische Kirche lieget, mit allem,
 was ihr zugehört; namentlich Solme
 mit seinen Dörfern oberhalb der
 Düne; die Kirche zu Pleskäl mit

ihren Grenzen, die Pfarre in Lub-
 besela mit aller geistlichen und welt-
 lichen Gerichtigkeit; die Pfarre in
 Wittesela mit geistlichem Rechte;
 mit weltlichen aber in den Dörfern
 Mländersele, Lotisele, Vesken-
 dorf, Gerwikäl; ingleichen den
 Zehnten aus Kulkemale, Getkes-
 käl, Langule, ebenfalls in der
 Wyck die Pfarren auf Koge und
 Zworbe mit den Zehnten und aller
 Gerichtsbarkeit; wie auch das Parro-
 nat und Archidiaconat in der Stadt
 Riga und bemeldten Kirchen; Weiter
 das Gut auf Prigeholm mit seinen
 dabey liegenden Ländereyen, das Gut
 auf der Seeminsel mit seinen Zel-
 dern;

dem; und endlich das Gut Tante-
gare mit Feldern und Mühlen, nebst
der Insel Vomefare. Er gesehet
ihnen das angehörte Vogt und Richter-
amt (advocatum) zu über die
Kirchen und alle obgenannte Güter
und Aecker, die sie entweder mit eigen
er Hand oder auf ihre Kosten auf-
gebrochen, oder zur Viehwede brau-
chen. Er privilegiret sie, alle die sich
von der Welt losmachen, Geistliche
und Weltliche, zur Waise anzuneh-
men, und sie ohne Widerspruch bey
sich zu behalten; doch soll kein Bru-
der nach gekaner Prefectien, ohne
Erlaubnis des Probsts von der Stelle
ziehen, er müsse denn Gewissensangst
vorschützen. Er ertheilet ihnen das
Vortrecht, bey verschlossnen Thüren,
doch mit Ausschließung der Geban-
ten, ohne Öffnung der Thoren und
in aller Stille das heilige Amt zu
verwalten, welches heist im ganzen
Land verbotnen war. Nur den Chris-
ten, das heilige Sacrament, die Ein-
weihung der Altäre, oder Domsir-
chen, und die Ordination der Geist-
lichen, die in einem Orden reuen
mollen, müssen sie von dem Bischof
ihres Sprengels annehmen, wenn
derselbe ein rechtschaffen Catholik
ist, und bey hochheiligen Römischen
Stuhl in Gnade und Gemeinschaft
stehet. In ihrem Distriet soll kei-
nem erlaubt seyn, ohne des Bischofs
und ihrer Einwilligung eine Capelle

oder ein Bethaus anzulegen: Die
sich bey ihnen wollen begraben las-
sen, haben dazu Erlaubnis, nur
muß kein Kirchenbann auf ihnen ha-
ften, und sie keine Geldschinderey ge-
trieben haben. Der Kirche, von der
man die Leiche empfängt, muß ihre
Gerechtigkait gezolet werden. Der
Prämonstratenserorden kan alle
Güter, die in den Händen der Layen
sind, einlösen und einziehen. Wenn
der Domprobst stirbt, so soll kein
andere sich mit Gewalt eindrängen,
eder mit List einschleichen, sondern
die meisten Stimmen sollen einen
wählen, welcher noch der Regel des
H. Erns und des Heil. Augustinus
einher geht. In ihren Grenzen und
Gütern soll niemand Raub und Dieb-
stal verüben, Feuer anlegen, Blut
vergüssen, Menschen wegnehmen oder
wringen, oder auch nur Gewalt
brauchen. Wer gegen diesen päb-
stlichen Befehl an den Herren Prä-
monstratensern oder an ihren Nach-
ten sich vergeist, der soll erst zwen
bis deccmal gewarnt werden. Thut
er für seine Sünde keine Benu-
thung, so verheret er sein Amt,
sone Vorhöe, und wird nicht nur
von dem allerheiligsten Leibe unsers
H. Erns und Erbtölers abgehalten, sondern
auch der strengsten Verstrafung an
seiner großen Tramentage übergeben,
über denen aber, die sie in Rahe
lassen, ruhet der Friede unsers H. Erns

Jesus Christi, und diese sollen bey
jenem genauen Richter den Lohn eines
ewigen Friedens finden.

Durch die neun und dreyßigste
Urkunde verwichiget Pabst Johan-
nes der XXX. ein Verbündnis des
Rigischen Capitels mit den Ordens-
brüdern und Vasallen der Kirche,
dessen Inhalt kürzlich dieser ist:
Im Jahr 1316 den 21 April tra-
ten zu Segewolde in einen Ver-
trag zusammen: Lutfried, erwähl-
ter Domprobst, Johann, erwählter
Prior, Herrmann, der Cantor, der
Herr Heinrich als Kellner, insge-
sammt Domherren und das ganze
Capitel der Heil. Rigischen Kirche:
wie auch die Ordensbrüder Gerdt,
der Gebiener; Heinrich, der Or-
densmarschall; Johann von Vellyn,
Keimar auf Witzenslein, Hertz-
bert in Wenden, Luno in Däna-
münde, und Johann Luginade auf
Segewolde; Comhure; Georg
Arnold von Brakel, und Her-
mann von Dorelo; Priester: Ni-
colaus von Parsewe, Herman
Buck und die übrigen Ordensbrü-
der des Hauses der Deutschen durch
hiesand; dergleichen Joh. von Pa-
len, Wolmar von Rosen, Jo-
hann und Rudolph von Ungern;
Küttere: Johann von Kellil und
Johann von Ostinghausen, wie
auch die übrigen Vasallen der Heil.
Rigischen Kirche. Sie geloben ein-

ander, weil sie mitten unter den Spalt-
geistern und den ungläubigen Lit-
thauern möhnen; insgesamt für E-
nen Mann zu stehen, sich nach allen
Vermögen zu schützen, und alle Be-
leidigungen eines einzelnen Bundes-
genossen so aufzunehmen, als ob sie
allen wiederfahren. Wenn unter des-
sen Potten ein Streit entsteht, soll jedes
Theil tüchtige Männer an einem
wohlgelegenen Ort hinschicken, die
nicht eher aus einander gehen dür-
fen, bis sie die Luthere durch Recht
und Liebe verglichen. Sie cassiren
alle Verträge, die dieser Verem-
gung entgegen stehen. Alles dieses
haben sie mit einem körperlichen Eide,
unter Berührung der Heil. Evange-
lien beschworen. Wer dagegen han-
delt, soll auf ewig für mündig,
Gefessles (exlex) und für insan
erkläret, auch zu keiner rechtmäßigen
Handlung mehr zugelassen werden.
Uebrigens giebt der Ueberrreter eine
Poen von tausend Mark Geldes
oder zehntausend Mark Silbers, da-
von der dritte Theil der päblichen
Cammer anheim fällt, die zwen an-
dern Theile aber dem beleidigten Part
zugesprochen werden. Keine Pönn-
bulle, oder irgend ein ander Verbot
soll dawider aufkommen und gälten.
Die Siegel der Obgenannten sind
unten angehenket.

Der Pabst verzeisset also nach
göttlichem Befehl diese Sale der
E 2 Unge-

Ungeheuerlichkeit und die Bande der Getroffenen. Er versuchte dieses Verhältniß als eine Verschwörung, göttlichen Vergeltung, schändliche Verbindung und unerlösbare Zusammenrottung, weil dasselbe wider den Meißner gegen die Römische Mutterkirche verstoße, die Kirchenfreiheit aufhebe, und mit der verdammtschten Seelengefahr der Unterschriebenen verknüpft sey. Der geistliche Eifer geht so weit, daß er kaum Worte genug findet, dies Ungeheuer von einem Vertrage zu tödten und aus der Welt zu schaffen. Diese päpstliche Cassationsbulle ist datirt zu Avignon den 21 Decemb. 1317. Vermuthlich hat sie der Erzbischof Friedrich bey seinem Aufenthalt ausgefertigt. Uebrigens beweiset dieses Document, daß der Name des Ordensmeisters, den unsre Chroniken Coerde nennen, richtiger Gerde heißen müsse, da er im Latein durch Gerhardus auszudrückt ist.

Die vierzigste Urkunde enthält ein Schreiben von dem Pabst Johannes dem XXII. datirt zu Avignon im 14 Jahr seiner Regierung, den 7 May 1330, an die Bischöfe von Padua, Basel und Okepe über die schwere Klage seines hochwürdigsten Bruders, des Erzbischofs und seiner geliebten Kinder, des Probsts und der Rättschen Capitelsherren, wider seine ebenfalls lieben Söhne

den Hochmeister, den Gebieter, und die Brüder des Hospitals der Heil. Maria der Deutschen in Liefland. Diese lieben Kinder hätten dem Erzbischof seine Schösser und Kirchengüter abgedrungen; solche wider alles Recht leichtfertigerweise (nequiter) gelindert, die Capitelsgüter strafbar in Besiz genommen, das Vieh davon weggetrieben; alle bewegliche Habe wie im Triumph zur Beute weggeführt, und mit den Dauen auch andern ihren Leuten übel umgesprungen. Sieben derselben hätten sie bey den Dauen aufgehakt, und mit ihren Schwerdtern durchrennet. Außerdem hätten sie das Kloster und den Hofen zu Dänemünde besetzt, woraus der Stadt der gänzliche Untertgang angedrohet werde. Die Ordensherren wogerten sich, den Bischof für ihr Oberhaupt zu erkennen, von dem sie doch des Lhn erlogen, und benähmen noch dazu durch Sperrung der Wege allen Reisen den freyen Durchzug. Mit diesen Ausschweifungen wären sie noch nicht zufrieden gewesen, sondern hätten die Stadt Riga, welche doch nur dem Pabst und Erzbischof im geistlichen und weltlichen unterworfen sey, durch eine über die Waßer enge Bloquade gänglichet. Es habe niemand Lebensmittel in selbige bringen oder was darinne aufkaufen können, wodurch die Stadt in die änkste Hungere

north

noth gerathen. Was aber das Ärgste noch war, so habe der Orden weder auf das mündliche noch schriftliche Ermahnen des Römischen Hofes die Ohren und Augen geöffnet, sondern den Apostolischen Stuhl zu ihrem offenbaren Seelenverderben schimpflich verachtet. Er gebietet also obigen Bischöfen, daß sie, oder Einer oder Mehrere, oder durch einen andern oder mehrere, besagten Meister, Gebieter und die Ordensbrüder von Seiten seiner ersuchen sollen, alles Weggenommen zu ersetzen, die Angung miter Zeit zu vergüten, die gehörige Gungung zu leisten, die Einschließung der Stadt aufzuheben und die Dauen durch zu lassen. Im Verweigerungsfall sollen sie den Meister citiren, daß er auf dem von ihnen angeetzten Termin persönlich sich vor dem Apostolischen Stuhl stelle, und seine Privilegien aufweise. Das päpstliche Breve an die Ordensbrüder macht ihnen ungefähr folgende nicht gelinde Vorwürfe:

Johann der XXII. sey für seine Kinder in der Nähe besorge, er denke aber auch an die entlegenen, weil sie durch die Entfernung von ihm mehr Verführung und Lust zum Ausschweifen haben, und daher eine schärfere Zeile zur Buße bedürfen. Die Zügellosen Vergeltungen des liefländischen Ordens wären ihm lange be-

kannt, so sehr sich auch derselbe weis zu brennen gedächte. Die Vergeltungen an den Predigermönchen und Minderiten wären zu grob, indem diese Leute mit vielem Segen geübet hätten. Sie sollten sie also ungehindert zu den Heiden lassen, und ihnen zur Predigt des Wortes freyen Paß erlauben, auch weder das wichtige Werk der Befehrung hindern, noch die Messe stören. Dieser habe der Orden, Erz- und Bischöfe, Probsts, Dechanten, Prälaten und niedrigere Geistliche beyms Kopf genommen, sie ins Loch gesteckt, überfallen, todt geschlagen oder so lange in Arrest behalten, bis sie sich aus Zwang verglichen wüßten. Der Orden habe die Kirchen niedergehakt, in Stücke zerbrochen und zu Asche verbrannt. Der Pabst revocire also alle Verträge und Bündnisse, die der Kirche nachtheilig fallen, und erkenne nur die zum Besten der Kirche und Personen abgefaßten für gültig und bey Wacht.

Hieraus eifert der Pabst mit den härtesten Ausdrücken gegen das in voriger Urkunde befindliche Bündniß, und verurtheilt es als eine förmliche Verschwörung. Er verlangt, daß der Kirchenbann bey den Ordensbrüdern künftig in größern Maaße bleibe, den sie bisop so frech auf die leichte Schulter nac genommen. Er schärft ihnen ein, daß sie

E 3

ihre

ihre in der Schlacht verwundten Mitglieder nicht todt mochen, ehe ihnen die Seele ausgefahren, auch derselben Leichen nicht mit Feuer verbrennen, bey Strafe des Bannes. Er unterfogte alle Hezerey, Zauberey, Losungsarten und Wahsageren. Die Geistlichen, die nach dem Römischen Hof wollen, sollen in Kirchenangelegenheiten durchgelassen werden, auch solle der Orden wider die Ungläubigen Hüffe und Verstand leisten. Würde der Erzbischof oder sein Capitel etwas von den Gütern des Ordens haben, so sollen selbige unverweigerlich abgetreten werden. Die Mündung der Dine muß ungehindert offen bleiben. Damit aber das obgedachte Verbündniß seinen völligen Tod aussiehe, so ist es hier, wie es zu Segewolde 1316 unterschrieben und versiegelt worden, in seiner völligen Ausdehnung angehängt, und worrifizirt zu sehn.

Durch die zwey und vierzigste Urkunde befähiget der Erzbischof Dromold die Schenkungsarten seiner Vorfahren. Es hatte nemlich der Bischof Nicolaus der Kirche und dem Capitel zu Riga die drey Höfe, Ideselle, Kolteselle und Langelle, ehemalige Bischöfliche Tafelgüter mit der weltlichen Gerichtsbarkeit demirt, und das Erbtheil eines gewissen Iiven, Lpelle genant, dazu erschlagen. Ferner hatte der

dritte Erzbischof Johann das Schloß Dolent auf der Insel Dolent mit allen Zubehör, an Aekern, Wiesen, Triften, Honigbäumen, Wierh (medus) und Fischereyen zum Eigenthum und zeitlicher Herrschaft mit völliger bürgerlicher Gewalt ihnen übertragen. Die Kirche und das Capitel hatte diese donirten Güter über 40 Jahre ruhig besessen. Endlich forderte sie der Erzbischof Friedrich zurück, drang sich in dieselben ein, reducirte sie mit Gewalt, ließ auch einige Domherren inhaftiren und am Leibe strafen. Man hatte zwar der folgende Erzbischof Engelbeert sich schon vorgenommen, diese Güter ihren rechtmäßigen Herren wieder anzuliefern, Dromold aber setzete allererst in seinem Quartier zu Avignon die Acte darüber aus am Tage der Märtyrer Johanni und Pauli 1348. Zeugen waren dabei Heinrich von Rastia serwe, sein Capellan und Domherr der Dorpnischen Kirche, wie auch Johann Koskil sein und seiner Kirche Vasall. Zu mehrerer Sicherheit ließ er diese Acte noch einmal den 6 Jan. 1350. auf seinem Schlosse Treyden ausfertigen, und weil sein voriges Signet verlorengegangen, auch keine Hoffnung dasselbe wieder zu bekommen vorhanden war, so unterschogelte er sie mit dem neuen. Als Bewegungsgründe führt er an, daß die Kirche sich durch andern Schaden nicht berei-

bereichern müsse; weil alles, was nicht aus dem Glauben gehe, Sünde sey, keine Vergebung der Sünden aber erfolge, wenn das Entwandte nicht ersetzt werde, auch der Gewinn der ganzen Welt ihm nichts helfen würde, wenn er Schäden an seiner Seele litten, so habe er sich keine Hölle bauen, sondern diese Schenkung seiner Vorfahren vergewissern wollen.

In der drey und vierzigsten Urkunde bezeyget Magnus König in Schweden Norwegen und Schonen, daß er aus Gehorsam gegen den Stadthalter Christi und auf Empfehlung des Papsts Clements des Viten den Hochwüridigen in Christo Vater und Herrn Dromold, Erzbischofen von Riga, dessen Kirche, Untertanen und kirchliche Personen in seinen Schutz und Frieden nehme, sie auch aus aller Macht vertheiligen wolle. Wer sie angreife, greife ihn an. Jedermann solle demnach aus Hochachtung gegen den Apostolischen Erzhil und aus Achtung gegen ihn die Kirche zu Riga unangestastet lassen. Unterschiget zu Helsingberg den 17 Septemb. 1351.

Die vier und vierzigste Urkunde ist eine Bulle des Papsts Innocentius des Viten, datirt bey Neufville im Stift Arignon den 12 Aug. im ersten Jahr seiner päpstlichen Regierung 1352. Er beordert darinne seine hochwüridigen Brüder die Bischöfe von Westeros, Linkö

ping und Obolo mit Anrufung des weltlichen Arms die Stadt Riga aus den Händen des Meisters los zu reissen, und sie dem Erzbischof wieder einzuräumen. Er nimmt die Vergehungen und Sünden des Ordens von neuen auf, wie sie schon getaume Zeit bey der päpstlichen Conzeien angebracht worden. Die wichtigsten sind 1) die Beinträchtigung der Stade in den Ufern der Dine und anderer Ströme, dadurch das Commercium der Stade gesperrt werde. 2) Die Besetzung und Verstopfung des Hafens in Dinemünde, daß niemand ein- und ausfahren könne. 3) Die Plünderung und Einnehmung der Schloffer, wie auch der Erzbischoflichen und Cisterciensischen Gütern, von welchen sie das Buch weggetrieben, alles Bewegliche fortgeschleppt, sieben Leute bey den Weinen aufgeschöpft, und sie mit ihrem Schwerdtern durchboret. 4) Das große Aergerniß ihres Ungehorsams gegen die päbstl. Vestraktionen. 5) Die Verweigerung des zu ershenden Schadens. 6) Die Inhaftirung und Verwundung vieler geistlichen Personen. 7) Die Schließung des Hospitals auf dem Grunde der Kirche, und vieler andern Häuser, darauf sie sich ein Schloß oder eine Festung gebauet, um die Bürgerstade zu ihrem Knechten zu machen, und ihr desto mehr Lössen und Ungelder aufzubürden.

Wider die Hauptsache hat der Procurator des Ordens angewandt, daß die

die Brüder durchaus keine Kirchengüter angegriffen, oder eine Erzbischöfliche Stadt weggewonnen. Die Rügische Kirche habe die Stadt zur Zeit der Belagerung und Eroberung nicht in Besitz gehabt; sondern die Litzauer (Lithwin), die vornehmlich des Handels wegen nach Riga gekommen) und Ungläubigen hätten dardum gehandelt, deren Klauen sie Riga entreiffen müssen. Man habe sie also gar nicht zur Erstattung anzuhalten, weil sie keine Kirchenräuber wären. Ueber dem habe es an ihnen nicht gelegen, daß die Schloßer und Erbsgüter nicht wieder abgetreten worden, sondern der Erzbischof Engelbert habe sie in Empfang zu nehmen, sich stolz gewegert. Doch alle diese Befehle fand der Pabst nicht gültig; weil er aber noch mit Schritten einer vörlieblichen Gelindigkeit gehen wollte, so besah er obbesagten drey Bischöfen, die er oder zwey oder einer von ihnen in Person nach Riga ziehen und die Stadt mit denen in selbiger und in den Vorstädten erbauten Besten wieder unter den päbstl. Stuhl ziehen, den Brüdern einen Termin an dem Römischen Hofe sich zu stellen, anberaumen, und alles genau untersuchen sollten, was jeder Part für und wider sich habe. Den Excommunicationen mußten sie in ein Instrument bringen, dasselbe versiegeln und zur Nachricht an den Pabst nach Avignon senden. Wiewohl gegen alle diese Erinnerungen blieben der Meister und die Brüder etwas hartnäckig, und thaten als ob sie kein Be-

schrriebenes lesen konnten. Es kamen also Recepte über Recepte an.
 In der fünf und vierzigsten Urkunde schreibt der Bischof Magnus von Aros (Westeros) als Executor, sammt den lincöpingischen und Östgothischen Bischöfen an die ganze Christenheit, an alle Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Präbste, Dechanten, Archidiaconen, Schatzmeister, Cantore, Scholaster, Kirchhüter, Erzpriester, Dombherren, Rectore und Vicerectore an den Clerus weltlichen Standes, an die Provincias len, Deamten, Priore, Predig'r, Augustiner, Carmeliten, Bard one der Mönchen und übrige Ordensleute. Er zählt die einseßlichen Bergreusen des Ordens an den geistlichen Gütern, und daß die Brüder weder die Stadt Riga noch die Bestungen in der Stadt und Vorstädten zurück zu geben gesonnen wären, daher er ihnen allen bey Strafe des Bannes befehlet den Marschall, den Compture und Vögte des Ordens für verführte Leute (anathematizatos) und für excommunicirte zu erklären und auszurofen. Diese fürchtliche Acte ist durch den Apostolischen und Kaiserl. Notar. Public. Eghard v. Baedow aufgesetzt und in Gegenwart verschiedener Zeugen aufm Schlosse Leal d'Jeselschen Stifts, in der siebenden Indicien den 23 Octob. 1354, im andern Jahre der Regierung Innocentius des Vten um die Zeit der Vesper versiegelt worden.

Gelehrte Beyträge zu den Rügischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Bei dem Anfange des Frühlings und dem jetzigen Stärken und mildern Einfluß der Sonne auf unsern Erdreich, glauben wir, durch Eindrückung folgenden prosaischen Gedichts in unsere Beyträge, unsern Lesern nicht mißfällig zu werden, so, wie wir den Herrn Verfasser desselben hiedurch freundlichst ersuchen, uns seiner mit seinen Ausarbeitungen zu beehren.

An die Sonne.

Sonne! glänzender Gegenstand meiner Gedanken, sey ich der Vorwurf meines Gesangs.
 Dein Lob sey mein Zweck! Und dieses würdig auszuführen, so laß deinen milden Einfluß kräftig auf mich wirken, und dein streichbares Feuer mich beselen!
 Unter allen Gestirnen bist du der Hüßte, und außer der Erde, unter allen Welten für uns die nützlichste. Bey deinem majestätischen Glanz, den Horizont erleuchtend verschwinden die Sterne und verdecken ihr Anlig beschämt. Kein sterblich Auge kan deinen Glanz vertragen, und kein menschlicher Verstand die Tiefen deines Weltens ergründen. Dem ernäherendes Feuer verlöscht niemals: in dir ist die

beständige Quelle des Lichts und der Wärme: Du, Vater der Zeit und der Ordnung!
 Deine Strahlen verschossen und das Licht, und durch sie wird das Auge das vornehmste Glied unsers Leibes. Durch sie werden die Gegend anmuthlich, die Feder und Ebenen ausgezehnet, die Haare und Hügel erhoben; durch sie glänzen die Farben, und die Gluthen prangen mit deinem Bilde, und den Bildern des Himmels. Sie mahlen die Wiesen mit tausendfachen Blumen, und schmücken das leichte Geschick mit bunten Federn; ja, durch sie wird selbst die Schönheit nur schön. Wie, wenn deine Strahlen die Oberfläche unserer Erde nie berührt hätten? wenn eine beständige Finsterniß, eine ewige

die Brüder durchaus keine Kirchengüter angegriffen, oder eine Erzbischöfliche Stadt weggenommen. Die Rügische Kirche habe die Stadt zur Zeit der Belagerung und Eroberung nicht in Besitz gehabt; sondern die Litzauer (Lithwin), die vornehmlich des Handels wegen nach Riga gekommen) und Ungläubigen hätten dazumit gehandelt, deren Klauen sie Riga entreiffen müssen. Man habe sie also gar nicht zur Erstattung anzuhalten, weil sie keine Kirchenräuber wären. Ueber dem habe es an ihnen nicht gelegen, daß die Schloßer und Erbsgüter nicht wieder abgetreten worden, sondern der Erzbischof Engelbert habe sie in Empfang zu nehmen, sich stolz gewegert. Doch alle diese Befehle fand der Pabst nicht gültig; weil er aber noch mit Schritten einer vörlieblichen Gelindigkeit gehen wollte, so besah er obbesagten drey Bischöfen, die er oder jenen oder einer von ihnen in Person nach Riga ziehen und die Stadt mit denen in selbiger und in den Vorstädten erbauten Festen wieder unter den päpstl. Stuhl ziehen, den Brüdern einen Termin an dem Römischen Hofe sich zu stellen, anberaumen, und alles genau untersuchen sollten, was jeder Part für und wider sich habe. Den Excommunicationstermin mußten sie in ein Instrument bringen, dasselbe versiegeln und zur Nachricht an den Pabst nach Avignon senden. Wiewohl gegen alle diese Erinnerungen blieben der Meister und die Brüder etwas harthörig, und thaten als ob sie kein Be-

schrriebenes lesen konnten. Es kamen also Recepte über Recepte an. In der fünf und vierzigsten Urkunde schreibt der Bischof Magnus von Aros (Westros) als Executor, sammt den lincöpingischen und Östgothischen Bischöfen an die ganze Christenheit, an alle Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Präbste, Dechanten, Archidiaconen, Schatzmeister, Cantore, Scholaster, Kirchhüter, Erzpriester, Domherren, Rectore und Vicrectore an den Clerus weltlichen Standes, an die Provincias len, Deamten, Priore, Predig'r, Augustiner, Carmeliten, Bard one der Mönchen und übrige Ordensleute. Er zählt die einseßlichen Bergreusen des Ordens an den geistlichen Gütern, und daß die Brüder weder die Stadt Riga noch die Festungen in der Stadt und Vorstädten zurück zu geben gesonnen wären, daher er ihnen allen bey Strafe des Bannes befehlet den Marschall, die Gebierriger, die Compture und Vögte des Ordens für verfluchte Leute (anathematizatos) und für excommunicirte zu erklären und auszurofen. Diese fürchtliche Acte ist durch den Apostolischen und Kaiserl. Notar. Public. Eghard v. Baedow aufgesetzt und in Gegenwart verschiedener Zeugen aufm Schlosse Leal d'Jeselschen Stifte, in der siebenden Indicien den 23 Octob. 1354, im andern Jahre der Regierung Innocentius des Vten um die Zeit der Vesper versiegelt worden.

Gelehrte Beyträge zu den Rügischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Bei dem Anfange des Frühlings und dem jetzigen Stärken und mildern Einfluß der Sonne auf unsern Erdreich, glauben wir, durch Eindrückung folgender prosaischen Gedichte in unsere Beyträge, unsern Lesern nicht mißfällig zu werden, so, wie wir den Herrn Verfasser desselben hiedurch freundlichst ersuchen, uns seiner mit seinen Ausarbeitungen zu beehren.

An die Sonne.

Sonne! glänzender Gegenstand meiner Gedanken, sey icht der Vorwurf meines Gesangs. Dein Lob sey mein Zweck! Und dieses würdig auszuführen, so laß deinen milden Einfluß kräftig auf mich wirken, und dein strahlbares Feuer mich beselen!
Unter allen Gestirnen bist du der Hüßte, und außer der Erde, unter allen Welten für uns die nützlichste. Bey deinem majestätischen Glanz, den Horizont erleuchtend verschwinden die Sterne und verdecken ihr Anlig beschämt. Kein sterblich Auge kan deinen Glanz vertragen, und kein menschlicher Verstand die Tiefen deines Weltens ergründen. Dem ernäherendes Feuer verlöscht niemals: in dir ist die

beständige Quelle des Lichts und der Wärme: Du, Vater der Zeit und der Ordnung!
Deine Strahlen verschossen und das Licht, und durch sie wird das Auge das vornehmste Glied unsers Leibes. Durch sie werden die Gegend anmuthlich, die Feder und Ebenen ausgezehnet, die Haare und Hügel erhoben; durch sie glänzen die Farben, und die Gluthen prangen mit deinem Bilde, und den Bildern des Himmels. Sie mahlen die Wiesen mit tausendfachen Blumen, und schmücken das leichte Geschick mit bunten Federn; ja, durch sie wird selbst die Schönheit nur schön. Wie, wenn deine Strahlen die Oberfläche unserer Erde nie berührt hätten? wenn eine beständige Finsterniß, eine ewige

ewige Nacht sie umfülle? würden so viele würdliche Schönheiten nicht für uns in der That unerschaffen sein?

Durch deine Wärme werden alle Geschöpfe belebt. Bey deiner Entfernung sind sie erstorret, die Erde wird mit Eis überzogen und die ganze Natur in Trauer versetzt. Deine Wiederkehr bringt allemwegen die Freude, das Vergnügen und das Leben mit. Alles bewegt und freut sich seines Lebens. Wo du henblickst lächelt die Natur, und deine schaffenden Strahlen beziehen die Erde mit inner grünen Decke, streuen bunte Blumen aus, und schenken den nackenden Bäumen mit ihren Blättern ihre vorige Herrlichkeit wieder. Deine wohlthätigen Strahlen sehen alles in Bewegung, sie machen die Erde fruchtbar, sie bringen Creaturen von Millionen Gattungen und unzählige Kräuter hervor. Du bereitest den Thieren ihre Nahrung, und Nahrung in solcher Fülle, daß sie deine Entfernung auf eine Zeitlang ertragen können. Die Gewässer empfinden deine Kraft, und zahlen willig den Tribut, der ihr gebührt. Du aber bereitest ihn, und schenkst ihn, entweder in einem balsamischen Thau, oder angenehmen Regen, oder stürmischen Donner, der die Luft reiniget, fruchtender der dürrten Erde wieder.

Deine gewissen Bewegung giebt uns die Zeit, und diese bringt die Ordnung hervor. Mannigfaltig sind deine

Abwechslungen, und doch sich selbst gleich. In ewigen Reichen begleiten dich die Jahreszeiten. Frühling, Sommer, Herbst und Winter, die Monate die Tage, die Stunden und leichten Minuten. Und so, dich, so offtes Muster! nachzuahmen, müssen wir allezeit die Ordnung zur Führerin unserer Handlungen nehmen. Die Abwechslung, die Schnelligkeit, das beständige Vergehen der Zeit, müsse uns unsere Veränderung, die Fruchtigkeit unsers Lebens, das Ende desselben, und unsere gewisse Sterblichkeit jederzeit ins Gedächtniß bringen. Im immerwährenden Lauf bewegst du dich. Wenn du deinen Lauf beschleunigen oder verweilen würdest, wie viel Unheil würde dies nach sich ziehen? Wie unselig und traurig würde die ganze Natur sein, wenn du dich zu weit entfernest? und nähertest du dich, zu schwach deinen Glanz anzusehen, würde sie in Flammen die Kraft deiner Majestät empfinden.

Du verläßt uns, und es herrscht ein ewiger Winter. Aufgezäumter Schnee und gräßliches Eis bedecken die Gefilde, und verstellen die ganze Pracht der Natur. Rasende Ströme durchheulen die eiskalten Gebirge, zerstückten die entkräfteten Seelme und vermischen die Trümmer der Wälder mit Gebirgen von Schnee. Du nähertest dich zuviel, und die Natur vergeht gleichfalls. Die Pracht der

der Bäume, die Blume, die Zierde der Erde, verweilt, die Quellen versiegen, die Bäche haben weiter kein Wasser, die Fluthen treten zurück. Kein Regen, kein Thau besuchtet die sterbende Natur. Du sagst, o Feuer! Die Fluthen sind in Wäthern, die Felder in Staub verwandelt, und wo sonst die duftende Rose stand, findet man nichts als brennenden Sand. Aus dem Staub erheben sich tausend verzehrende Insekten, wilde Ungeheure, und giftige Schlangen mit blutigen Rämmen, die den Sand lecken, und feurig nach Raub zischen. Ziehst ihr Sterblichen! doch wohin? allenthalben ist die Natur längst erstorben, allenthalben herrscht der brennende Sturm, und die glühende Wüste! Doch seht hat die Vorsicht die weissen Schranken deinem Laufe bestimmt. Für beides hat sie gesorgt, und deine Annäherung und deine Entfernung ist unserer Natur und unserm Glück gemäß.

Wenn dunkle Gewölke den Himmel beschwärzen, der gräßliche Donner erschallt, und zehnsach auf dem todbenden Meere wiederbrüllt, eine gräßlichere Stille nachläßt, und Däse, die neue Donner gebären, die Tiefe durchfahren, um das Dunkle noch fürchterlicher zu machen, der Schiffer bestürzt, und durch Schrecken und Verzweiflung betäubt, sinn-

los dasest, und du alldem durch die gehaltenen Gewitter blüest, und deine Strahlen die stürbenden Wolken vergäuden, o welche Ströme von Freuden ergießen sich alldem in seinem Herzen, und wie überrefsen die Regungen der Hoffnung, die jenigen der Furcht?

Oder, wie freut sich der Landmann, wenn deine ersten Blitze ihm einen glücklichen Tag und eine gesegnete Arbeit versprechen? Wie maßlos ist deine Ankunft, und wie prächtig der Glanz eines schönen Morgens! wenn deine ersten Strahlen die Wellen vergäuden, und dein halbes Anzich aus der Tiefe des Decans hervor steigt, zuvor die Spitzen der Berge beglänzet, dann die langen Schatten verkürzet, die schweren Nebel vertreibt, und die Kühle allmählig in die finstern Wälder und Höhlen verschleucht. Nach und nach schießt du deinen erhabenen Bogen, und vollendest endlich die Laufbahn. Nun sinken deine Strahlen, du verschwindest und zeigst dich andern nammehr glücklicheren Gegenden. Schau erhebt sich der Jadicr, deine Strahlen erwecken ihn, und er taumelt vom Schlafe, um betend deine Ankunft zu begrüßen. Zwar beten sie ehricht ein Geschöpfe, wo sie selbst, an, geblendet den Schöpfer nicht zu kennen, allein klüger als jene philosophische Heiden, die vor Thiere, Pflanzen,

Pflanzen und Wilder, die ihre Händ-
ge schnitten hatten, niederknieten,
und Ströme von Blut, ja Ströme
von Menschenblut vergossen.

Du aber, o göttliches Wesen,
gütigbedauere Allmächt, Allmächt, die
dieses sich nimmer verzeheude Feuer,
und nicht dieses allein, die Millio-
nen von Welten, aus dem Nichtes
zum Daseyn hervorrief! Wesen! das
deine Gnade, dein höheres Licht uns
bekannt machte, diese gnädig auf
die Empfindungen meines Herzens
herab, und laß die den Dank, den
ich dir für alle deine Wohlthaten
bringe, gefallen. Du ordnest die
Jahreszeiten, denn so gar die Ver-

änderung und der Verlust sollte und
die Schönheit derselben angenehm
machen und jede begabtest du mit
neuen Wohlthaten, hierdest du mit
neuen Schönheiten, die nur ihr allein
eigen waren. Dem Frühling gabst
du die Lieblichkeit der Jugend; der
Sommer gleich den männlichen Jahr-
ren, und der Herbst verleihe uns Näß-
rung und Früchte, und der Winter
Gesundheit und Ruhe. So laß
mich, Herr! jederzeit deine Wohltha-
ten erkennen, und jederzeit gerührt
erkennen. Laß mich beyen Geschöpf
an den Schöpfer denken, und mit
jenem Dichter ausruhen: Ist das
Geschöpf so schön, wie herrlich muß
der Schöpfer seyn!



Entdeckung

Entdeckung

eines neuen Mittels, die Böden der Schiffe zu
bewahren, daß sie nicht wurmfichig und
faul werden.

Der Hamburgische Correspondent
hat uns in der N. 22. unter
dem Artikel, Paris den 27.
Januar. d. J. ein Mittel mitgetheilt,
welches, seines unvergleichlichen Nut-
zens wegen, nicht zu übergehen ist. Es
heißt daselbst: Man hat hier eine
gute Composition, unter dem
Namen Spalme erfunden. Wenn
ein Schiff damit bestrichen wird, so
bewahrt es das Holz vor der Fäul-
niß und dem Zernagen der Seewür-
mer. Es kan ferner als ein Firniß
bey allem Zimmerholze gebraucht
werden, und endlich kan man Mac-
mor und andere Steine damit, wie
mit Metall, verbinden.

Ob dieses nun wohl ein vortref-
liches Mittel seyn mog, so wird doch
den meisten, und Schiffsbau Ver-
ständigen, unbekant seyn, was unter
dem Namen Spalme zu verstehen

Mein Herr!

Der Aufserhalt, welchen ich Zeit-
hero in hiesigem Lande, nemlich
in England gehabt, hat mir
öfters Gelegenheit gegeben, mit ver-

schiedenem Leuten von dem Pech re-
den zu können, dessen man sich be-
dientet, um die Schiffböden vor den
Wärmern zu verwahren. Alle ha-
ben

Entdeckung eines neuen Mit-
tels, dadurch man den Bo-
den eines Schiffes verwah-
ren kan, daß er nicht wurm-
fichig und faul werde.

Die Entdeckung selbst ist in Form
eines Schreibens also abgefaßt:

ben mir geklagt, wie schlechte Wirkung ihre beste Art von gethan haben. Sie stimmen überein, daß sie noch keine rechte Bereitung haben können ausfindig machen, welche, vermittelst des Peches rechte feste ins Holz härten eingreifen wollen, um es vor solchen schädlichen Ungeziefern zu verwahren.

Es sind hiedurch einige Personen bewogen worden, mich zu fragen: Ob man in der Chemie keine Vereitung, oder nicht einige natürliche Körper hätte, die vermittelst des Peches sich so feste ans Holz anhängen, daß sie durch die Würmer nicht könnten abgenaget werden. Diese Frage schien mir sehr wichtig.

Ich zog genaue Nachricht von allen den verschiedenen Dingen ein, welche sie bis anhero mit dem Pech vermischet hatten. Ich ersuchte, daß sie zeisigere Kreide, gestossene Ziegel, Todenkopf vom Eisen Vitriol, welches eine braunrothe Erde ist, ferner Rufs, gestossenes Glas, und andere Sachen von dieser Art, meistens aus dem Mineralreich, gebrauche hatten. Dieses waren ohngefähr die Dinge, die jeder Arbeiter nach seiner Vorstellung und ohne Verhältniß gegen einander, unter das Pech gemischet hatte.

Genug von diesem Gemenge unterrichtet, untersuchte ich eifrigst die

Eigenschaft dieses Uebels, und die nöthigen Eigenschaften eines dawider zu brauchenden Mittels.

Ich untersuchte die Böden einiger Schiffe, die mit diesem Pech überzogen gewesen waren, und welche doch die Würmer gestochen hatten. Ich bemerkte, daß das Seesalz aus dem Pech bergemischte Sachen aus dem Mineralreich aufgelöset hatte, dadurch denn die Theile des ganzen aus einander gegangen waren, und den Wümmern freyen Zutritt versattelt hatten. Ich schloß daraus, daß man dem Pech etwas zusetzen müsse, welches der Härten auflösenden Kraft des Seewassers widerstände, und in welches das Seesalz nicht eingreifen könnte.

Nach reiflicher Ueberlegung stellte ich mir vor, der Talk (Talcum) könnte wohl das geschickteste zu diesem Gebrauche seyn. Ich wußte, daß man bisher noch kein Mittel ausfindig machen können, solchen aufzulösen, weder im Feuer, noch im Wasser, noch auch durch Eymische Arbeiten. Daher ich dann glaubte, daß das Gemenge des Pulvers von diesem Mineral mit Pech wohl die verlangte Wirkung thun könnte.

Von dieser Einsicht schreiet ich zum Versuch. Ich vermischte etliche Pfund dieses Peches mit gestossnem Talk; ich streich dieses Gemenge auf ein Stück Zimmerholz, wie man die Schiffbö-

den

den bestreicht, und, mich desto gewisser von der Wirkung dieses Mittels zu versichern, überzog ich ein ander Stück Zimmerholz mit dem gewöhnlichen Gemenge. Ich ließ beide ins Meer werfen, und wohl beschwerten, damit sie nicht über dem Wasser schwimmen möchten. Drey Monat hernach ließ ich solche heraus holen, und fand, daß die Mineralien von der gemeinen Mischung alle aufgelöset waren, daher der ganze Ueberzug an verschiedenen Orten abgegangen war, und das Holz bloß gelassen hatte, dahingegen das Gemenge von Talk und Pech noch so ganz, als im Anfange, war, und da ich es wieder ins Meer gelassen habe, so hat es sich in Zeit von einem Jahre, eben so verhalten, und, würde noch länger die Probe ausgehalten haben, wenn ich nicht damit zufrieden gewesen wäre.

Es sind nun schon etliche Jahre, daß ich diesen Versuch gemacht habe, vom Anfang, da ich in das Land kam. Ich hatte noch sehr wenig Erkenntniß von denen gegrabenen Dingen, welche diese Insel hervorbringt, und ich wußte nicht, ob man Talk hier finden würde. So nützlich nun diese Entdeckung war, so sehr wurde doch mein Vergnügen darüber durch die Schwierigkeit, die ich voraus sah, unterbrochen, die Schiffslente zu überreden, daß sie Talk aus Italien sollten kommen lassen, wo er sehr gem. in ist, obgleich auch dieses mit wenig Kosten, in Aufsehung des grossen

Vorteils, den die Handlung und Seewesen davon gehabt hätte, geschehen könnte.

Aber alle äußere ordentliche Entdeckungen, die den Namen einer Erfindung führen, haben das Unglück, daß sie unansehlicher süßer bleiben. Der Pöbel erkennet weder die Absichten, noch den Gebrauch, und sündet sich allezeit vor der Gefahr, bey den ersten Versuchen. Durch diese Gedanken wurde ich ganz verzagt, und ich sahe meine Entdeckung fast vor nichts, als eine bloße Sache, die Neugier zu befriedigen, an, bis ich auf meiner letztem Reise durch Nordwallis eine grosse Menge des unter dem Namen Talk bekannten Minerals antraf. Auch der Herr Hill in seiner Geschichte des gradener Seltenheiten sagt uns, daß man es wirklich an vielen Orten Englands, die er auf der 71. und 75. S. anführt, finde.

Nach dieser Entdeckung versichere ich, daß der gestossene Talk nichts theurer kommen wird, als die andern Sachen, die man bisher dazu gebraucht hat. Ich hoffe, daß man ihm künftig den Vorzug geben werde.

Die ganze Kunst bestehet darinne, daß man so viel Talk in das Pech thut, als man meistens andere Sachen dazu genommen hat, und welche man künftig zu keinem Schiff mehr brauchen muß, Ueberhaupt aber

aber geht alle Arten von Lalk, welche Herr Hill anführt, gleich gut dazu an, wenn sie nur so beschaffen sind, daß sie das Wasser nicht auflösen kan.

Die einzige Einwendung, die man nur dabey machen könnte, ist die Beschwerlichkeit, wie man den Lalk zu Pulver machen soll. Das allers leichteste aber ist, eine Art einer Mühle anzulegen, welche durch Dülse des Wassers alle Tage viel Kübel voll klar pochet, welches man hernach wohl trocknen muß.

Man gräbt auch eine gewisse Art, die man Amiant oder Nobest heißt, welche verschiedene Schreistellen vor eine Art von Lalk ansehen, wie es denn auch in der That dem ersten Anblick nach zu seyn scheint. Die Theile, woraus dieser Nobest bestehet, sind wirklich Talkartig, und es könnte die Stelle desselben vertreten, wenn man es in einem klaren Pulver stiesse, und wohl wüsche, damit durch das Wasser alle feine und irdische Theile abgiengen. Man könnte sich also an den Orten,

wod der Lalk fehlet, des Nobests bedienen, wenn er sich daseibst finde; er müste aber vorher wohl gewaschen und gereinigt werden, aufserdem würde er, wie schon gesagt, nicht zu gebrauchen seyn.

Sehen Sie, mein Herr! das ist das Geheimnis meiner Entdeckung, bey welchem ich es für die größte Belohnung halten würde, wenn es wirklich gebraucht, und von Kunstverständigen eines geneigten Beyfalls gewürdiget würde.

Ich bin u. s. w.
Zusatz.

Dieser Talk, wie auch der Amiant oder Nobest, fehlet auch in Rußland nicht. Im ersten fürder sich zuweisen eine gelbliche Art, welches der Goldtalk ist, und viel in sich hält. Vorhero ist dieser Mineral einzig nur zur Seimale gebraucht worden; der anagelegte Gebrauch aber, würde von unendlich größerem Nutzen seyn können.



Gelehrte Beyträge

zu den Rigischen Anzeigen

auf Jahr 1763.

Mein Herr!

Mit welcher prächtigen Aufschrift bringen Sie den ersten Beytrag dieses Jahres an! Vom Caffee, Thee und Chocolade. Wir dachten Wunder, was dies für ein gefegnet Jahr seyn würde! Haben Sie diese schöne Kubik gefühlt? Da wir in vier Wochen zwey Bogen gelesen, so schweigen Sie von den andern stille, und geben uns zuletzt ein paar Lassen hinein. Was werden unsre Damen anfangen, wenn Sie die Männer mit dem Caffee geizig machen! Keine rechtschaffene Frau kan auf einen solchen Cofferst Hülfe bitten. Hätten Sie doch auf den Stof Wasser ein Viertelpfund gute Bohnen genommen, so ließ sichs zur Noth noch mittern. Ist das ein Rigischer Caffee? Man sagt so, daß Sie ihn selbst nicht schlecht leiden, und was

um soll er Ihnen lesern verkömmert werden; Ihren respectiven lesen, unter denen ich gewiß einer mit bin. Es ist kein Wunder, wenn der Caffee nach Ihrer magern Dosis weder Wallen noch Munterkeit erwecket. Eben darun haben Sie uns nichts vom Schätchen sagen können, so dem in allen Caffeegesellschaften so unangebrüchlichen Schälchen, mit dem man alle schlimmen Folgen eines dichten Caffees wie mit der Hand wegstreichen kan.

Man ist es ein ganzes Vierteljahr, daß Sie uns auf Ihren Thee warten lassen. Er muß indessen gut gezogen haben, und besser als Ihr Caffee seyn. Stillen Sie bald unsern Appetit, nur nicht mit kaltem Wasser; denn das läßt sich niemand gerar in die Schuhe laufen, leben Sie wohl!

Antwort

aber geht alle Arten von Lalk, welche Herr Hill anführt, gleich gut dazu an, wenn sie nur so beschaffen sind, daß sie das Wasser nicht auflösen kan.

Die einzige Einwendung, die man nur dabey machen könnte, ist die Beschwerlichkeit, wie man den Lalk zu Pulver machen soll. Das allers leichteste aber ist, eine Art einer Mühle anzulegen, welche durch Dülse des Wassers alle Tage viel Kübel voll klar pochet, welches man hernach wohl trocknen muß.

Man gräbt auch eine gewisse Art, die man Amiant oder Nobest heißt, welche verschiedene Schreistellen vor eine Art von Lalk ansehen, wie es denn auch in der That dem ersten Anblick nach zu seyn scheint. Die Theile, woraus dieser Nobest bestehet, sind wirklich Talkartig, und es könnte die Stelle desselben vertreten, wenn man es in einem klaren Pulver stiesse, und wohl wüsste, damit durch das Wasser alle feine und irdische Theile abgiengen. Man könnte sich also an den Orten,

wod der Lalk fehlet, des Nobests bedienen, wenn er sich daseibst finde; er müste aber vorher wohl gewaschen und gereinigt werden, aufserdem würde er, wie schon gesagt, nicht zu gebrauchen seyn.

Sehen Sie, mein Herr! das ist das Geheimnis meiner Entdeckung, bey welchem ich es für die größte Belohnung halten würde, wenn es wirklich gebraucht, und von Kunstverständigen eines ganeigten Beyfalls gewürdiget würde.

Ich bin ic. ic.
Zusatz.

Dieser Lalk, wie auch der Amiant oder Nobest, fehlet auch in Rußland nicht. Im ersten fürder sich zuweisen eine gelbliche Art, welches der Goldralk ist, und viel in sich hält. Vorhero ist dieser Mineral einzig nur zur Seimale gebraucht worden; der anagelegte Gebrauch aber, würde von unendlich größerem Nutzen seyn können.



Gelehrte Beyträge

zu den Rigischen Anzeigen

auf Jahr 1763.

Mein Herr!

Mit welcher prächtigen Aufschrift bringen Sie den ersten Beytrag dieses Jahres an! Vom Caffee, Thee und Chocolade. Wir dachten Wunder, was dies für ein geeignet Jahr seyn würde! Haben Sie diese schöne Kubitz gefühlt? Da wir in vier Wochen zwey Bogen gelesen, so schweigen Sie von den andern stille, und geben uns zuletzt ein paar Lassen hinwen Caffee. Was werden unsre Damen anfangen, wenn Sie die Männer mit dem Caffee geizig machen! Keine rechtschaffene Frau kan auf einen solchen Cofferst Hülfe bitten. Hätten Sie doch auf den Stof Wasser ein Viertelpfund gute Bohnen genommen, so ließ sichs zur Noth noch mittern. Ist das ein Rigischer Caffee? Man sagt so, daß Sie ihn selbst nicht schlecht leiden, und war-

um soll er Ihnen lesern verkömmert werden; Ihren respectiven lesen, unter denen ich gewiß einer mit bin. Es ist kein Wunder, wenn der Caffee nach Ihrer magern Dosis weder Wallen noch Munterkeit erwecket. Eben darun haben Sie uns nichts vom Schätchen sagen können, so dem in allen Caffeegesellschaften so unentbehrlichen Schälchen, mit dem man alle schlimmen Folgen eines dichten Caffees wie mit der Hand wegstreichen kan.

Man ist es ein ganzes Vierteljahr, daß Sie uns auf Ihren Thee warten lassen. Er muß indessen gut gezogen haben, und besser als Ihr Caffee seyn. Stillen Sie bald unsern Appetit, nur nicht mit kahlen Wasser; denn das läßt sich niemand gerar in die Schuhe laufen, leben Sie wohl!

Antwort

Antwort.

Mein Herr!

Ist mein Caffee Ihnen zu wissen richte, so nehmen Sie nicht mehr als ein halb Pfund auf jeden Stof Trinken Sie, so ist und so viel Sie davon wollen. Werden Sie es aber lange a-shaffen? Warum klagen die starken Caffee-trinker so bald über Eckel vor denselben, und geben ihm wol gar Abschied? Wird nicht unser Frauenzimmer ihre Angst-sichtheit, ihr Magenbrücken, ihre Uebelkeit dem gar zu ächten Tranke zur Last legen, den Caffee selbst rühmen und heimlich dessen Wirkungen vermischen. Vom Brantwein stand nichts in meiner Aufficht. Sie

werden Ihre Schälchen deswegen doch nehmen, wenn ichs auch widerriethe. Es ist wahr; auf meinen Thee haben Sie gewartet. Kan ich Ihnen alles auf einmal geben? Würden Sie auch alles auf einmal nehmen? In die Schube gehört kein solch Wasser, wohl aber in Magen. Wollen Sie mit diesem vorlieb nehmen, so will ich die beste Chokolade für Sie, als einen meiner respectvollsten Leser besorgen. Die soll nach Ihrem verzärtelten und leckern Gaumen kren. Damit ich aber Wort halte, so zög ich Ihnen meinen Thee, und mein Wasser. Hier ist beydes.

Vom Thee

und was vom Trinken des kalten Wassers zu halten.

§. 1.

Weil in Europa außer dem gebräuchlichen Getränke, dem Wein und Biere, auch noch drey andere Getränke, seit hundert Jahren, und zwar mehr zum Vergnügen und Zeitvertreib, als zum nöthigen Gebrauch, (in otii oblectamento, den Müßiggang ange-

nehm zu machen, sogt Elabolz) eingeführt werden, und man zugleich bey deren Einführung, wegen ihrer Tugenden, die sie in Ansehung der Gesundheit haben sollten, ihnen ein großes Lob beygelegt; der Mißbrauch derselben aber so weit gekommen, daß sie nicht allein die verpöfete gute Wirkung nicht gethan, sondern auch wohl

geschadet; so ist vor nicht langen Jahren ein Buch unter dem Titel, de tribus impostoribus gedruckt, und sind darunter die drey Modegetränke, der Caffee, der Thee und die Chokolade gemeinet, und vor drey Betrüger gehalten worden.

§. 2. Nun ist zwar vom Gebrauch dieser ausländischen Modegetränke schon vieles geschrieben worden, es kan aber diesem noch manches verzeßene nützlich bezugefügt werden. Von dem einen Modetrank, dem Caffee, haben wir schon die Untersuchung gemacht, ohne ihn zum offenbaren Betrüger declariren zu dürfen; dann, wenn man selbst von einem Getränk mehr Wirkung vermuthet und verlangt, als es geben kan, oder solches gar nicht auf gehörige Weise brauchet, so hat man sich selbst betrogen, und das Getränk ist unschuldig. Ist wollen wir deswegen auch den Thee als einen Inquisiten ansehen. Sein Alterthum, seine Anciennité ist zwar größer, als des Caffee, in Europa; weil er schon über hundert Jahre daram bekannt ist, und wir ihn in Nisa schon vor etwa achtzig Jahren süßgen getrunken haben; deswegen hätte er billig in dieser Abhandlung den Rang vor dem Caffee haben sollen; weil aber der Caffee, als ein größeres Schmeichler und Favoric dem Thee schon längst den Rang

abgeschlichen, so mag er zufrieden seyn, wann wir bey der Inquisition seine Ehrlichkeit auffinden, und ihn nicht unter die Betrüger setzen dürfen.

§. 3. Der Thee bestehet aus Blättern, welche von einer Staude, die in China und Japan wächst, gesammelt werden. Die Chineser geben allen Blättern den Namen Tschai, Tschai, und weil diese Blätter ihnen am liebsten schmecken, wann sie davon mit heißem Wasser ein Getränk machen, so heißen sie diese Blätter vorzüglich, und per excellentiam, Tschai. Dieser Name ist auch in der Russischen Sprache beyhalten worden, weil die Russen öfters und bequemer Handel und Umgang mit ihren Nachbarn, den Chinesern haben; da hingegen die andern Europäischen Völker diese Blätter Thee nennen. Die holländischen Ostindienfahrer haben den Thee größtentheils zuerst in Europa gebracht, und zum Modegetränk gemacht; weil bey der Waare viel Gewinn war, und als eine Remakre zur Gesundheit, zuerst bis zu acht und mehr Thalern das Pfund verkauft wurde.

Damit nun diese neue Waare desto begieriger gesucht werden möchte; so mußten die Aerzte von dessen Keckheit die Posammen erheben, und von dessen Tugenden, wie gebräuchlich, und wie wir bey dem Caffee gesehen, gedruckte Berichte liefern, welcher

sch diejenigen bedienen, die ihre Gesundheit lieb hatten.

§. 5. Der berühmte D. Schede hat, wie vom Caffee also auch vom Thee, in dem Anhang seiner Pharmacia einen Bericht angehängt, der, wie aus andern Schriften bekannt sein wird, von dem damaligen Curbrandenburgischen Leib-Medico Bontröke, einem Holländer, zum Dienst eines Herzogs von Braunschweig, aufgesetzt worden, in welchem nicht allein die Tugenden des Thees sehr herausgestrichen, sondern auch die verschiedenen Arten, wie er gebraucht werden könne, angepriesen werden. Wie wollen das fürnehmste daraus kurz fassen. Was seine Tugenden betrifft, so soll er die Dünne, die nach dem Haupte gehen, zertheilen, und also in dergleichen Hauptkrankheiten dienlich sein; ingleichen in Brustkrankheiten, Augenflüssen, Schwerkoth, Schwindel, Engbrüstigkeit, Herz-Klopfen, schwachen Magen, im Podagra, und im Stein gute Dienste thun. Er soll die Trunkenheit verhindern, wenn man ihn vor, oder nach dem Rausch braucht. Er soll den Schlaf verhindern, wann man lust zu machen hat, und den Menschen stärken.

§. 6. Was die Art, den Thee zu brauchen, betrifft, so ist solche vielerley: 1) Die Chineser güssen

heisses Wasser auf den in seinen ganzen Wärcen aufgeschobenen Thee. 2) Die Japaner aber stossen den Thee fein und mischen ihn mit dem Wasser, und trinken alles zusammen nieder. 3) Wird in dem Bericht vorgeschlagen, man könne auf einige loth Thee guten alten Wein, oder Weisswasser, oder Erdbeerenwasser, oder ein anders güssen, ihn dann desilliren, und zu einer chemischen Arznei machen; das desillirte aber zu ein paar Löffelvoll, Morgens, als ein Präservand nehmen. 4) Wenn mans zur Verdauung brauchen wollte, so sollte man solche Infusion von einem guten Quellwasser und cremor tartari machen, und davon kurz vor der Nachtzeit, einige Löffelvoll zur guten Verdauung nehmen. 5) Man könnte den Thee zu einer Conserva, oder zu einer Lattwerge mit Zucker machen, und davon auf einmal so viel als eine kleine welsche Nuß zur Stärkung nehmen. 6) Man könnte den fein gestossenen Thee in Portweinen mischen. Ja 7) einen Extract mit Spiritu vini, oder mit einem tartarisirten Wasser machen, und davon Pillen drehen. Aus diesen Vorschlägen allen kan man das grosse Vertrauen sehen, welches man gleich zu diesem ausländischen Kraut gesetzt, daß sie solche auf verschiedene Artliche Weise haben brauchen wolten; und es wäre fast kein Wunder ge-
genc-

geweset, wann sie es gerathen hätten auf Butterbrod zu essen, oder auch in die Semmer-Kaleschale, statt des Canehls, oder neben ihm zu streuen. Der Caffee würde gemisch so viele Adjusturamen nicht ertragen, noch leisten, als man vom Thee zu heben gerathen hat, und doch hat er ihm den Vorzug abgemommen.

§. 6. Es ist aber zu wissen, daß alle dem Thee gemachte Lobes-Erhebungen eigentlich nur den grünen Chinesischen Thee angehen, und nicht den schwarzen Thee, den man Thee bu nennet; Man hätte nicht nöthig den grünen, den Chinesischen Thee zu nehmen, weil sie beide Chinesische Theesdäner sind. Der Thee bu war in Europa noch nicht bekannt, als die Posaune vom grünen Thee erschallte; und vielleicht haben die Chineser selbst den Thee bu noch nicht im Gebrauch gehabt, sind aber durch die vortheilhafte Waare des grünen Thees bewegen worden, die Blätter des Thee bu auch in die Handlung zu bringen, welches ihnen auch glücklich gelungen ist. Und wahrlich, der beste grüne Thee, den die Chineser Tschulan Tschai nennen, und dessen 12 oder 14 Blätter ein großes Zimmer parfümiren, wann sie sich in heissen Wasser zerlassen haben, sollte leicht Gläubern machen, daß so viele Kräfte in ihm stecken, als gerühmet werden, da doch sel-

ches nur der flüchtige angenehme Geruch und Geschmack ist, der das Wasser zu trinken reizet, und keine andere Kräfte in ihm zu finden sind.

§. 7. Es ist die Recommendation hiebei nicht worden, die vormals ein Professor Waldschmidt dem grünen Thee gemacht hat; und welche seiner Besondereit wegen vielmal bey einer Abhandlung vom Thee, von andern angeführt worden, die auch deswegen Neumann in seiner weitläufigen Abhandlung vom Thee, nicht vergessen hat, solche wollen wir dann auch, und zwar mit der hier und da unterwegens Neumannischen Stoffe hersehen: Es wollen die Potentaten und grossen Herren, die da Millionen Centner Sorgen über den verwirrten Zustand haben die Chineser selbst den Thee bu noch nicht im Gebrauch gehabt, sind aber durch die vortheilhafte Waare des grünen Thees bewegen worden, die Blätter des Thee bu auch in die Handlung zu bringen, welches ihnen auch glücklich gelungen ist. Und wahrlich, der beste grüne Thee, den die Chineser Tschulan Tschai nennen, und dessen 12 oder 14 Blätter ein großes Zimmer parfümiren, wann sie sich in heissen Wasser zerlassen haben, sollte leicht Gläubern machen, daß so viele Kräfte in ihm stecken, als gerühmet werden, da doch sel-

und spricht: Trinker Thee, ihr Dames, daß ihr nicht zu früh alt werdet! Wunder, daß er nur bey dem jungen Frauenzimmer bleibet, und nicht auch denen verschrumpeelten zuträget: Trinker Thee, ihr alten Mütterchen, daß euch die Nieren nicht verderben. Trinker Thee, ihr Herren Politici, die ihr pro patria rathet! Discite Iustitiam moniti, & non temnere Theam. Trinker Thee ihr Herren Geistlichen, die ihr euren Leib mit Predigen abmattet! Trinker ein wenig Wein mit Timotheo, und mit viel warmes Theewasser. Trinker Thee ihr Herren Officirer, dann ihr wisset nicht in welcher Stunde der Feind kommen wird! Trinker Thee ihr Herren Medici, daß an euch nicht wahr werde, aliis inserviando inficimur! Trinker Thee, ihr Herren Philosophi, daß euch die notiones secundae und subtilen distinctiones keine Winde und Blähungen verursachen! Trinker Thee, ihr Herren Studiosi, more palatino! Trinker Thee, alle die ihr durstet! ein jeder trinke Thee, damit er in seinem Stande sein Amt wohl verrichten könne. Diese Theepossume ist noch und noch von andern mehr abgeblasen worden, obwohl

nicht durch gleichmäßige exclamations; es mangelt nur, daß dem Thee nicht gleiche Kraft seine Trinker zu parfumarica, wie dem Caffee, bengelegt worden ist, sonst müste es auch heißen; Trinker Thee, alle die ihr einen guten Geruch von euch geben wölet. Was aber seinen Wunsch an die Dames betrifft, daß sie nicht zu früh alt werden, so erzählet ein Reisebeschreiber, Paul Lucas, daß in der Krante ein Kraut gefunden werde, welches die Türken Serquis nennen, welches der Salbey etwas gleiche, aber viel balsamischer schmecke, und daß die Sultaninnen im Serail des türkischen Kaisers solches wie einen Thee trinken, und daß sie, wann sie auch 60 Jahre alt würden, doch denen jungen dreißigjährigen gleich zu seyn vermeyeten.

§. 8. Aller dieser grossen Lobeserhebungen ungeachtet, haben sich außer dem vorher schon bey dem Coffee genannten Pauli, noch andere Thee-Verächter eingefunden, welche gerathen, man sollte an statt des Chinesischen Thees einige unserer Euroväischen Kräuter wählen, die nicht allein dieselbe Kraft, das Wasser durch den Schwitz und den Urin zu reiben, sondern noch mehrere Kräfte besitzen; als da sind, die jungen Erdbeerblätter, die kleinen Nessel, die Melisse, der spitzige Wegweiser, die

Balsa-

Balsamie, der Rosmarin, die jungen Birkenblätter, die Rosenblätter, und für allen der Eglantier, oder Enkel-Hierose, rosa sylvestris, cyndabatös, deren kleine harzige Blätter, den Geruch der Aepfel haben. Ferner die Blätter von Betonien, Mustard, Augentrost, Gumbermann, Kirschen und Pflaumen, und einige andrer mehr, welche alle zwar zur Heilung verschiedener Krankheiten mehrerer Kräfte besitzen, als der Chinesische Thee, auch zwar nicht unangenehm zu trinken sind, dennoch nicht so annehmlich schmecken, als fürnehmlich der grüne gute Eschulen-Thee, oder nach istziger Mode ein guter schwarzer Thee bu. Gohl rühmet vor andern das everitum vorum, und zehlet es dem Ehrenpreis vor, der schon vorlängst statt des Thee zu brauchen am besten gehalten worden. Ein anderer Verächter des Ehrenpreises aber meines, aus dem Anagramm des Wortes Veropica, erovnica zu bereiten, daß der Ehrenpreis den Preis behalten werde. Wann man mehr auf die Gleichheit der Pflanze, als auf ein Wortspiel achten soll, so möchten die Kirschen- oder Rosenblätter allen andern vorzuziehen seyn, weil die Theestämme sowohl an Blättern als an Blüme der wilden Rose gleichen soll.

§. 9. Der Professor Tennstant ist in seiner weitläufigen Abhandlung vom Thee bezüger zu wissen, was das Wort Bu, Thee bu bedeute. Hierauf kan geantwortet werden, daß es durch eine Verstämmelung Bu oder Bahe genannt werde, und es das Chinesische wu, wischai sey; welches die Russen schwarz, schwarze, geben, und also den Thee bu schwarzen Thee nennen, gleichwie sie den grünen Thee selonoi, grün, den besten aber tschulan-tschai wie einem Chawtschen Wort, das vielleicht auch grün heisset, bezeichnen. Die Chineser haben außer diesem grünen Thee einen, den sie Monig nennen, der aber nicht so gut gehalten wird: mag noch einen andern, der Monig-al heisset, und welcher öfters mit den Blumen des wohlriechenden orientalischen Jasmim gemischt wird, daß er sehr wohl rieche, davon er aber, wann die Blumen alt werden, einen edelhaften Geschmack bekommt. Die Chineser pressen auch vom grünen Thee einige Kuchen, oder wie es die Russen nennen, Ziegelsteine, oder Ziegelstein-Thee, Kirpitchnitsai, welche einen guten Zoll dick, etwas mehr als einen Fuß lang, und Dreiviertelfuß breit sind, dabey aber mit der Zeit so hart werden, daß man sie durchschlagen muß. Sie behalten viele Jahre den guten Geruch

des

des Thees, der gute Geschmack aber ist eher davon verloren. Sie werden mit Papier umlaget, verklebet und mit einer Aufschrift beschrieben. Ja, sie pressen in solche Kuchen auch schlechten grünen Thee; so gar mit den Stengeln der Theestaude, dem gemein Mann zum Dienste, weil auch der geringste Chineser nicht gerne das Wasser anders, als mit einem Kraute gewürzet, trünket. Von gedächtem Theekuchen findet sich vielleicht etwas auf unserer Stadts-Bibliothek aufgehoben.

§. 10. Zum grünen Thee gehöret noch der Stein-Thee; Nüßlich Kamenitschai. Er besteht in kleinen Stücken, die so hart wie ein Stein sind, und welche von einem Extract des schlechten Thees, und

deren zarten Stengeln gemacht seyn sollen. Andre aber halten sie wüchsig für einen Stein, der grün färbet, und den Geschmack des Thees hat.

§. 11. Vom schwarzen Thee, vom Thee hu, haben die Chineser auch zwei Sorten; die eine nennen sie Lohanne, und die andere Boeschowen. Obgleich wir ihr Thee Gerüche, ihr Porcellain nicht so begierig mehr kaufen, sondern uns in Europa eine Gattung selbst erfunden haben; die, wann nicht an Feinigkeit, doch an Geschick und Zierde, die Chinesische übertrifft; so unterhalten sie uns doch noch mit ihrem Thee, davon sie immer einige Sorten erfunden werden, unsrem Geschmack mit einem fremden Kraut zu schmückeln.

(Der Versuch künft.)



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Schluss Vom Thee und Chocolate.

§. 12.

Es ist im 7 §. gefaget worden, daß im grünen Thee keine andern Kräfte zu finden sind, als der angenehme Geruch und Geschmack, und dabey müssen wir bleiben; dann daß er in einiger Menge warm getrunken, den Schweiß und den Urin treibe, welches würde auch das warme Wasser alleine, mit Zucker etwas versüßet, thun. Das Wasser mit so etwas flüchtig angenehmen, wie der Thee, gewürzet, kan auch in größerer Menge getrunken werden, als das Wasser, was mit einem beandigen und dazu etwas tummelen Weifen getrunken wird, weil das brandige tummelen, der Caffe, eine beandigende Flüchtigkeit besitzet; und daher kan man der Kaißerin zu Paris Rechte lassen, wann sie bejaget, daß der Thee gesunder sey, als der Caffe, wann die Frage ist: von welcher man am meisten trinken könne?

Es finden sich zwar auch Personen, beyderley Geschlechtes, die keinen Caffe vertragen, weil er ihre Nerven zu stark angreiffet, und sie an dessen Stelle lieber eine Tasse Thee trinken. Allen wann man dieses, nehmlich den Thee auch einer Person von beyderley Geschlechte, die sich in einer Krankheit zu bessern beginnt, anbieten wollte, so würde sie sich dessen weigern, und den Caffe, der die Nerven stärket, wählen. Ueberden so kan man den fleißigen Trinkerinnen des Thee mit Schmant, eben dajehinge ins Ohr sagen, was vom Caffe mit Schmant gefaget worden. Es ist überall eine Herrschaft über den Trieb der Natur mit Selbstprüfung nöthig. Wer in beyderley Getränken nicht Zeit und Maas in Acht nimmt, der kan in dem einen sowohl, als in dem andern sein Leben verkürzen.

§. 13. Es ist wahrlich zu gar zu heißes langes Bad für den Magen, nach

des Thees, der gute Geschmack aber ist eher davon verloren. Sie werden mit Papier umlaget, verklebet und mit einer Aufschrift beschriftet. Ja, sie pressen in solche Kuchen auch schlechten grünen Thee; so gar mit den Stengeln der Theestauden, dem gemein Mann zum Dienste, weil auch der geringste Chineser nicht gerne das Wasser anders, als mit einem Kraute gewürzet, trinkt. Von gedachten Theekuchen findet sich vielleicht etwas auf unserer Stadts-Bibliothek aufgehoben.

§. 10. Zum grünen Thee gehöret noch der Stein-Thee; Nächst Kamenitschai. Er besteht in kleinen Stücken, die so hart wie ein Stein sind, und welche von einem Extract des schlechten Thees, und

deren zarten Stengeln gemacht seyn sollen. Andre aber halten sie wirklich für einen Stein, der grün färbet, und den Geschmack des Thees hat.

§. 11. Vom schwarzen Thee, vom Thee hu, haben die Chineser auch zwei Sorten; die eine nennen sie Lohanne, und die andere Boeschowen. Obgleich wir ihr Thee Gerüche, ihr Porcellain nicht so begierig mehr kaufen, sondern uns in Europa eine Gattung selbst erfunden haben; die, wann nicht an Feinigkeit, doch an Geschick und Zierde, die Chinesische übertrifft; so unterhalten sie uns doch noch mit ihrem Thee, davon sie immer einige Sorten erfunden werden, unsrem Geschmack mit einem fremden Kraut zu schmückeln.

(Der Versuch künft.)



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Schluss Vom Thee und Chocolate.

§. 12.

Es ist im 7 §. gefaget worden, daß im grünen Thee keine andern Kräfte zu finden sind, als der angenehme Geruch und Geschmack, und dabey müssen wir bleiben; dann daß er in einiger Menge warm getrunken, den Schweiß und den Urin treibe, welches würde auch das warme Wasser alleine, mit Zucker etwas versüßet, thun. Das Wasser mit so etwas flüchtig angenehmen, wie der Thee, gewürzet, kan auch in größerer Menge getrunken werden, als das Wasser, was mit einem beandigen und dazu etwas tummigen Weifen getrunken wird, weil das brandige tummige, der Caffe, eine beandigende Flüchtigkeit besitzet; und daher kan man der Kaißerin zu Paris Rechte lassen, wann sie bejaget, daß der Thee gesunder sey, als der Caffe, wann die Frage ist: von welcher man am meisten trinken könne?

Es finden sich zwar auch Personen, beyderley Geschlechtes, die keinen Caffe vertragen, weil er ihre Nerven zu stark angreiffet, und sie an dessen Stelle lieber eine Tasse Thee trinken. Allen wann man dieses, nehmlich den Thee auch einer Person von beyderley Geschlechte, die sich in einer Krankheit zu bessern beginnt, anbieten wollte, so würde sie sich dessen weigern, und den Caffe, der die Nerven stärker wähet. Ueberden so kan man den fleißigen Trinkerinnen des Thee mit Schmant, eben dabejunge ins Ohr sagen, was vom Caffe mit Schmant gefaget worden. Es ist überall eine Herrschaft über den Trieb der Natur mit Selbstprüfung nöthig. Wer in beyderley Getränken nicht Zeit und Maas in Acht nimmt, der kan in dem einen sowohl, als in dem andern sein Leben verfürzen.

§. 13. Es ist wahrlich zu gar zu heißes langes Bad für den Magen, nach

nach welchem einige, wann sie den Caffe getrunken, noch einige Lassen Theewasser nachgüssen. Dann es wird nicht allein dasjenige, was wir vom Caffe für den Magen nützlich zu seyn glauben, vernichtet, sondern man überfüllt und schwächt ihn, und zugleich den Verdauungsstoss mit dem vielen stumpfen, süßen und Schmanserrettem Getränke. Als wir in alten Zeiten die finnischen Soldaten bey uns hatten, und sie sehr heiß baden sahen, so nannte man ein heißes Bad ein finnisches Bad. Warum wollen wir nun unsern Magen auf finnisch baden?

§. 14. Dies wäre vom Thee handlunglich erörtert, außer daß etwa auch die Proportion des Wassers mit dem Thee noch zu bestimmen seyn möchte; wie es bey dem Caffe gechehen; allein gleichwie die bey dem Caffe angegebene Proportion hauptsächlich die Gesundheit zur Absicht hat, welche bey dem Trinken gemeinlich nicht so viel als der Geschmack gilt, auch sich vermuthlich jedermann darnach in der Proportion richten wird; so kan man bey dem Thee es mehr auf den Geschmack ankommen, und denen Trinkern es überlassen, ob sie viel oder wenig Thee zum Wasser legen, oder auf Art der Japoneser §. 6. trinken wollen.

§. 15. Wir könnten also hiermit zum Chokolade, Löffchen uns wenden, wann wir es nicht für dienlich acht-

ten, noch bey dem Trinken des Wassers zu bleiben, um zu sehen, wie es uns nützlich werde, wann wir es kalt trinken. Gott hat das Wasser, außer dem unzahligen Nutzen, den es zum Wachsthum der Pflanzen, zur Nützlichkeit, zur Kochung der Speisen, u. d. g. leistet, auch das Blut aller lebenden Thiere, und also auch des Menschen zu vertheilen, erschaffen. Dann, weil das Blut durch seinen Umlauf allemal einige Feuchtigkeit durch den Schweiß, Urin und andere Wege absetzt, und sich dabei verzehret, so muß solches durch Speise und nützlichlich durch den Urin wieder ersetzt werden. Das bequemste und fertigste aber dazu ist das Wasser, mit welchem sich Millionen Menschen tränken; und die Thiere werden dabei stark und kräftig. Weil aber Gott dem Menschen eine so starke Natur, wie den Thieren nicht gegeben hatte, und der Mensch sich auf vielerley Weise eintrüsten konnte; so schuf er den Weinstock, von dessen Beeren der Mensch, nach dem ihm verliethenen Verstande, sich ein Getränk ohne Zusatz des Wassers machte, und welches der Wein war. Die Vögel aber in dem Lande kein Weinstock erschaffen war, suchten zu ihrer Stärkung ein Getränk von Getreyde zu machen, indem sie das dünne Getreyde durch die Mahlung und Kochung vermischt des Wassers, erweichen, und es wie

wie den Wein gährend machten, da es dann durch solche Gährung die Kraft zu stärken bekam.

§. 16. Die einfachste Weise vom Getreyde und Wasser ein Getränk zu bereiten; ist bey den nordlichen Völkern gebräuchlich, wann sie das Mehl mit gekochtem Wasser gähren lassen, und trinken wann es beginnt säuerlich zu werden. Es erquicket mehr als das bloße Wasser, und reichet einige Stärkung. Es gleicht oder übertrifft vielmehr das Getränk, welches in den Weinständen für den gemeinen Mann gemacht, und wann man Wasser auf die ausgepreßte Trauben gießt, wie auf die Träder des Weins, und damit gähren läßt. Wann man aber von dem gegohrenen Mehl zur rechten Zeit die Kraft und den Saft des Getreydes durch eine Destillation abziehet, so erhält man auch was erkranktes dem Weinwein, welches aber nicht in die Zahl der Getränke, sondern in die Zahl der Arzneyen gehört.

§. 17. Wann man den Honig mit Wasser in die Gährung setzt, so erhalten wir auch ein starkes Getränk, den Mehl. Weil wir aber dessen nur gedenken, um zu zeigen, was für Getränke die Menschen außer den beyden einfachen, nemlich dem Wasser und dem Wein erfunden haben, und was Weinmäßiges sonst sonderlichen Früchten gemacht werden

den kan; so mag solches auch davon genug seyn.

§. 18. Es ist aber merkwürdig, daß seit nicht wenigen Jahren in Teutschland das kalte Wasser zum Getränk zu nehmen, entstanden, und selbiges dem mit Wasser und Getreyde verfertigten Getränke, dem Bier an die Seite zu setzen; deswegen entstand vor wenigen Jahren in Teutschland die Frage: was von dem in Gebrauch gekommenen kalten Wasser trinken zu halten sey? Gleichwie aber unsere Entlegenheit von den teutschen Buchäden uns manches gute Buch vorenthält, also kommt noch seltenere eine so kleine Schrift zu uns, und wir wissen den Schluß davon nicht; müssen derowegen selbst es wagen ein Urtheil darin zu ferochen. Dazu ist aber nöthig, daß die Eigenschaften des Wassers, und des Biers untersucht werden wie sie seyn müssen, wann sie der Gesundheit und dem Zweck, welchen sie als ein Getränk gewidmet sind, dienlich seyn sollen.

§. 19. Ein der Gesundheit dienliches Wasser muß 1) leicht, 2) klar, 3) ohne Geschmack seyn: Es wäre dann mineralisch. Es ist leicht, wann es reich von Luft ist, und dieses beweisen die unzählige vielen Bläschen, die sich an ein kaltes Glas sehen; seine Klarheit giebt der Augenschein, und seine Schmachlosigkeit muß die Zunge

beurtheilen. Als ein leichtes Lustiges Getränk bringet es nicht allein in die zu verdauens Speise bald ein, und löset dem Magen solches bald verdauen, sondern es stärket auch durch diese Würkung der Luft selbst das Blut, und befördert die Circulation. Als ein kl. ves Getränk bringet es keine zum Wasser nicht gehörigen Theile, und vermischt, vielmehr kan sich auf diese Weise vieles im Blute vorhandene unnütze und unweine daran fängen, und durch den Schweiß und Urin ausgeführt werden. Weil es ohne Geschmack ist, so beweiset es vollkommen, daß es von allem Zusatz und mit den ersten beyden Eigenschaften vergesellschaftet ein gesundes Getränk sey. Man könnte zwar sagen, daß das warme Wasser eben sowohl die Absichten erfüllen würde, welche man vom klaren Wasser fordert, daß es nämlich durch den Schweiß und Urin ausführen würde; allein das warme Wasser würde zuerst den Magen mehr beschweren, hernach auch zu eüen, sowohl die Verdauung bestellen, als auch zu den Nieren eüen, und viel todes unbereitetes mitführen. Dann es ist hier allein die Noth vom Gebrauch des kalten Wassers bey der Wahlzeit.

§. 20. Die Eigenschaften eines gesunden Dieres müssen seyn: 1) daß es klar, 2) nicht zusetzt, und 3) nicht zu geistreich oder zu stark sey. Das

klare giebt an, daß das Bier wohl gezeuhen und von Hesen rein sey. Von der Festigkeit des Korus muß es nicht zuviel haben, weil es zu sehr sättigen würde, und den Magen eine Last der Verdauung geben, da das Getränk nur dienen soll, die Verdauung der Speisen zu befördern, und dem Magen darinne Hülfe zu leisten. Zu geistreich soll es nicht seyn, weil es die Nerven lähmet, und den Schlaf dadurch einführet, welcher zur Unzeit und ohne Noth eingeführet, schädlich ist. Wenn wir nun solch ein Bier trinken, so ist keine Nothwendigkeit da, statt des Bieres kaltes Wasser zu trinken.

§. 21. Wenn doch aber jedes gesunde Getränk, wann es in den Magen kommt, nachwendig wieder zähret, und dadurch den Magen und die Gedärme ausdöhnet, Döhlungen machet, und von seiner nährenden Substanz etwas im Geblüt bleiben lässet, solche aber bey allen Menschen in den feinsten Haardern zuweilen besigen brübet: die Haupteigenschaft des Getränkes aber seyn soll, das Geblüt nur zu verdünnen; so möchte das Wasser wohl den Vorzug vor dem Bier haben, so lange als wir nicht wissen, daß das Getränk auch nähren soll.

§. 22. Das Wasser bringet, nie oben gesagt worden, mehr zum Geblüt, als sein lautes Wesen und nimmet aus demselben das im Geblüt

durch

durch den Umlauf abgenutze vorhandene Zeug, durch den Umlauf sowohl als durch den Schweiß weg, daher behauptet sich solches einen Vorzug; und diejenigen, welche sich zeitig dazu gewöhnen, die erhalten ihre Gesundheit in gutem Stande, und wann sie Gelehrte oder Leute sind, die in einem Amte stehen, wohey viel zu überlegen ist, die werden ihrem Gedankn besser bey dem Wasser, als bey dem Bier nachhängen, weil wann man das Bier liebet, doch mehr das fetts und geistreiche, als das magere liehet, wodurch aber der Geist des Menschen, bey einigem Ueberflus, mit den Geiseln des Bieres in einen Kampf gereth und das Nachdenken bey Seite setzet. Vom Demosthenes wird erzählt, daß er, desto besser studiren zu können, nur Wasser getrunken habe; und von dem Tiraquell einem Rechtsgelehrten, weiß man, daß er vierzig Bücher geschrieben, und viele Kinder zugezeugt, und nur Wasser getrunken habe. Was würde er, setzet man bey dem Berichte hinzu, gethan haben, wann er Wein getrunken hätte! Ein gutes Wasser ist vor andern dem Frauenzimmer dienlich, wegen der ihnen gewöhnlichen Reünigungen, weil es die Adern stärket, und das Geblüt nicht in Wallung bringet. Es ist ein zulänglich Mittel wider das Sodbrennen. Vor Schlafengehen getrunken, befördert die Ausdünstung

und ein gleiches geschieht in hiesigen Krankheiten, wann es mit Vorsichtigkeit getrunken wird.

§. 23. Weil aber das kalte Wasser nicht wohl in solcher Quantität getrunken werden kan, als ein gesundes Getränk, das Bier oder der Wein; so mag man, um die nöthige Quantität trinken zu mögen, entweder Brod in das zum Getränke gewohmete Wasser eine Weile vorher einlegen, wodurch es eine gar leichte Sähung untergehen würde, oder auch eine kleine Portion Wein zugießen, welches dem Magen angenehm seyn wird, es anzunehmen. Etwols widerdärh war in seinem Di. etatico das Wassertrinken den Alten, weil es ihnen keine Stärke gebe; allein es ist ihnen dafür den Wein empfohlen, so ist solches doch nur auf eine Proportion zu bestimmen, welche sich mit dem Wasser wohl vertragen wird. Ebenfreyt in seinem Physiologischen Coramine sagt, noc pota minus fontana iuuabit. Quam vini veteris mediocri temperet usus. Dennoch wird ein Glas gutes Wasser allein getrunken, einen Alten erquicket; wann er von Döhlungen, oder einem, des Morgens, aus dem Magen entstehenden unheimlichem Geschmach eine Beschwerde lässet; wovon er dann auch gewis mehr Nutzen, als von einer Kuppe Cholade haben wird.

Wird 2.) Das Beste die Chocolade
 Gerist, so ist derselben Gebrauch so
 gemein nicht, als der beyden vorigen
 Getränke: 1.) Weil sie nicht so leicht
 getrunken werden kan, als der
 Thee und der Caffee; indem sie ein
 Brennariges Getränk ist, welches bald
 fätiget. 2.) Weil es ein theurer Ge-
 tränk ist als die vorigen. Aus bey-
 den Ursachen wird darinn nicht leicht
 als nur bey den Reichen ein Miß-
 brauch entstehen, der nicht allgemein
 werden möchte. Es ist bekannt, daß
 wir die Chocolade zu trinken, von
 dem Volk aus der neuen Welt, den
 Mexicaniern, gelernt haben. Sie
 wird aus der Mexicaniſchen Frucht,
 die man cacao nennet, bereitet, und
 zwar wieder, welches merkwürdig,
 von der geößten Frucht, zum Ge-
 wis, daß das Rosten und Braten
 nicht allein der Sachen, die wir von
 den Thieren zu unserer Speise neh-
 men, zu unserer Erziehung und Nüt-
 zen, wegen des dadurch erweckten
 süßigen Saiges, diene; sondern auch
 solches bey den Früchten, die wir
 zum Getränke brauchen, uns ange-
 nehm werde. Wie die cacao von
 einem andern in einem Mörser ge-
 stet, und mit Vanille und Zucker,
 und andern Zubehöre bereitet werde,
 wollen wir nicht weitläufig anfüh-
 ren; dennoch aber aus des Llabolz
 Diætetico die Weise vortragen, wel-
 che die Holländer lehren, als welche

nicht unter den Leuten zu sehn pfle-
 gen; dasjenige zu loben, was die
 Schiffahrer an angenehmen Neugier-
 ten aus jener Welt bringen.

§. 27. Er sagt in seinem VI Buch,
 Was unser so genannte Chocolade,
 Jocolado, Socolado, heisset, so ist
 selbige ein Compositum, oder eine
 aus etlichen Stücken zusammen ge-
 setzte Masse, welche die Mexicaniſche
 Frucht Cacao zum Grunde hat.
 Der Zusatz geschieht nach Innhalt
 stades in Amsterdam gedruckten Pa-
 tentz, mit Candenzucker, Zimmet,
 Nagelein, Anis, Pomeranzenblüth,
 americanischen Pfeffer, u. d. g. Die
 gemeine Socolade wird in Schach-
 teln gegossen, ist roth von Farbe,
 und zur Kauf. Die beste aber wird
 in Kugeln oder Cylindern formirt,
 ist braunroth und genau eingesprengt,
 viel lieblicher vom Geruch und Ge-
 schmack, weil sie unter andern eben
 Stücken auch mit Ambra verſetzt,
 und deswegen wohl viermal so theur
 ist. Der gemeine Gebrauch den uns
 er, sagt er, daß man die Socolade
 zu Pulver hobet, und dorein ein
 halb Loth, mehr oder weniger, in
 einen Trank Spanisch oder Mexicaniſchen
 Wein, mit ein wenig Zucker abge-
 rührt, und entweder des Morgens
 nüchtern, oder Nachmittags, oder
 des Abends beyn Vertreiben antrin-
 ket. Die häufige Natur sind, neh-
 men an statt des Weins, warmen
 Bierwasser oder Milch. Andere streuen

dies

dies Pulver auf geößere Semmel
 schnitte, wie ein Leinwand, gessen Wein
 und Zucker darauf, und genießens
 also. Die köstliche Weise aber,
 meinet Labolz, wäre, daß man
 von der andyriten Socolade eine
 halbes oder ganz Loth geklopfene
 Cardamome einen Scrupel, gelassen
 Cardamome einen Scrupel, gelassen
 Caffee, 3 Gran, weißen Zucker
 ein Loth nehmet, und dies alles zu
 einem Pulver mische. Wann man
 es aber brauchen wolle, so löset
 man zwey oder drey Ezedortel
 durch einander, und menge dies
 Pulver darunter, daß es wie ein
 Bier werde; aldem gieße man sie
 durch Kupnick ein halb Stöbel oder
 8 Linzen nach gerade darauf, und
 rühre es mit einem lösel oder Quert-
 um, so ist der Trank bereit, wel-
 chen man, weil er noch warm ist,
 zu sich nehmen soll. 2.) Wobey dieß
 zu beobachten, weil der Caffeege-
 schmack zwiſcher, daß man
 denselben wohl auslassen kan; wie
 dann auch, im Fall keine andyrite
 Socolade vorhanden wäre, daß
 man zu der gemeinen, an jeder Dor-
 t, drei oder mehr Gran Anaba-
 desigen kan. Anlangend endlich
 den Nutzen, spricht er, so erscheinet
 selbiger aus den Ingredientien, die
 zu dieser Massa genommen werden,
 obwohl ein gewisser Scribent, Ven-
 zon, sagt: De Mexicanae hielten
 dafür, die Frucht Cacao gebe ein
 kühlendes Getränk, daß unsere Soco-

colade wegen ingestriker Qualere
 kalt, kühl, sondern warm,
 Sie diene also kalten Complexionen,
 melancholischen und ätischen Trun-
 ten, als ein allgemeines Confectivum,
 welches ihre Dinnung befördern, die
 lebensgeister vermehren, die Natur
 stärken; hingegen die Blässe, und
 andere kalte Feuchtigkeiten zertheilen
 und vergehen kan. So weit Lab-
 olz; und so meinet es auch an-
 dere im Anfange des Gebrauches.
 Aber es gehet der Chocolade wie
 dem Thee. Iho schilt man sie und
 da auf ihn. Es heisset Chocolade
 vite præparatus et modico assu-
 ptus, aptus interduum nutrit,
 nimium autem languinem inspilat,
 et obstructions inducit, et experi-
 entia docuit potum hunc in
 affectibus convulsivis, hypo-
 chondriacis, vaporalis & epilepti-
 cis noxium esse, das ist, die wohl
 zubereitete Chocolade nützet zuweilen
 sehr gut; deren häufiger Gebrauch
 aber verdirbt das Blut und mache
 Verstopfungen, und die Erfahrung
 hat es gelehret, daß dieser Trank, in
 den Drüsen, die mit Zuckungen,
 Nüßkräften, Nüßungen, und den
 fallenden Sucht, vergesslicher sind,
 schädlich sey. Hier köset sich sehr
 erste nichts, wie man die Chocolade
 zubereiten soll; wozu; was in dessen
 häufiger Gebrauch beschreibe
 §. 26. Um auf diese beyden Fragen
 zu antworten, so dienet auf die erste:
 wenn das mischung, daß es

daß, wann man die Chokolade ohne Gewürz bereiten wollte, solcher Kuchen ganz ungeschmackt sein würde. Man hat deroemegen in Brasilien, ihrem Vaterlande, ein liebliches Gewürz, in Schoten Vanille genant, dergleilet, und ihm den Zucker zum Begleiter gegeben, und dieses Gewürz bringen uns die Spanier jährlich mit der Frucht, der Cacao. Dies wäre die leichteste und gründlichste Zubereitung um diesen Trank zu trinken. Wolte man aus der Amsterdammer Zubereitung noch etwas dazu nehmen, so möchte es der Zimmet und die Ambra seyn, um die Chokolade mehr stärkend zu haben; dann der Pfeffer und die Roselien sind zu hitzig. So zubereitet ist die Chokolade ein Getränk, das aus der neuen Welt gekommen ist, und unserm Winter eine Wärme geben kan, wann wir es sonst auf keine andere Weise erwärmen können. Es ist wahr, das fertortige Wesen der Frucht kan eine Nahrung geben, und es sey uns erlaubt, aus Mexico eine nährrende Frucht zu holen, wann wir in Europa keine haben. Man hat aber schon von vielen Jahren her von den Mandeln einen Trank gemacht, der gewiß mehr nöhret, als die Cacao, nicht auf die einfältigste, nährsamste Weise mit Wasser zur Milch; nein, unsern Norden müssen die Früchte, die uns wohl schmecken sollen, geröstet werden. Man hat sie also auch nach Abziehung der Haut, gemahlen und etwas

geröstet. oder vorher geröstet und dann gemahlen, mit siedendem Wasser übergossen, und wie die Chokolade fein gesequet getrunken; wie solches in denen Beecet. Samml. zu lesen ist. Was den allzuhäufigen Gebrauch besreift, so ist darüber nicht viel zu sagen; dann der Magen ist gewiß mit einer Kuppe, wie sie zu seyn pflegen, zu laden. Will man ihn lächigen; so tranket man noch eine Ku. pr. hernach so bekommt man mehr so viele Pfund von der Cacao, wie vom Caffee, und die Zubereitung mit Gewürz ist zu thun, daß weder der Herr Reichard in S. ruck Klagen mach, daß es arme Leute mache, die dem gemeinen Wesen hernach zur Last fallen, noch Herr Tremann finden wird, daß die alten Schuss der Chokolade trinken. Daß die Chokolade weder ein Seescher deutlich gehalten worden, finden wir im XXVI St. der gelehrten Beyträge vorigen Jahres; siches ist auch nicht zu läugnen; weit man aber den Scorbut mit wohlfeilern Tränken abhalten kan; so wird die Cacaofracht deroemegen auch nicht theur werden. Das Vorurtheil, daß dieser Trank zu langen verlängere, hat gemacht, daß ihn noch stetzig die Groffen und Kleinen Meeres nöhren zu einer Kuppe trinken. Diese Mäßigkeit ist zu loben und nöthig, wann man seinem Magen nicht leid thun, und sein Leben verlängern will. Es ist auch ein entsetzliches Modes trank, die Mode ist eine Seuche; die gern epidemisch wird, d. i. über alles Volk geht.

Gelehrte Beyträge

zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Bemerkung

der Kälte allhier in Riga vom 6ten Octob. 1762.
bis zum Ende des März Monats dieses Jahres.

Die heftige Kälte, womit sich das vorige 1762ste Jahr schloß, und bis in die Mitte des Märzmonats sichlaufenden Jahres, mit weniger Abmehstung, fort dauerte, hat fast ganz Europa betroffen, und, außer Holl- und England, auch das sonst warme Frankreich ungewöhnlich und lang anhaltend heimgesucht. Wir haben einige male ihre Klagen und die Erzählung der Schäden, welche ihnen dieser Frost verursacht hat, in den öffentlichen Zeitungen gelesen. Ob solche Kälte gleich den Graden nach, geringer als 1709. und 1740. gewesen; so hat ihre Dauer dennoch viele Unbequemlichkeit und Schaden verursacht. Vielleicht wird auch uns die künftige Zeit die Folgen dieses bedenklichen Winters entdecken. Damit man

aber wisse, wie sich allhier die Kälte in Ansehung ihrer Heftigkeit, Dauer und Abnahme verhalten; so habe meine Bemerkungen, so wie ich sie vom 6ten Octob. 1762. bis zu Ende des März dieses 1763sten Jahres, von Tage zu Tage aufgezeichnet, allhier mittheilen wollen.

Zu dieser Beobachtung habe mich des Thermometers, sowohl des Fahrenheit, als des Reaumur, als der gebräuchlichsten und besten, bedienet. Es ist aber nöthig den Unterschied der Einrichtung ihrer Scala zu bemerken. Reaumur bestimmet einen gewissen Fixpunkt, da das Gefrieren angehet, bezeichnet solchen mit einem 0, und zählt unter demselben den zunehmenden Grad der Kälte, und über solchen den steigenden Grad der Wärme. Hingegen übergeheth Fahr-

renheit

daß, wann man die Chokolade ohne Gewürz bereiten wollte, solcher Kuchen ganz ungeschmackt sein würde. Man hat deroemegen in Brasilien, ihrem Vaterlande, ein liebliches Gewürz, in Schoten Vanille genant, dergleicher, und ihm den Zucker zum Beysetzer gegeben, und dieses Gewürz bringen uns die Spanier jährlich mit der Frucht, der Cacao. Dies wäre die leichteste und gründlichste Zubereitung um diesen Tranck zu trinken. Wolte man aus der Amsterdammer Zubereitung noch etwas dazu nehmen, so möchte es der Zimmet und die Ambra seyn, um die Chokolade mehr stärkend zu haben; dann der Pfeffer und die Roselien sind zu hitzig. So zubereitet ist die Chokolade ein Getränk, das aus der neuen Welt gekommen ist, und unserm Winter eine Wärme geben kan, wann wir es sonst auf keine andere Weise erwärmen können. Es ist wahr, das fertigerige Wesen der Frucht kan eine Nahrung geben, und es sey uns erlaubt, aus Mexico eine nährrende Frucht zu holen, wann wir in Europa keine haben. Man hat aber schon von vielen Jahren her von den Mandeln einen Tranck gemacht, der gewiß mehr nähret, als die Cacao, nicht auf die einfältigste, nährsamste Weise mit Wasser zur Milch; nein, unsern Norden müssen die Früchte, die uns wohl schmecken sollen, geröstet werden. Man hat sie also auch nach Abziehung der Haut, gemahlen und etwas

geröstet. oder vorher geröstet und dann gemahlen, mit siedendem Wasser übergossen, und wie die Chokolade fein gesequet getrunken; wie solches in denen Beecet. Samml. zu lesen ist. Was den allzuhäufigen Gebrauch besreift, so ist darüber nicht viel zu sagen; dann der Magen ist gewiß mit einer Kuppe, wie sie zu seyn pflegen, zu laden. Will man ihn lächigen; so trinket man noch eine Kupf. Heusch so bekommt man mehr so viele Pfund von der Cacao, wie vom Caffee, und die Zubereitung mit Gewürz ist zu thun, daß weder der Herr Reichard in S. ruck Klagen mach, daß es arme Leute mache, die dem gemeinen Wesen hernach zur Last fallen, noch Herr Tremann finden wird, daß die alten Schuss der Chokolade trinken. Daß die Chokolade weder ein Seescher deutlich gehalten worden, finden wir im XXVI St. der gelehrten Beyträge vorigen Jahres; siches ist auch nicht zu läugnen; weit man aber den Scorbut mit wohlfeilern Träncken abhalten kan; so wird die Cacaofracht deswegen auch nicht theur werden. Das Vorurtheil, daß dieser Tranck zu langen verlängere, hat gemacht, daß ihn noch stetig die Großen und Kleinen Meeres nähreren zu einer Kuppe trinken. Diese Mäßigkeit ist zu loben und nöthig, wann man seinem Magen nicht leid thun, und sein Leben verlängern will. Es ist auch ein entsetzliches Modes tranck, die Mode ist eine Seuche; die gern epidemisch wird, d. i. über alles Volk geht.

Gelehrte Beyträge

zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Bemerkung

der Kälte allhier in Riga vom 6ten Octob. 1762.
bis zum Ende des März Monats dieses Jahres.

Die heftige Kälte, womit sich das vorige 1762ste Jahr schloß, und bis in die Mitte des Märzmonats sichlaufenden Jahres, mit weniger Abmehrfung, fortwauerte, hat fast ganz Europa betroffen, und, außer Heli- und England, auch das sonst warme Frankreich ungewöhnlich und lang anhaltend heimgesucht. Wir haben einige male ihre Klagen und die Erzählung der Schäden, welche ihnen dieser Frost verursacht hat, in den öffentlichen Zeitungen gelesen. Ob solche Kälte gleich den Graden nach, geringer als 1709. und 1740. gewesen; so hat ihre Dauer dennoch viele Unbequemlichkeit und Schaden verursacht. Vielleicht wird auch uns die künftige Zeit die Folgen dieses bedenklichen Winters entdecken. Damit man

aber wisse, wie sich allhier die Kälte in Ansehung ihrer Heftigkeit, Dauer und Abnahme verhalten; so habe meine Bemerkungen, so wie ich sie vom 6ten Octob. 1762. bis zu Ende des März dieses 1763sten Jahres, von Tage zu Tage aufgezeichnet, allhier mittheilen wollen.

Zu dieser Beobachtung habe mich des Thermometers, sowohl des Fahrenheit, als des Reaumur, als der gebräuchlichsten und besten, bedienet. Es ist aber nöthig den Unterschied der Einrichtung ihrer Scala zu bemerken. Reaumur bestimmet einen gewissen Fixpunkt, da das Gefrieren angehet, bezeichnet solchen mit einem 0, und zählt unter demselben den zunehmenden Grad der Kälte, und über solchen den steigenden Grad der Wärme. Hingegen übergeheth Fahr-

zenheit die Bestimmung des eigent-
lichen Gefrierungs-Punctes, wüste von
mehr als 100 Graden von oben
herab bis 9, als die Bezeichnung
der Extra-Kälte, und fährt von
hier ab von 1 bis 40 zu, fort,
die Vermehrung der Kälte zu be-
rechnen. Es tritt also Reaumur's
Eis- oder Gefrierungs-Punct bey
dem 22sten Grad der Fahrenheit's-
schen Scala ein, so wie dieses seine
Bestimmung der Extra-Kälte bey
dem 14. Grad unter dem Frosts-
Punct des Reaumur'schen angezeiget
ist. Dahero habe zum Unterscheid
der Graden über oder unter dem
Eis-Punct der Reaumur'schen sowohl,
als der Fahrenheit'schen Scale, neben
den Zahlen eine kleine Null, ent-
weder darüber oder darunter gesetzt,
um sogleich zu wissen, ob die be-
stimmte Zahl über oder unter dem
Eis-Punct gehöre, obgleich diese Vor-
sichtigkeit so bald überflüssig wird, so
bald man sich mit dem Verhältnis
der Fahrenheit'schen Scale gegen der
Reaumur'schen besser bekannt gemacht
hat. Das Thermometrum hängt
übrigens in andern Stockwerk, in
gemäch freyer Luft gegen NW.

Zu diesen Bemerkungen ha-
be ich hauptsächlich die Früh- und
Abendstunden erwählet, weil meh-
rentheils (einige wenige Tage aus-
genommen, die mir auch die zuerst
gemachte Berechnung zu verändern
zwingen,) bey Annäherung der
Sonnen, auch derselben noch schwa-
che Strahlen der Luft und dem
Thermometer einige Wärme mit-
theilen, und schnell zum Steigen
zwingen. Da die Winde so viel
Gewalt als Antheil an der Witter-
ung haben; so hielt ich für nöthig und
nützlich auch hierauf Acht zu haben,
und die gemachte Tabelle der andern
beizufügen. So schwer es auch wird,
bey denen vielen Abänderungen und
Widersprüchen unserer Wetterhäne
und Windfahnen das Gewisse zu be-
stimmen; so habe dennoch täglich die
meisten derselben nachgesehen, aus
der Uebereinstimmung solcher geschos-
sen und gemählet, besonders die Zah-
ne auf dem Hintertheil des schwarzen
Haupter Hauses, als das verunsich-
te und bewohrteste, zur sichern Be-
merkung angenommen.

Octobr.

1762.

Octobr.	Fahrenheit.		Reaumur.		Wind.
	Morg.	Abend.	Morg.	Abend.	
6	25	27	3°	2°	SO
7	33	38	0°	3°	D
8	26	36	2°	2°	SO
9	32	34	0	1°	SO
10	34	34	1°	1°	SESO
11	36	36	2°	2°	SESO
12	36	40	2°	4°	SO
13	39	38	3°	3°	N
14	36	36	2°	2°	N
15	35	40	1°	4°	SO
16	44	45	5°	6°	SENB
17	39	38	3°	3°	SENB
18	39	41	3°	4°	S
19	32	32	0	0	SENB
20	30	26	1°	2°	N
21	32	25	0	3°	SENB
22	41	39	4°	3°	SENB
23	44	44	5°	5°	SENB
24	45	38	6°	3°	SENB
25	39	40	3°	4°	S
26	39	36	3°	2°	S
27	34	36	1°	2°	SENB
28	48	45	7°	6°	SENB
29	46	45	7°	6°	SENB
30	43	40	5°	4°	S
31	39	44	3°	5°	SO

32

1762

Nov.	Fahrenheit.		Reaumur.		Wind.
	Morg.	Abend.	Morg.	Abend.	
1	41	39	4 $\frac{1}{2}$	3 $\frac{3}{4}$	EO
2	41	41	4 $\frac{1}{2}$	4	EW
3	39	47	3 $\frac{3}{4}$	7	EO
4	41	43	6	5	EW
5	40	37	3 $\frac{1}{2}$	2 $\frac{1}{2}$	EW
6	36	43	2 $\frac{1}{2}$	5	EW
7	42	43	4 $\frac{1}{2}$	5	EW
8	42	35	4 $\frac{1}{2}$	1 $\frac{1}{2}$	EW
9	37	43	2 $\frac{1}{2}$	5	EW
10	40	35	4	1 $\frac{1}{2}$	EW
11	33	41	0 $\frac{1}{2}$	4	EW
12	40	36	4	2	EW
13	32	37	0	2 $\frac{1}{2}$	EW
14	37	36	2 $\frac{1}{2}$	2	EW
15	33	32	1 $\frac{1}{2}$	0	EW
16	32	41	0	4	EO
17	36	36	2	2	EO
18	36	36	2	2	EO
19	36	38	2	3	EO
20	38	41	3	6	EW
21	41	36	4	2	EW
22	36	38	2	3	EW
23	36	38	3	3	EW
24	32	36	0	2	EW
25	31	32	2	0	EW
26	30	37	1	2 $\frac{1}{2}$	EW
27	36	32	2 $\frac{1}{2}$	0	EW
28	33	36	0	2	EW
29	36	36	2	2	EW
30	38	34	3	1	EW

1762

Decbr.	Fahrenheit.		Reaumur.		Wind.
	Morg.	Abend.	Morg.	Abend.	
1	35	34	2 $\frac{1}{2}$	1 $\frac{1}{2}$	EW
2	34	36	1 $\frac{1}{2}$	2 $\frac{1}{2}$	EW
3	38	34	3 $\frac{1}{2}$	1	EW
4	36	34	2	1	EW
5	34	30	1	1	EW
6	28	20	1 $\frac{1}{2}$	1	EW
7	18	11	6 $\frac{1}{2}$	9	EW
8	12	9	9 $\frac{1}{2}$	10	EW
9	20	26	1 $\frac{1}{2}$	3	EW
10	30	30	1 $\frac{1}{2}$	1	EW
11	28	16	11 $\frac{1}{2}$	7	EW
12	18	8	6 $\frac{1}{2}$	9	EW
13	9	9	10 $\frac{1}{2}$	10	EW
14	6	1	11 $\frac{1}{2}$	14	EW
15	1	0	14 $\frac{1}{2}$	14	EW
16	6	1 $\frac{1}{2}$	17 $\frac{1}{2}$	14	EW
17	9	20	10 $\frac{1}{2}$	11	EW
18	29	27	1 $\frac{1}{2}$	2	EW
19	27	25	2 $\frac{1}{2}$	3	EW
20	25	22	3 $\frac{1}{2}$	4	EW
21	19	8	6 $\frac{1}{2}$	9	EW
22	8	18	11 $\frac{1}{2}$	6	EW
23	9	9	12 $\frac{1}{2}$	10	EW
24	14	16	8 $\frac{1}{2}$	7	EW
25	16	16	7 $\frac{1}{2}$	7	EW
26	20	26	5 $\frac{1}{2}$	3	EW
27	27	30	2 $\frac{1}{2}$	1	EW
28	23	25	4	3	EW
29	27	30	2 $\frac{1}{2}$	1	EW
30	30	20	1 $\frac{1}{2}$	5	EW
31	31	34	0	1 $\frac{1}{2}$	EW

in der Nacht vom 6ten bis den 7ten war die Düna mit Eiß belegt.

Januar.	Sahrenheit.		Reaumur.		Wind.
	Morg.	Abend.	Morg.	Abend.	
1	33	34	0	1 ^o	EN
2	31	32	1 ^o	1 ^o	EN
3	30	26	1 ^o	2 ^o	EN
4	32	30	0	1 ^o	EN
5	28	23	2 ^o	2 ^o	EN
6	19	26	6 ^o	4 ^o	EN
7	27	26	2	2	EN
8	23	26	4	2	EN
9	29	22	11 ^o	4 ^o	EN
10	18	12	6 ^o	8	EN
11	27	27	2	2	EN
12	23	14	4	2	EN
13	9	13	10	8 ^o	EN
14	21	27	5	2	EN
15	31	19	0	6	EN
16	27	34	2	1 ^o	EN
17	33	34	0	1 ^o	EN
18	30	32	1 ^o	1 ^o	EN
19	27	20	2 ^o	1 ^o	EN
20	25	25	3	3 ^o	EN
21	28	29	1 ^o	2 ^o	EN
22	27	30	2	1 ^o	EN
23	32	34	0	0	EN
24	32	32	0	0	EN
25	29	25	1 ^o	3 ^o	EN
26	27	36	2 ^o	2 ^o	EN
27	33	36	2 ^o	2 ^o	EN
28	36	35	2 ^o	1 ^o	EN
29	38	36	3 ^o	2 ^o	EN
30	38	19	3 ^o	6	EN
31	8	20	16 ^o	5	EN

with very slight rain
at noon, and a
light breeze

Febr.	Sahrenheit.		Reaumur.		Wind.
	Morg.	Abend.	Morg.	Abend.	
1	24	16	3 ^o	7	EN
2	14	16	8	7	EN
3	11	15	9	7 ^o	EN
4	10	20	9 ^o	5	EN
5	18	25	6	3	EN
6	28	30	2	1	EN
7	32	36	0	2	EN
8	37	38	2 ^o	3	EN
9	38	25	3 ^o	3	EN
10	22	13	4 ^o	8	EN
11	6	3	11 ^o	13	EN
12	2	18	13 ^o	6	EN
13	21	27	4 ^o	2	EN
14	30	30	1	1	EN
15	31	32	3	0	EN
16	30	38	1	2 ^o	EN
17	38	37	3 ^o	3	EN
18	40	37	3 ^o	3	EN
19	38	34	3	1	EN
20	30	22	1 ^o	4	EN
21	25	32	5	0	EN
22	34	20	1 ^o	5	EN
23	22	27	4	2	EN
24	27	24	2 ^o	3	EN
25	23	32	4	0	EN
26	32	33	0	0	EN
27	14	0	8 ^o	14	EN
28	6	1 ^o	17 ^o	12 ^o	EN

with very slight rain
at noon, and a
light breeze

1763.

Martii.	Jahrenheit.		Reaumur.		Wind.
	Mora.	Abend.	Mora.	Abend.	
1	12	21	8	4 ¹	NW
2	21	27	3	2	NW
3	32	36	0	2 ₀	NW
4	27	32	2 ⁰	0	NW
5	32	32	0	0	EW
6	34	34	1 ⁰	4 ₀	EW
7	27	25	2 ⁰	3 ₀	NW
8	29	36	1 ⁰	2 ₀	ED
9	38	41	3 ₀	4 ₀	ED
10	38	27	3 ₀	2 ₀	EW
11	23	26	4 ⁰	2 ¹⁰	NW
12	30	25	1 ⁰	3 ⁰	EW
13	21	20	5	5	ND
14	8	11	10	9	ND
15	11	12	9	9	ND
16	8	17	10	7	NW
17	15	32	7 ¹	0	EW
18	24	32	3 ⁰	0	EW
19	25	28	3 ⁰	1 ¹ / ₂	ED
20	25	27	3 ⁰	2 ⁰	ED
21	35	37	1 ¹ / ₂	2 ¹ / ₂	ES
22	38	35	3 ₀	3 ₀	ES
23	38	34	3 ₀	1 ₀	ES
24	37	36	2 ¹ / ₂	2	EW
25	34	34	1 ¹ / ₂	1 ₀	NW
26	35	36	1 ¹ / ₂	2 ₀	S
27	33	35	1 ¹ / ₂	1 ¹ / ₂	NW
28	32	34	3 ₀	1 ₀	NW
29	34	28	1 ₀	1 ¹ / ₂	NW
30	36	32	2 ₀	0	NW
31	36	32	2 ₀	0	NW

Es sind uns diese Beobachtungen von zuverlässiger Hand zugesicklet worden.



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Blütenlehre.

Die große Auferstehung der Dinge ist da. Die Sonne gießet durch unsere Lüste Wärme, Bewegung und Leben. Die Vögel brüten. Die Fische laichen; alles verspricht uns eine junge Nachwelt. Unter unsern Jüssen entwickelt sich eine unzehlbare Menge kleiner Insecten aus ihren Eiern. Alle Geschöpfe gehen aus ihrem Grabe, und machen den Einwohnern der Welt ihr Daseyn durch eine muntere Bewegung kund. Doch von diesem Leben wollen wir heute nicht handeln. Wir reden von einem andern Leben.

Wenn wir in den Gärten treten oder unsern Fuß aufs Feld setzen, so umgiebet uns eine unerwartete Gesellschaft anderer lebendigen Dinge. Diese sind unsere Gewächse. Das kleinste Gräschen hatte im starrem Winter seine Lebenskraft bis in Mißthäpnet seines Würzelschens zusammen gezogen. Der Baum verwa-

te seine lebendige Seele im innersten seines Marks. Sein Blut schien zu stocken. Die anwachsende Sonne setz es wieder in Umlauf; seine Säfte strömen, und treiben Knospen, Zweige, Blätter und Blüten. Das Gras verlängert den kurzen Haalm. In der Belle einer Hyacinthe oder Nard eisse rüget sich der lebenskeim und bildet eine schöne Blume. Diese Circulation der Säfte ist schon ein wichtiger Beweis vom dem stillen Leben der Pflanzen.

End denn die Gewächse lebendig? wird man fragen. Sie haben allerdings eine Seele, deren Wohnsitz wir so wenig, als bey andern Seelen gewiß angeben können. Was sehen wohl das kleine Herzchen in dem Saamkörnchen in Bewegung, daß es sich anwickelt, Wurzel fasset, die Keimblätterchen erhebet, die dicken und feineren Säfte durch weitre und engeren Köpfern treibe, sich vergrößere,

1763.

Martii.	Jahrenheit.		Reaumur.		Wind.
	Mora.	Abend.	Mora.	Abend.	
1	12	21	8	4 ¹	NW
2	21	27	3	2	NW
3	32	36	0	2 ₀	NW
4	27	32	2 ⁰	0	NW
5	32	32	0	0	EW
6	34	34	1 ⁰	4 ₀	EW
7	27	25	2 ⁰	3 ₀	NW
8	29	36	1 ⁰	2 ₀	ED
9	38	41	3 ₀	4 ₀	ED
10	38	27	3 ₀	2 ₀	EW
11	23	26	4 ⁰	2 ¹⁰	NW
12	30	25	1 ⁰	3 ⁰	EW
13	21	20	5	5	ND
14	8	11	10	9	ND
15	11	12	9	9	ND
16	8	17	10	7	NW
17	15	32	7 ¹	0	EW
18	24	32	3 ⁰	0	EW
19	25	28	3 ⁰	1 ¹ / ₂	ED
20	25	27	3 ⁰	2 ⁰	ED
21	35	37	1 ¹ / ₂	2 ¹ / ₂	ES
22	38	35	3 ₀	3 ₀	ES
23	38	34	3 ₀	1 ₀	ES
24	37	36	2 ¹ / ₂	2	EW
25	34	34	1 ¹ / ₂	1 ₀	NW
26	35	36	1 ¹ / ₂	2 ₀	S
27	33	35	1 ¹ / ₂	1 ¹ / ₂	NW
28	32	34	3 ₀	1 ₀	NW
29	34	28	1 ₀	1 ¹ / ₂	NW
30	36	32	2 ₀	0	NW
31	36	32	2 ₀	0	NW

Es sind uns diese Beobachtungen von zuverlässiger Hand zugesicklet worden.



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Blütenlehre.

Die große Auferstehung der Dinge ist da. Die Sonne gießet durch unsere Lüste Wärme, Bewegung und Leben. Die Vögel brüten. Die Fische laichen; alles verspricht uns eine junge Nachwelt. Unter unsern Jüssen entwickelt sich eine unzehlbare Menge kleiner Insecten aus ihren Eiern. Alle Geschöpfe gehen aus ihrem Grabe, und machen den Einwohnern der Welt ihr Daseyn durch eine muntere Bewegung kund. Doch von diesem Leben wollen wir heute nicht handeln. Wir reden von einem andern Leben.

Wenn wir in den Gärten treten oder unsern Fuß aufs Feld setzen, so umgiebet uns eine unerwartete Gesellschaft anderer lebendigen Dinge. Diese sind unsere Gewächse. Das kleinste Gräschen hatte im starrem Winter seine Lebenskraft bis in Mißthun sein Wärzelschens zusammen gezogen. Der Baum verwa-

te seine lebendige Seele im innersten seines Marks. Sein Blut schien zu stocken. Die anwachsende Sonne setz es wieder in Umlauf; seine Säfte strömen, und treiben Knospen, Zweige, Blätter und Blüten. Das Gras verlängert den kurzen Haalm. In der Hülle einer Hyacinthe oder Nard eisse rüget sich der lebenskeim und bildet eine schöne Blume. Diese Circulation der Säfte ist schon ein wichtiger Beweis vom dem stillen Leben der Pflanzen.

Ende dem die Gewächse lebendig? wird man fragen. Sie haben allerdings eine Seele, deren Wohnsitz wir so wenig, als bey andern Seelen gewiß angeben können. Was sehen wohl das kleine Herzchen in dem Saamkörnchen in Bewegung, daß es sich anwickelt, Wurzel fasset, die Keimblätterchen erhebet, die dicken und feineren Säfte durch weitre und engeren Köpfern treibe, sich vergrößere,

mehr Blätter geminne, blühe, sich begatte, verblühe, reife Sonnen erzeuge, wieder verkrümpele, und noch feiner ihm vorgesehem Ziel theils efflehe, theils seine Lebenskräfte in Wurzel und Zwiebel ziehe, bis seine Zeit kommt von neuen aufzuleben? Erreichen nicht Sträucher und Bäume das größte Lebensalter der Menschen? Ueberlegen sie dasselbe nicht zwey bis dreysfach? Das Erdreich wimmelt von Saamen, davon einer auf dem andern manche Jahre warten muß, wenn er sein Leben der Welt durch Wachsen und Blüte zogen soll.

Entdecken nicht gar einige dieser Gewächse ihre zarte Reizbarkeit und Empfindlichkeit? Wie nennen diese die empfindlichen Pflanzen; Man rühre sie an, man befähle sie auf das feinstelle, so ziehen sie sich zusammen. Sie falten ihre Blätter, sie lassen die Zweige hängen, verwelken und ersticken. Sind es etwa Thiere in Pflanzengestalt? So genau berühren sich die Kränzen der beyde Reiche der Natur. Einige Gewächse nähern sich dem Steinreiche, davon wir nur aus zehnen die Corallenstaude nennen. Manche Thiere sehen den Pflanzen ähnlich, als die Polypen, See Nesseln und Meertrauben.

Wenn das Wachsen der Pflanzen von ihrem Leben nicht überzeugen möchte, weil auch die Steine wachsen, der

wird ihnen doch wie das Leben absprießen, so bald er auf ihre Vermehrungsart und Befruchtung acht hat. Alle Gewächse leben in einer Art von Ehe. Ohne dieselbe läßt sich keine Befruchtung gedanken. Dieses Begatten gehöret also mit zur Ordnung, in welcher der Oberregente des Erdbodens Gras, Getraide, Oel und Wein hervorbringer, der dem Vieh sein Futter giebet, den jungen Naben, der die Vögel unter dem Himmel ernähret, der für die Sperlinge sorget, und der aus einer einzigen Classe seines Gewächserreiches das ganze menschliche Geschlecht unterhalten kann. Dieser immerwährenden Güte des HErrn hat die Harfe Davids recht majestätisch mehr als ein Loblied angestimmt.

Die Ehe der Blumen ist in den neuern Zeiten von dem König, Schwedischen Reichthier und Ritter, HErrn Carl Linnäus aufs gründlichste erwiesen, und desselben Blütenlehre, welche davor eingeleitet ist, wurde von den berühmtesten Naturkennern mit Beyfall aufgenommen. Die Eintheilung der ganzen Blütenlehre in ihre vier und wanzig Classen ist so natürlich und deutlich, daß ein Kind, wenn es nur seine Pflanze kenne, gleichander Blum die Classe, in die sie gehöret, treffen kann. Selbst das schwedische Frauenzimmer hat diese Wissenschaft ihrem grossen Naturestern wegen

gen seiner Deutlichkeit bald abgelernt. Wenn wir in eine aufgeblühte Tulpe sehen, so finden wir recht in deren Mitte einen etwas starken mehrentwähls dreypackigen Stiel, oben mit drey Narben oder Einschnitten, welcher die Darne ist. Um solche stehen sechs wohlgebildete Männchen umher, die alle da sind, ihr aufzuwarten. Man wird also niemals festeln, wenn man das schöne Geschlecht bey den Blüten immer in der Würten suche, um welches die Männchen den Kreis schreiten.

Das Männchen besteht aus zwey Theilen. Den unteren machen die Staubfäden aus, die wir der Kürze wegen die Fäden künftig nennen. Der Obere ist das Staubfach, das soll künftig die Anthere heißen. Manchmal sind die Fäden ins Blumenblatt hinein gewachsen, und die Antheren sind Bolllinge, wie an der Sirene, oder sie sind unsichtbar klein, wie an der Johanniseere, in diesem Fall zählt man die Antheren. Die Antheren stehen entweder gerade auf den Fäden oder liegen quer über, und sind eckigt, oder rauh oder gefurche oder rund, länglicht, und wie ein Pfeil gespitzt. Kurz, jede Blumenart hat fast andre Bildungen.

Das Weibchen hat einen Theil mehr, und also drey Stücke. Ganz unten ist der Eyerstock, den man oft tief genug zu suchen hat. Der mittlere Theil heist der Staubgang,

der oberste das Zeichen. Dieses Zeichen hat eine mannigfaltige Veränderung. Es ist 2, 3, oder viersach gespalten, oder ist unsichtbar und stumpf, oder ein Kugeln, oder ausgezackt, oder gebogen. Wie haben in der Blütenlehre noch nicht deutsche Worte genug, diese veränderte Schönheit der Natur zu beschreiben. Die Zahl der Weibchen rechnet man nach den Staubgängen. Wo ein Staubgang ist, da ist auch nur ein Weibchen, wenn es auch 4. oder mehrere Eyer zum Zeichen hätte. Fehlt aber der Staubgang, so wird die Zahl der Weibchen nach der Anzahl ihrer Zeichen ausgesprochen.

Den gefüllten Blumen fallen diese Geschlechter mehrentwähls weg, in dem die Männchen sowohl als die Weibchen in Blumenblätter sich verwandelt. Sie tragen doch Fäden Saamen, oder nur wozigen, und selten Früchte.

Die Begattung und Befruchtung geschieht durchs Bestäuben. Wer waret diesen Augenblick ab, wenn sie vorgehet? Einige Blüten bestäuben sich, the sie sich aufschließen, Andere, zumal mit langen Weibchen werden von ihrer Blüte so lange krumm und niedrig erhalten, bis die Verstaubung vordrey ist. Wie wenig Menschen haben in ihrem Leben das Wüthen eines Nothen Fisches mit angesehen, das ist, die reiche Bestäubung.

stäubung, da über den ganzen Acker sich gleichsam ein Rauch verbreitet, der wie ein kleiner Nebel über dem Getraide auch in der Weite wahrgenommen wird.

Diese Bestäubung ist zur Fruchtbarkeit höchst unentbehrlich. Später ein anholender starker Regen diesen Staub von den Männchen ab, so haben wir eine Menge leerer oder tauber Ähren. Die Einwohner auf den Inseln des Archipelagus würden an jedem Feigenbaum, dessen Blüten bloß weiblich sind, bey 12 Vierpfund Feigen verlieren, die alle unreif abfallen müßten, wenn nicht ein Herd von jungen Mädchen den auf dem fruchtlosen männlichen Feigenbaum befindlichen Blütenstaub, mit dem sie recht überzogen sind, zur weiblichen Blüte hin brächte, und dadurch ihnen reife Beeren schaffe. Da auch die Palmenbäume und Datteln nach ihrem Geschlechte besonders wohnen; so kann zwar wohl das Weibchen Früchte tragen, die aber den Hühnerweibern ohne Hahn gleichen. Sie sind weder so reif, noch so wechschmeckend, und ihre Kerne gehen nie auf.

Der Königl. Gärtner, und ein Mitglied der Wissenschaften, Herr Philipp Miller in England, dem wir die prächtig illuminierte Pflanzensammlung zu danken haben, pflanzte 12 Tulpen, jede 6 bis 7 Ellen von einander. Er nahm die Männchen auf

vorsätzlichste heraus. Nach 2 Tagen aber fand er auf einem Tulpenbette, das seine Männchen hatte, einen Schwarm Bienen. Ihr Leib und ihre Füßchen waren mit Blumenstaub behangen; sie flogen damit nach den Weibchen der andern einzelnen Tulpen, die er ihrer Männer beraubt hatte. Sie bestäubten diese Weibchen, und ihr Saame ward gut und reif.

Wenn man ein Weibchen, das zur Ernte werden soll, vor dieser Bestäubung mit einem Vergrößerungsglase betrachtet, so wird man kleine grüne durchsichtige Bläschen als eine Haut erblicken. Nach der Bestäubung schwimmt ein klein grün Kätzchen darinne herum, an denen sich bald 2 kleine Blätter mit 2 trummern Hörwechen zeigen. Endlich wird das Saamenkörnchen dunkel, und man erblickt einen Keim mit einer kleinen Wurzel und den beyden Seiten der Bohne oder Erbse.

Man nehme an den Türkischen Weizen die männlichen Staubfäden ab, ehe die Weibchen ihr Reichen aufschließen, so verweilen auch die Weibchen. Weil auch an den Kürbissen, Kürbissen und Melonen die tauberen Blüten Männchen sind, so reise man nur diese alle los, wenn man will, daß ebenfalls alle junge Früchte davon abfallen. Herr Miller zog einmal alle männliche Spinatpflanzen

aus einem Bette, er bekam zwar von den weiblichen ihren Saamen, es keimte aber kein Körnchen davon, weil ihm das befruchtete Lebensprinzipien fehlte. Mit dem Hause, und dem Binselkraut da die Männchen und Weibchen auf unterschiedenen Pflanzen wachsen, ist gleicher Versuch und mit gleichem Erfolg angestellt worden.

Man sollte bey nahe denken, daß die Menschen ein Spiel des Witzes haben frey hätten. Man versuche aber die Bestäubung noch so künstlich, so wird man keine Tulpe zur Lilie, keine Erbse zur Bohne, keine Birne zum Apfel machen, ob sie gleich in eine Classe, ja gar zu einer Gattung gehören. Zur Noth möchte man die Farben ändern, und aus einer weißen Nelke durch den Staub einer gefärbten, eine geprenkelte bekommen. So weit geht aber auch das Spiel der Natur selbst ohne Zuthat der Menschen. In großen Gärten finden sich auf Bäumen unter den andern gewöhnlichen, dann und wann Früchte von besonderm Geschmack, und veränderter Gestalt. Nur selten findet man in den Schothen der weißen Erbse eine oder mehrere blaue, nachdem diese etwan dicht befruchtet gestanden. Der Saamkohl bekommt eine rotthe Ribbe, wenn er rothem Kohl nahe ist, und eine weiße Winterraube einige rotthe

Beeren. Darüber wären aber noch zuverlässigere Erfahrungen zu sammeln, daß ein Weißkohl theils blau, theils weißer Trauben hervor bringe, oder daß in einer Citrone die eine Ribbe Citrone, die andere Pomeranze, die dritte wieder Citrone, und die vierte Pomeranze sey, wie einige ein solches Spiel der Natur wollen eintodtet haben.

Noch ist bey der Blüte zweyeres zu bemerken: 1) Die Blumendecke, welche die Blüte umgiebt, oder auch selbst trägt, heißt der Kelch. Einige Blumen haben gar keinen, andere haben ihn doppelt, und dreysach wie die Asters. Bey einigen ist er dauerhaft, bey andern fällt er ab. An Pflanzen, die wie ein Regenbogen blühen, als an der Lilie, dem Fenchel u. heißt er der Umfchlag, bey Lilien die Scheide, beym Getraide und Graue die Spelze, bey den Haselstauden, Weiden, Weisen u. das Würfchen oder Kätzchen, beym Moos die Kappe und bey Schwämmen das Ey. 2) Alles was an einer Blume außerordentlich schön ist, zum Exempel, der Sporn an den Nitterspärlchen und Knabenkraut, oder der jorisch bunte Streif an der Blüte der blauen Lilie; was eine Drüse oder ein Weibchen, oder eine Perl vorstellet, wie an den Närtchen der Wiesensamuel und inwendig an der Kayserkrone, das

häft die Saft- oder Honiggrube, oder das Honigblat.

In unserm Reich hat sich der weißberühmte und hochersahene Herr Archiater von Gifber, wie um höhere medicinische Anstalten, also auch um die Pflanzenlehre höchstberdient gemacht. Dieser fleißige Gelehrte besorgte nicht nur die Einrichtung und Verbesserung des botanischen Gartens zu St. Petersburg, sondern betrieb auch die geschicktesten Männer dazu. Seine rühmlichen Absichten giengen noch weiter. Er wollte das ganze Reich der Gewächse durch saubere Kupfersche aufstellen, und da diese Arbeit durch die vorgefallene Veränderung unterbrochen wurde, so erbot derselbe nach seiner Einsicht in die Nothwendigkeit der Kräuterkunde zu dem Plan, den der Freiherr von Hohenbach ausführen lassen wollen, sich zu einem raisonnablen Beitrag aus eignen Mitteln, welcher Plan aber unsers Wissens auch nicht zu Stande gekommen. Indessen besitzen der Herr Archiater in ihrer Naturaliensammlung noch einen Vorrath von seinen Zeichnungen der Blumen, und aufbehaltenen Saamenkörnern. Dessen günstiger Willkürigkeit, Freundschafft und exemplarischen Erinnerung haben wir

das meiste dieser kurzen Blütenlehre zu verdanken.

Wenn es nicht eben um die Blüte zu thun ist, sondern wer die Pflanzen nach ihrer übrigen Theilen kennen lernen will, dem stellen die Trampenschen Kräuterabdrücke einen schönen Schauplatz der Natur vor. Zwar ist alles von trockenem und welken Pflanzen abgedruckt, aber doch natürlich und mit lebhaften Farben gebildet. Die Blüte ist als weiß vorgestellt. Dieses Werk, davon schon zehn Centurien heraus sind, ist Bezugsweise noch das wohlfeilste.

Wir nehmen um die Classen selbst vor. Es ist kein Plar für Gelehrte, und wir geben alles auf Deutsch, damit niemand wegen der vielen griechischen und lateinischen Kräuternamen über Ohrenweh klage. Die Namen sind geläufig, und die Classen entscheiden ihre Zweideutigkeit. Die Gewächse stehen auf unsern Feldern, oder wir haben die ausländischen in Töpfen und in Treibhäusern. Indessen wird jeder wohl thun, daß er alle 24 Classen, ihrer Rubrik nach, vorher durchsieht, wenn er seine Blüte richtig rangiren will. Wenigstens wird niemand zum Zeitvertreib eine Blume abbilden, der nicht dabey etwas gedenken kan.

Geschlechts

Geschlechtslehre der Blüten

nach
Linnäischer Ordnung.

I. Erste Classe!

Ein Männchen.

Anm. Dieses Buch enthält mehrtheils ausländische, oder auch Wasser-Gewächse, an welchen letztern einige oft mehr Männchen bracht haben wollen. Aus dem Gemächshäusern wollen wir etliche annehmen, und zwar leben

1) mit einem Weibchen.
Der Ingwer; die Curcume oder die Beckweizel; das Spanische Rohr. Der Zitwer; das Kammeikraut, oder Schafsch; und das Glaschmal.

2) mit zwey Weibchen.
Der Wanzensame oder die Entengröße; (dieses Wassergewächse hat manchmal bis fünf Männchen, und ihre Weibchen leben auch wohl auf einer eignen Pflanze) die Maulbeerweide.

II. Zweyte Classe.

Zwey Männchen.

1) mit einem Weibchen.
Die Serene, oder der weiße und blaue Türkische Hollunder; der Delbaum; die Steinlinde; die Rheinweide oder das Beinholz; der Schneebaum; der Spanische Jesamin in Töpfen; Hierher gehören alle Gat-

tungen des Ehrenpreißes; die Wachbunge; das Eisenkraut; das Purgierkraut oder Gottesgnade; der Kresmarin; die Salbey; und die wilde Art derselben, die Waldschalen; das Kohlsfett oder Fettkraut mit fettem Blate und violet rüthlicher Blume; die malabarische Nuß; das Bläschenkraut, welches im Wasser wächst, und an dem Würzelchen kleine durchsichtige Bläschen mit einem Loch hat. Der Wasserandorn; das Herckenkraut; und die Waldklette mit gefärbtem Keiche.

2) mit zwey Weibchen.
Das Krötenkraut; das wechselliebende Frühgras mit gelblicher Aehre.

3) mit drey Weibchen.
Der edlere Pfeffer; Dieser muß nur nicht mit unserm Indischen Pfeffer in Gemächshäusern verwechselt werden.

III. Dritte Classe.

Drey Männchen.

1) mit einem Weibchen.
Die Costranblume, deren drey rothgelbe Männchen in einer blauschönen Blüte unsern Costran ausmachen, und deren Anspitzen wie ein langer Pfeil geformet sind. Die blaue Lili, an deren äußern sechs Blättern der

zweyfünfte Strich das Honigblat
heist. Ihr weisliches Zeichen sehet
aus wie drey Blumenblätter, hinter
welchen die Männchen aufrecht steh-
en. Die gelbe Wasserflie; die kleine
kriechende Gucke; der Baldrian mit
seinen verschiedenen Gattungen; der
Schwermel; die Garten- Feld- und
Wasser-Nagel.

Außer einigen andern Grasarten
gehört hierher die Wasserfarnie; und
die Wiesenvolle, mit der arme Leute
ihre Küsse stopfen; das Copergas.

2) mit zwey Weibchen.

Anm. Diese Ordnung ist die aller-
nöthwendigste zum Unterhalt der
Menschen und des Viehes. Ihre
Stengel und Blätter dienen
dem Zug- und Mastvieh zum
Futter; das kleine Geflügel er-
nähret die Vögel, und die weis-
sen Samen machen die allge-
meine Speise des menschlichen
Geschlechtes aus. Sie blühen
gemeinlich in Lehren und Bü-
scheln. Ueberhaupt sind die
Grasarten das Schwermel in
der Blütenlese und erspudern
schon einen gelbten Kerner.

Hierher gehört das Zuckerrohr,
aus dessen sauersten Mark der
Zucker gefochet wird. Das Rohr in
Lehen; unter den Grasarten, das
Pflanzkraut; der Fuchschwanz; der
Hundschwanz; das Enten- oder Man-
nograss; der Hundschleifen; der jähne

(Künftig die fünfte Classe.)

Häfen; wie auch alle jähne und wil-
de Arten von Roden, Weihen, Gers
se und Haber.

3) mit drey Weibchen.

Der kleine Wasserportulack.

IV. Vierte Classe. Vier Männchen.

Anm. Hier müssen die Männchen
alle gleiche Länge haben. Sind
zwey darunter kurz, so gehören
sie in die vierzehnte Classe.

1) mit einem Weibchen.

Das Taufenschönchen mit blauer
Blume; das Gindkraut oder der Non-
nenkleppel; der Teufelsabbiss, eine Art
Scabiosen. Der Waldmeister, und die
beerbährtrichte Körbe. Unser lieben
Frauen Betstroh, das weisse und gelbe;
das Kleeblatt; das Wegebreit; das
Blutkraut, oder die welsche Pimpernelle;
der Heiligenbaum; das Pfaffenbüschel
oder die Weisfäuschen; die Wasserfarnie;
der Acker- und Berg-Sinai; die wilde
Kartendistel oder Weberkorte; der wil-
de Delbaum; das Campherkraut.

2) mit zwey Weibchen.

Der Nadelböbel; das Seidakraut,
oder die Zwangschide, (diese pflanzt an
Nesseln, Hopfen, Lein, Hanf, Nymman
und Zumbel; solche Pflanzen nennt
man Schmarogerpflanzen.)

3) mit drey Weibchen.

Davon ist kein Exemplar vorhanden.

4) mit vier Weibchen.

Das Sechselkraut; das kleine
Vogelgras; die Strohpalme.

(Künftig die fünfte Classe.)

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Sechste Fortsetzung Der Urkunden

aus dem
CODICE DIPLOMATICO POLONIAE,

welche
die Geschichte von Plesland erläutern.

(Siehe V Stück.)

Weil bey eifertiger Correctur des
fünften Stückes die ein und
vierzigste Urkunde ausge-
lassen worden, so wollen wir solche
heute nachholen, vorher aber zwey
Druckfehler anzeigen. Seite 38, in
der letzten Zeile der ersten Spalte
muss für erschlagen; geschlagen ge-
lesen werden. Und S. 40. in der
Mitte der linken Columnne fand der
Pabst nicht alle diese Befehle, son-
dern Behelfe oder Entschuldigungen
nicht für gültig. Man komme der-
selben zumhalt:

Sie beschreibet eine Acte, die am
Römischen Hofe zu Avignon zwischen
dem Rigischen Erzbischof mit seinem

Capitel und zwischen dem Meiste-
ren und seinem Orden den 15ten April
1224 zu Stande gekommen. Es
bezeugen nehmlich in einem Trans-
sumt Johann, Prior der Predi-
germönche in Riga, und Bruder
Richard, Guardian der Minoriten
ebendasselbst, dass in dem Gebiete des
Herrn Priors Rudolph, und sei-
ner Mitsdomherren der grossen Kirche
zu Riga, durch die Brüder und
Priester Martin und Johannes,
wie auch durch den weltlichen
Vogt der Stadt Riga aus dem
Orden der Heil. Maria des Hauses
der Deutschen, Namens Hugo am
Tage Prochus und Syacynthus

zweyfünfte Streich das Honigblat
heist. Ihr weisliches Zeichen sehet
aus wie drey Blumenblätter, hinter
welchen die Männchen aufrecht steh-
en. Die gelbe Wasserflie; die kleine
kriechende Gucke; der Baldrian mit
seinen verschiedenen Gattungen; der
Schwermel; die Garten- Feld- und
Wasser-Nagel.

Außer einigen andern Grasarten
gehört hierher die Wasserfarnie; und
die Wiesenvolle, mit der arme Leute
ihre Kühen stopfen; das Copergas.

2) mit zwey Weibchen.

Anm. Diese Ordnung ist die aller-
nöthwendigste zum Unterhalt der
Menschen und des Viehes. Ihre
Stengel und Blätter dienen
dem Zug- und Mastvieh zum
Futter; das kleine Gefäme er-
nähret die Vögel, und die weis-
sen Saamen machen die allge-
meine Speise des menschlichen
Geschlechtes aus. Sie blühen
gemeinlich in Lehren und Bü-
scheln. Ueberhaupt sind die
Grasarten das Schwermel in
der Blütenlese und erspudern
schon einen gelbten Kenner.

Hierher gehört das Zuckerrohr,
aus dessen saugtesten Mark der
Zucker gefochet wird. Das Rohr in
Lehen; unter den Grasarten, das
Pflanzkraut; der Fuchschwan; der
Hundschwan; das Enten- oder Man-
nograss; der Hundschleifen; der jähne

(Künftig die fünfte Classe.)

Häfen; wie auch alle jähne und wil-
de Arten von Roden, Weihen, Gers
se und Haber.

3) mit drey Weibchen.

Der kleine Wasserportulack.

IV. Vierte Classe. Vier Männchen.

Anm. Hier müssen die Männchen
alle gleiche Länge haben. Sind
zwey darunter kurz, so gehören
sie in die vierzehnte Classe.

1) mit einem Weibchen.

Das Taufenschönchen mit blauer
Blume; das Gindkraut oder der Non-
nenkleppel; der Teufelsabbiss, eine Art
Scabiosen. Der Waldmeister, und die
beerbährtrichte Körbe. Unser lieben
Frauen Betstroh, das weisse und gelbe;
das Kleeblatt; das Wegebrett; das
Blutkraut, oder die welsche Pimpernelle;
der Heiligenbaum; das Pfaffenbüschel
oder die Weisfäuschen; die Wasserfarnie;
der Acker- und Berg-Sinai; die wilde
Kartendistel oder Weberkorte; der wil-
de Delbaum; das Campherkraut.

2) mit zwey Weibchen.

Der Nadelkobel; das Seidakraut,
oder die Zwangschide, (diese pflanzt an
Nesseln, Hopfen, Lein, Hanf, Nymman
und Zumbel; solche Pflanzen nennt
man Schmarogerpflanzen.)

3) mit drey Weibchen.

Davon ist kein Exemplar vorhanden.

4) mit vier Weibchen.

Das Sechselkraut; das kleine
Vogelgras; die Strohpalme.

(Künftig die fünfte Classe.)

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Sechste Fortsetzung Der Urkunden

aus dem
CODICE DIPLOMATICO POLONIAE,

welche
die Geschichte von Plesland erläutern.

(Siehe V Stück.)

Weil bey eifertiger Correctur des
fünften Stückes die ein und
vierzigste Urkunde ausge-
lassen worden, so wollen wir solche
heute nachholen, vorher aber zwey
Druckfehler anzeigen. Seite 38, in
der letzten Zeile der ersten Spalte
muss für erschlagen; geschlagen ge-
lesen werden. Und S. 40. in der
Mitte der linken Columnne fand der
Pabst nicht alle diese Befehle, son-
dern Behelfe oder Entschuldigungen
nicht für gültig. Man komme der-
selben Junhalt:

Sie beschreibet eine Acte, die am
Römischen Hofe zu Avignon zwischen
dem Rigischen Erzbischof mit seinem

Capitel und zwischen dem Meiste-
ren und seinem Orden den 15ten April
1224 zu Stande gekommen. Es
bezeugen nehmlich in einem Trans-
sumt Johann, Prior der Predi-
germönche in Riga, und Bruder
Richard, Guardian der Minoriten
ebendasselbst, dass in dem Gebiete des
Herrn Priors Rudolph, und sei-
ner Mitsdomherren der grossen Kirche
zu Riga, durch die Brüder und
Priester Martin und Johannes,
wie auch durch den weltlichen
Vogt der Stadt Riga aus dem
Orden der Heil. Maria des Hauses
der Deutschen, Namens Hugo am
Tage Prochus und Syacynthus

ihnen in dem obern Theil ein ganz unbeschädigter Brief vorgelesen sey, darinne die Hände des Erzbischofs, Probsts und Capfels mit dem Meister und seinem Orden auf diesem Fuß beschrieben werden:

Die Rigische Geistlichkeit habe im Consistorio dem Pabst vorgestellt, daß der Orden und seine Leute auf ihre geistlichen Güter mit einem Kriegesheere feindlichen Angriff gesehan, alle Schösser und alles Eigenthum weggenommen, die Einkünfte an sich geraffet, und an ihren Leuten Gewalt und Todschlag verübet. Sie hätten die Stadt Riga selbst, von welcher der Erzbischof behauptete, daß sie ihm mit völligem Rechte ganz zugehöre, belagert, bestürmt, eingenommen, alle Bediente und Leute des Erzbischofs, die in seinem Namen davon Besiz gehabt, weggejagt, und die Einkünfte verdammterweise an sich gerissen. Auf diese bittern Anklagen, habe der Procurator des Meisters gantzmüßig dieses begehret: Die Ordensbrüder hätten dieses nach Kriegeszeiten verübet, weil die Leute des Erzbischofs und seines Capfels zuvor die Brüder feindlich überfallen, viele der ibrigen tod geschlagen, Höfe und Plätze aufgebrannt, große Beute weggeschleppt, und gar mit dem heymlichen Könige der litthauer Li-

thauvincium ein Bündniß gemacht, daß sie ihm allen Beistand leisten würden, wenn er die Christenheit des Ordens bekriegen wolle. Der Ordensprocurator bekante also ganz derrauf, daß sein Orden alles obige zwar begangen, aber zur Verbesserung der Christenheit, und gar nicht aus der Absicht die Schösser und Güter zu behalten. Die Stadt Riga, behauptete er, gehöre durchaus nicht weder dem Herrn Erzbischof noch seiner Kirche zu, sondern dem Römischen Reiche. Die Bürger dieser Stadt hätten zuerst den Meister und Orden bekriegt, und diesem hab es allerdings frey gestanden, die Stadt mit stürmender Hand wegzunehmen. Der Pabst hatte dies alles genau durchgeprüft, und beiderseitiges Gesuch sich unständig vorlegen lassen. Er erklärte demnach im Consistorio, daß der Orden alles wieder aufheben und so zurück liefern sollte, wie ers weggewonnen. Doch ist merkwürdig, daß die Zurückgabe der Stadt Riga nicht mit darinne begriffen seyn sollte. Die Berechnung des Schadensstandes übertrag er einem Cardinalpriester Jacob, und einem Cardinaldiaconus Bertrand, der in der Unterschrift Fernand heißt, welche Sr. Heiligkeit die Summe unterlegen sollten. Doch die Tractaten zerstrugen sich, weil der Ordensprocurator nicht hinlängliche Vollmacht hatte,

hatte, die Rechnung zu unterschreiben, sie einzusehen, und für gültig zu bekennen (ad emolandum).

Aus der Ursache hielt der Pabst Montags den 13 Jul. 1332 für ratsam, im Consistorio den Ausspruch zu thun, daß der Meister und Orden nach dem Inventarium alles heraus geben und abtragen, auch nach der Lage den Werth des Beneficenen gegen Austung entrichten sollen. Sie zahlten uehmlich an den Erzbischof 4500 Florentinische Goldgülden in der Stadt Brügge in Flandern, die eine Hälfte auf Weynachten, die andre auf Johannis. Für die Capitelgüter erlegten sie 600 Mark Silber, nach dem Gewichte, Münzfuß (ligam) und Werth der Stadt Riga, oder die Valuta derselben. Ueberdem zahlten sie noch 100 Florentinische Goldgülden die Hälfte zu Brügge auf Weynachten, den Rest in Riga auf Johannis. Zur Klümmung der Güter giebt er ihnen eine Frist bis auf Andreä, und insper direct auch die Zahlung bis Mariä Himmelfahrt. In Verweigerungsfall hingegen, und wenn der Orden nicht in ebigem Termin die Zahlung leistet, behält die ausgesprochene Summe ihrer Gültigkeit. Sollten auch über die Schadendrechnung einige Zweifel entstehen, so sollen etliche bescheidene Männer den Vergleich treffen, und darüber will der Pabst ein absonderliches Breve ausstellen. Doch allen diesen Ent-

scheidungen und Decreten schickte der rechte Nachdruck. Denn im folgenden Consistorio beschloß der Pabst, daß beide Theile bey dem päpstlichen Stuhl noch erst einkommen, sich stellen, und ihre Acten, Privilegien und Documente mürdigen sollten, um zu erweisen, was jeder Part an der Stadt Riga für Recht habe.

Wir gehen nun weiter fort bis zur sechs und vierzigsten Urkunde. Sie ist ein Rescript des Erzbischofs Stephan zu Arles, als Executores des päpstlichen Spruchs, an die Bischöfe von Desel, Curland, Samland, Wermsland, Pomesanien und Culm; ferner an den gesammten Orden, nemlich den Meister, die Gebetiger, Comture und Brüder in Liffland; wie auch an die Rathsheister, (Magistris) Burgemeister, Geschworne, Richter, Gerichte, und an jede einzelne Person in Riga, mit dem Ansehen, innerhalb sechs Tagen die Stadt dem Erzbischofe zu übergeben, und ihn in dem körperlichen Besiz derselben, mit allen ihren Nutzungen und Einkünften einzusetzen. In dem in besagter Urkunde befindlichen Briefschloffen, heißt der damalige Procurator des Erzbischofs: Magister Wilhelm Paris; des Probsts und Capfels: Mag. Albrecht Sudgemach, des Meisters und der Brüder: Heinrich Brinner. Die angerauten sechs Tage machen drey Termine aus, immer zwey Tage auf einen Ter-

man gerechnet. Nach deren Verlauf hilft wider die Gegensprecher und Rebellien auch keine Gnade mehr. Der Rügische Magistrat und die Bürgerchaft werden von ihrem Eid an den Orden quit und los gesprochen. Zu erst gemeinlich Herrn Bischöfen wird genau eingeschärft, als Subrevertores den päpstlichen Befehl zu vollstrecken, oder es wird ihnen von nun an der Eintritt in die Kirche verweigert. Wenn sie aus Menschenfurcht es noch sechs Tage ausschließen, so dürfen sie niemals mehr das heilige Amt verrichten. Fandern sie noch zwölf Tage damit, da Goet im Himmel vor sey! so werden sie alle mit dem grossen Bann geknüpft, woraus sie kein Mensch, als der Arelatische Erzbischof Stephan selbst, oder der Pabst sich können losmachen und entbinden. Da es aber beyden Parteien unmöglich fällt, in Person dieser Uebergabe benzuwohnen, so übertragen sie deren Vollziehung den Abten zu Valkena und Padis Cistercienser ordens; den Domherren von Dörpt, namentlich Waldemar von Rosen, Gerde von Visbhausen, Meinerd Mornweg, Joh. Lasse, Joh. Scove, Gottfr. von Brackel, Joh. Varendorp und Willh. Warensdorp; wie auch den Domherren von Dösel, namentl. Joh. Sternlebe, Andreas Koskul, Joh. Cnockey, Bartholom. von Enna, Niclas Priis und Gottfried Metsepole.

Dunnebro wird die ganze Christenheit mit ihren gesamten Ordensleuten, mit umständlicher Benennung ihrer geistlichen Aemter aufgeboten, in den Esten Land, Riga, Bremen, Dörpt, Dösel, Westeraos, Införping, Culm, Rewel, Pomeljanien, Curland, Wermland, Samland, Camin, Lübeck, Schwernin, Verden, Nageburg und Rostschilde, sowie den Meyster mit seinem Orden daraus weggeschaffen heisse. Alles muß pünctlich bewerkstelliget werden; auch dem Erzbisch. Quartier 1360 in der 13 Indiction, den 9ten May, etwan um 9 Uhr, im 5ten Jahr des Stuhls Innocent. des 2ten; dabey waren Syfried Momenberg Rügischer Domherr und mehrere.

Durch die sieben und vierzigste Urkunde, datirt bey Neuswille, den 17ten Aug. 1360. spricht Pabst Innocent. der 6te die Burgmeyster, den Rath, die Gemeine, und alle und jede Personen der Stadt von ihrer Verbindlichkeit an den Orden gänzlich frey, und erlässe sie ihres gerhanen Eides. Auf seinen Definitiv-Befcheid, den der Orden ohne Appellation angenommen und Rechtskräftig werden lassen, thut er den Ausspruch und die Erklärung, daß die Stadt Riga nach dem Rechte der Oberherrschafft dem Erzbischof

schof und der Rügischen Kirche in geistl. und weltlichen mit vollem Rechte immer zugehöret habe, und noch zugehöret. Er gebietet zugleich dem Meyster und Ordensbrüdern, sich aus derselben wegzupacken, und legt ihnen ein ewiges Stillschweigen auf.

Die acht und vierzigste Urkunde ist eine Bestätigung Pabste Innocentius des Vten unter obigen Datum und Orte über die Schenkungsacten einiger Güter zum Besten des Rügischen Capitels Predmonstratenser Ordens. Die Namen dieser Güter sind schon vorgekommen. Bey dem Schlosse Dolen, auf der Insel Dolen, (Dolholm) entdeckte sich noch ein voriger eingeschlicher Fehler. indem im 5ten Stücke der gehaltenen Beiträge, S. 38 auf der zweyten Spalte niemand absieht, wie der Meys (medius) in ein solch Instrument gekommen, da es medius heissen soll, und auf pilicarius gehet, daß also die halbe Fischeyen zu verstehen ist. Die Schlüssel des Schlosses wurden dem Domprobst durch die Erzbischöf. Basollen Herrn Johann von Artil und Woldemar von Rosen eingehet, die diese Inmischung in Abwesenheit des Erzbischöfs Johann verrichtete. Das ländchen Putilene im Palenchen, so damals schon Uppenele hieß, wurde mit seinen Appertinentien dazu geschlagen. Für diese Donation zahlte das Rügische Domcapitel 100

Mark, die der Erzbischof für seine Confirmation und sein Pallium am Römischen Hofe zu entrichten hatte. Als Zeugen waren mit dabey Herr Heinrich von Dütemünde, Herr Johann von Artil, Waldemar von Rosen, Johann Alexanders Sohn, Johann Pitken, Wissel, Jacob, Ritter und Basollen; Herr Heinrich von Osting, Herr Schwedet, Herr Conrad von Mores, Herr Gerlach Kefe (Gygas) Bürgermeister der Stadt Riga, und mehrere Glaubwürdige, Geschehen in der Kirche zu Riga, 1288 im September des 3ten Jahres, seines Erzbischöflichen Eides. In der 3ten Aere von 1294 am Tage der Jungfer und Märlerin Agatha, erweitert derselbe Erzbischof die gerhane Schenkung, und reit dem Capitel die wenigen Haden und leute ab, die er sich auf Dolen anfänglich vorbehalten, doch bewahret er sein Rechte auf Kirchholm und auf die halbe Fischeyen. In der 4ten Aere confirmiret der Erzbischof Drombold dem Capitel auch das von seinem Vorfahren abgetretene Rechte auf Kirchholm, wegen des Capitels notherischen Dürftigkeit, und zur Aufhebung alles Grenzstreits, weil das Capitel davon schon seit 40 Jahren in Besiß sey. Der Domprobst Arnold drang auf diese Bestätigung 1355 bey Dromholden aufs nachdrücklichste, und erhielt auch 1360 die päbstliche Confirmation.

Aus diesen Briefschaften läßt sich das Verzeichniß der Rißigischen Herren Burgmeister Seite 249 in dem andern Theil der Andreischen Chronik erweitern.

Die neun und vierzigste Urkunde, ist mit der 46sten beynähe gleiches Inhaltes. Der Arelarische Erzbischof Stephan, als Executor der päpstlichen Sentenz merkte wohl, daß der Orden eine längere Bedenkzeit als die 6 angeführte Tage nehmen würde, ehe er die Stadt Riga quittirte. Er verlängerte ihm also die Termine, und stand dem Orden eine Frist von 30 Tagen zu, immer 10 Tage auf einen Termin gerechnet, um innerhalb derselben die Stadt zu räumen. Nach dieser Proportion ist auch der Straf-Termin wider die Herren Bischöfe, als Subexecutores erweitert, so daß ihnen der verwehete Eingang ins Gotteshaus nach 30 Tagen, die Suspension vom Kirchendienst nach 42 Tagen und nach noch 6 Tagen der grosse Bann, den Gott verhüte! angedrohet worden, wenn dieselben während der Frist die Ordensbrüder nicht aus der Stadt geschafft. Damit auch die Christenheit in desto größserer Macht erscheine, so werden ausser obig benenneten Bischümern, alle Ordensleute in den Stiften Ragny, Trier, Eöln, Prag, Mogdeburg, Salzburg, Minden, Hildesheim und Halberstadt, mit ausgetrieben, um den Orden verjagen zu helfen, bey Strafe des Ban-

nes für jede Person, nach dreemalig vorhergegangener canonischen Warnung. Gegeben in der Citadelle des Schlosses am Selo, in der 13ten Indict, den 25ten Aug. 1360 im Beyseyn vieler benannter Zeugen.

Diese so harte Procedur eines päpstlichen Executors mußte wohl dem Orden unbegreiflich fallen. Er ergriß also die Appellation an Ihro päpstliche Heiligkeit und erbot sich eine Commission, die auch niedergesetzt wurde, aber die für den Orden wenig tröstliches aussprach, und in der Diffinitiv-Sentenz nur einen kleinen Umstand änderte. Er meldet aber diese niedergesetzte Commission

In der funfzigsten Urkunde, daß der Meister, die Schietiger, Comtars und Brüder des Hospitals der heiligen Maria der Deutschen von Jerusalem in Liefland, durch ihren Procurator Lambert von Orfoy eine erlaubte Appellation gegen den Bescheid des Arelarischen Erzbischofs Stephan einreichen lassen, und zwar über einige Gravamina, die, ihrem Vorgeben nach, eine ausschweifende Kirchenzensur enthielten, und daher für null, unbillig und ungerecht zu erkennen wäre. Der Procurator des Erzbischofs von Riga Volkath Lutteckenborch erhielt davon Communication, und die interessirten Partey wurden durch den päpstlichen Pedell (curforem) citirt, worauf der päpstliche Vditore (audi-

tor) Simon von Sudbier, nach genauer und fleißiger Untersuchung der Acten, reiser und anhaltender Überlegung, Anrufung des Namens Christi, vor den Augen Gottes, auf seinem Richterstuhl sitzend, den Ausspruch fällt, daß das Entscheidungsurteil des Arelarischen Erzbischofs Stephan, wider den Orden, bey Macht bleibe und seine Form behalte. Nur werden einige Punkte ausgestrichen: 3. E. die Schadloshaltung wegen der noch künftig zu hebenden Einfünfte, (de percipiendis) gleichfalls einige zu hart gefasste Clauseln, deren Vollziehung, wenn sie mittelweilen geschehen, für ungültig erkannt und gehoben wird. An den Erzbischof Stephan referirret die Commission, daß er in seiner Execution fortzufahren habe. Doriert im apostolischen Pallast Freytags den 26 Febr. 1361.

Die ein und funfzigste Urkunde enthält ein Schreiben an den Probst, das Capitel und alle Geistlichen zu Riga, welches der Lübsche Dechant Johannnes, den der Arelarische Erzbischof Stephan, zum Subrecutor vorordnet, abgehen lassen. Er thut ganz böse, daß der widersprechende und rebellische Orden, gegen alle Kirchenzensuren, die Oberherrschafft und den Besitz der Stadt Riga noch immer behalte, darauf einen neuen Nachsgang anfangen, und seine ungerechte Sache gar mit einer falschen Farbe schminke; Hier scheinen einige Zeilen des Briefes zu fehlen.

Wie aus den folgenden zu schliessen, so mochte die Stadt in der Güte oder aus Zwang, und vielleicht weil ihre die Herrschafft des Meisters nicht übermüthiger vorkam, als des Erzbischofs, gar eingezogen haben, daß sie den Orden für ihre Obrigkeit erkenne. Aus diesem Zeugniß nahm der Orden den Proceß von neuem auf, und wollte beweisen, daß er schon lange in dem ungestörten Besitz der Stadt gewesen sey. Dies erklärt der Lübsche Dechant für notorisch falsch, weil der Rath und die Gemeinde zu Riga nur etwas mehr als 30 Jahr unter dem tyrannischen Joch der Ordensregierung gestanden. Er warner also die Stadt, nachdem der Delsische Bischof, als zweyter Subrecutor aus Menschenfurcht, und weil die Sache von neuem aufgenommen sey, mit Ausführung der Diffinitivsentenz sich weiter befassen wolle. Da aber ein gemonnenes Urtheil nichts vorstelle, wenn es an der Execution fehle; es auch sehr raisonable sey, daß mit der Wahrheit die Strafe wachse, und die Vergewaltiger sowol, als die Uebermächtigsten gestrafet werden; so verbietet er der Rißigischen Clericay aufs schärfste, fernhin in der Stadt den Gottesdienst zu halten, oder das heilige Amt zu verwalten, bis auf seine oder eine andere höhere Orde. Geschehen zu Lübeck, in seinem Wohnhause, den 26ten Nov. 1361.

Befehl der zwey und funfzigsten Urkunde verschenket der Erzbischof Vrombold die Insel Ostinghausen, an sein Capitel unter gewissen Bedingungen. Sein Vorfahre, der Erzbischof Engelbert, hatte zur Ehe des heiligen Joo in seiner Kirche eine ewige Vicarie gestiftet. Da nun durch den Hintritt des ohne Erben verstorbenen Henrich Ostinghusen, dieses Lehn wieder an die Kirche gefallen; so schenket er diesen Ostinghusens-Holm, mit aller Gerichtsbarkeit und weltlichem Rechte, an Aekern, Wiesen, Weiden und seinem Theil an der Lachwehret (gurgustii) zur Bestreitung dieser Vicarie, dergestalt, daß das Capitel dem ausübenden Vicarius jährlich 8 Rigische Mark, jede Mark zu 36 Lübische Schillinge gerechnet, auslehret; vier Mark nemlich auf Weynachten und 4 Mark auf Johannis; dazu noch 2 Mark zum jährlichen Bedächniß des Erzbischof Engelberts als Stifters, davon die Domherren 2 Theile, die Vicarii einen Theil bekommen, welche die Messe hindurch gewacht, und den Heiligen durch ihr Gebet Gott mit empfohlen haben. Würde nun das Capitel obine zehn Mark ein Jahr nicht bezahlen, so verfällt der Holm wieder an den Erzbischof, der alsdann selbst die Kosten der Vicarie bestreitet. Bezeichnet zu Lübeck, in der

Erzbischöflichen Herberge, den 20sten Jul. 1362 in Gegenwart einiger Domherren der Lübischen Kirche, und von Seiten des Erzbischof Vrombolds seiner Knechtgefahrten, des Priesters (Presbyteri) Nicolaus von Steenberg, und seiner weltlichen Vasallen, Peter Palen, Friedrich Beyern, und Woldemars von Vyshusen.

Die drey und funfzigste Urkunde ist ein Transsumt, welches auf Anbringen des Rigischen Stiftprecurators und Domherrens Syfried von Blumenberg, der Dörpische Bischof Johann über das Document verfertigt, worinne der Rigische Bischof Albert, den bisherigen Orden seiner Kirche in den Prämonstratenser Orden verwandelt. Die Stiftungsacte hat Albert den 1sten Jenner, 1222 zu Capenberg auf seiner Reise erhalten, im Bistum des Priors aus dem westphälischen Kloster Sbeyden, in der Grafschaft Mark. Das Transsumt ist datirt, auf dem Schlosse zu Dörpe, 1364 den 14ten Jenner, in Gegenwart des Probsts Diderich von Vyshusen, Diderich Versen, Dörpischer Domherren, und mit unterzeichnet, von Bruder Friedrich von Walpole, Mitsbruder der Rigischen Kirche, und Johann von Biskoperode, damaligem Notarius Publicus derselben.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Die rücken mit Vergnügen den folgenden Brief und die drey uns zugleich mit eingeschickte Aufsätze einer bekannten und beliebten Feder in unsern heutigen Beptrag ein, und sehen noch mehreren von dem geschickten Herrn Verfasser mit Verlangen entgegen.

Mein Herr!

Sier wird ein fremder Beptrag zu Ihren nützlichen gelehrten Blättern Ihrem Gutachten übergeben. Das erste Stück ist ernsthaft, und wird, wie Sonne und Mond, sich zu der poetischen Prose an die Sonne paaren, die wir vor einiger Zeit mit Vergnügen lasen. Die zwey andern Kleinigkeiten sind ein Scherz, die erstere eine ironische Schäkerey, die andere eine Kaffearte zur Nachahmung vieler dergleichen in ähnlichem Tone. Vielleicht schmeckt einigen Ihre Kaffe noch angenehmer, wenn sie dabey denken und etwas lachen können. Ich bin u. s. f.

An den Mond.

Schwester der Sonne! glänzende Phöbe! du Gestirn, das du in der Kälte hauchenden Rauche das Heer des Himmels, wie ein Fürst, aufführst, regiere über meinen Gesang, den ich die in der Einsamkeit weise, wie über jenes.

Du brennest nicht wie Titan, wenn er am Mittage die Scheiteln der Höfen senket. Wenn mit kleinem Zepfer Boreas vom Pol ausfliehet,

die Strime am Himmel bey dem Froste funkeln, und ein drumend Eis aus der Luft alles stüchelt, so leuchtest du oft in dem heitersten Glanze, und keine Wolkte verbirgt dein volles rundes Angesicht. Indessen ist dein Licht sanft, und so laß auch meinen Gesang schimmern.

Auch du bist ein Monarch der Zeit und Ordnung. — Und Gott machte zwey große Lieber, ein großes Licht, das den Tag regieret,

Befehl der zwey und funfzigsten Urkunde verschenket der Erzbischof Vrombold die Insel Ostinghausen, an sein Capitel unter gewissen Bedingungen. Sein Vorfahre, der Erzbischof Engelbert, hatte zur Ehe des heiligen Joo in seiner Kirche eine ewige Vicarie gestiftet. Da nun durch den Hintritt des ohne Erben verstorbenen Henrich Ostinghusen, dieses Lehn wieder an die Kirche gefallen; so schenket er diesen Ostinghusen-Holm, mit aller Gerichtsbarkeit und weltlichem Rechte, an Aekern, Wiesen, Weiden und seinem Theil an der Lachwehret (gurgustii) zur Bestreitung dieser Vicarie, dergestalt, daß das Capitel dem ausübenden Vicarius jährlich 8 Rigische Mark, jede Mark zu 36 Lübische Schillinge gerechnet, auslehret; vier Mark nemlich auf Weynachten und 4 Mark auf Johannis; dazu noch 2 Mark zum jährlichen Gedächtniß des Erzbischof Engelberts als Stifters, davon die Domherren 2 Theile, die Vicarii einen Theil bekommen, welche die Messe hindurch gewacht, und den Heiligen durch ihr Gebet Gott mit empfohlen haben. Würde nun das Capitel obine zehn Mark ein Jahr nicht bezahlen, so verfällt der Holm wieder an den Erzbischof, der alsdann selbst die Kosten der Vicarie bestreitet. Bezeichnet zu Lübeck, in der

Erzbischöflichen Herberge, den 20sten Jul. 1362 in Gegenwart einiger Domherren der Lübischen Kirche, und von Seiten des Erzbischof Vrombolds seiner Keisgefährten, des Priesters (Presbyteri) Nicolaus von Steenberg, und seiner weltlichen Vasallen, Peter Palen, Friedrich Beyern, und Woldemars von Vyshusen.

Die drey und funfzigste Urkunde ist ein Transsumt, welches auf Anbringen des Rigischen Stiftprecurators und Domherrens Syfried von Blumenberg, der Dörpische Bischof Johann über das Document verfertigt, worinne der Rigische Bischof Albert, den bisherigen Orden seiner Kirche in den Prämonstratenser Orden verwandelt. Die Stiftungsacte hat Albert den 1sten Jenner, 1222 zu Capenberg auf seiner Reise erhalten, im Bisthum des Priors aus dem westphälischen Kloster Sbeyden, in der Grafschaft Mark. Das Transsumt ist datirt, auf dem Schlosse zu Dörpe, 1364 den 14ten Jenner, in Gegenwart des Probsts Diderich von Vyshusen, Diderich Versen, Dörpscher Domherren, und mit unterzeichnet, von Bruder Friedrich von Walpole, Mitsbruder der Rigischen Kirche, und Johann von Biskoperode, damaligem Notarius Publicus derselben.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Die rücken mit Vergnügen den folgenden Brief und die drey uns zugleich mit eingeschande Aufsätze einer bekannten und beliebten Feder in unsern heutigen Beptrag ein, und sehen noch mehreren von dem geschickten Herrn Verfasser mit Verlangen entgegen.

Mein Herr!

Sier wird ein fremder Beptrag zu Ihren nützlichen gelehrten Blättern Ihrem Gutachten übergeben. Das erste Stück ist ernsthaft, und wird, wie Sonne und Mond, sich zu der poetischen Prose an die Sonne paaren, die wir vor einiger Zeit mit Vergnügen lasen. Die zwey andern Kleinigkeiten sind ein Scherz, die erstere eine ironische Schäkerey, die andere eine Kaffearte zur Nachahmung vieler dergleichen in ähnlichem Tone. Vielleicht schmeckt einigen Ihre Kaffe noch angenehmer, wenn sie dabey denken und etwas lachen können. Ich bin u. s. f.

An den Mond.

Schwester der Sonne! glänzende Phöbe! du Gestirn, das du in der Kälte hauchenden Rauche das Heer des Himmels, wie ein Fürst, aufführst, regiere über meinen Gesang, den ich die in der Einsamkeit weise, wie über jenes.

Du brennest nicht wie Titan, wenn er am Mittage die Scheiteln der Höfen senket. Wenn mit kleinem Zepfer Boreas vom Pol ausfliehet,

die Strime am Himmel bey dem Froste funkeln, und ein drumend Eis aus der Luft alles stüchelt, so leuchtest du oft in dem heitersten Glanze, und keine Wolkte verbirgt dein volles rundes Angesicht. Indessen ist dein Licht sanft, und so laß auch meinen Gesang schimmern.

Auch du bist ein Monarch der Zeit und Ordnung. — Und Gott machte zwey große Lieber, ein großes Licht, das den Tag regieret,

ren, und ein kleines Licht, das die Nacht regierte. (a) — Du erdärmest zwar nichts; der Neugierige stellt die Straßperleingende Spiegel entgegen doch du betrachtest und schmecktest nichts. (b) Du schwängerst nicht, wie die Sonne, den Schoos der Erden, aber dein Licht, streuet seinen stimmenden Schein auf die Fußstapfen des Wanderers, und repellet seinen Weg. Doch, Furchtsamer! wage dich nicht in die dichverwachsene Wälder, wo von dem Rinde die gigantischen Lannen, zwischen ihrem durchbligten Stacheln, einen langstimmigen Scharen werfen, wo eine grüne Stille die Seele durchschauert, und ein blutigerer Räuber, nach deinem Bündel und Leben schnappen kan, oder ein von Hunger ergrimmes Thier, mit geflügelten Klauen und gewesenen knirschenden Zähnen, sich aus seinen Brüchen aufmache und brüllend nach Leichen oder Aas schmeibet. — Der brünstige Wolf sehr heulend bey dem Monische über den Schnee, und zerfleischer hungria und mild in seiner Liebe ein einsames Füllen, das er, von seiner Mutter verieret, an dem Zaune trift. Im Anfangs spielet er oft mit ihr, er gaukelt ihm Sprünge vor, und der unerfahrene Färting löst es sich gefallen, wie Simeon der Delila seine

Haare zu flechten gab. Doch nun siehe! springt er es von der Seite an, hauet seine blutrunfene schneidende Zähne ein, und reisset es nieder, und ihm Blut und Odem auszusaugen. Der spielerische Betrogene ächzet unter den geisternden Wiffen des sportenden Räubers, sein Leben aus. (c)

Dein licht, o Mond! ist nicht schuld daran, daß das Raubthier dobey seine Deute desto besunder erlauschen kan. Denn die Nacht ist Ruhe für den Menschen und die Jagd des Thieres. Dagegen dienst du wohlthätig, dem besset gesicherten Reisenden. Durch dich unterscheidet er die Steine und Pfählen, und, wenn dein Glanz auch in diese reuße Wasser herabschießt, so verwehret du dadurch jaies Schaden, und er danket dir. So sollen Schüler ihrer lehrer Dienste erkennen, die nicht zu eitel gethan, in die ureine dunkle Quellen ihres Verstandes, das licht bessere Kennnisse einfallen zu lassen, und sie aufzuklären. —

Ein Frauen durchzittert uns, wenn deine Kugel über den Säuren vermerdeter Ebene wogelt eihet, und zwischen den Mauern alter steinerner Kirchen, allerhand groteske Bildet abwirft. Ein milde Schauder erkaltet auch den Besessnen, und der Worm-fige lebet vor dem

a) 1 B. Hof. 1. 16.

b) Baffon nahm Brennspiegel, die 10000 mal verstärkten, aber der Spiritus hier nicht im Thermometer. 9 schraubten siey Mondstralen auf Alkohol fallen, aber es zeigte sich keine Beschädigung.

1 Dies Spiel verstehen die Wölfe sehr gut, wie es bekannt ist.

dem Schatten des leise bewelten Blattes. Das ist ihm wie jene Hand, die zur Wand heraus führe, und das richterliche Mene Tefel dem bleichen Könige hiuschrieb. (d) — O schrecke, schmalender Mond! schreide die Nachtwandere, welche aus Lüften und nicht aus einem eisernen Druck der Krankheit, bey deiner Helle herumtschleichen. Entdecke die Diebe, die Kinder der Finsterniß, welche in dieser nur tapen sollen, desto eher, und die, so bey deiner Zudel oft Schlösser aufgesprenger, und die Gräber der Todten geplündert haben.

Hinzen sey heitere Selene! dem Lappen statt der Sonne in seinen langgedehnten Nächten, und paare dich mit dem brennenden Himmel und dem wellenförmigen Spiel des lodrenden Nordlichts. Hier über die Gebirge des Schnees strecke deine Silberhörner aus, und spiegle dich auf den weissen Bläthen. —

Da bist der treue Trabant unserer Erdkugel. Sie ziehet mit geheimen magnetischen Zuge dich an, und du schwimmest um sie heram. So schleppet ein vielmuthiges Schiff im Strom, das angebundene gehorsame Boot nach sich. In dessen verwaneret sich deine Gestalt in deinem Kreise. Bald bist du eine dunkle unsichtbare Scheibe, und deine abgelehete von der Sonne

d) Diz. 5.

e) Proclus in L. III. in Timaeum Plat. ex Orphicis (ein altes Zeugnis.) Stroux autem aliam terram immensam, quam Selene Immortales vocant, homines autem Lunam, (1499) Quae multos montes habet, multas vrbes, multas domos.

erhellte Seite, waaldt das lichte seiner Wosfshäterin, aber nicht uns zurüde. So war jene Säule, die Israel leitete, lichte gegen sie, und Nacht gegen ihrer Feinde. Allein du bleibst nicht sters zum Brauen, als ein schwarzer Klumpen, aber uns hängen. Bald darauf verfertert sich dein Haub eichsförmig, und scheint, wie die Epigen einer Stadt von ferne entgegen. Nun wächlet dein Angesicht am Blanze, die Hälfte ist voll, und scheidet sich vom Dunkeln, wie die lebhaftre Jugend vom blässlichen Alter, wie der Tag von der Dämmerung. Endlich stehest du rund ganz erleuchtet da, prächtiger Vollmond! wie ein Mann in seinen herrlichen Thaten und völligen Kräften. Dann aber nimmt dein Schimmer eben so wieder ab, und du erblichscht, um wieder ergängt und zum licht gebohren zu werden. — Lehre mich doch in deinen Wandlungen die Stufen der Alter, Geburt, leben, Tod, und iene Erneuerung aus dem Staude. Lehre mich an den Flecken deiner Fläche die Unvollkommenheit unserer Tugenden, und an denen lichten Plähen, daß unser Sures ein entschener Abglanz von der Sonne sey, die der Vater des lichts und der Brunn aller Heiligkeit ist. So wie deine trisbe Stellen dem Weisen zur lampe worden, wodurch er auf deine Meere und Einwohnner geschlossen, (e) so laß

nich aus den Dunkelheiten in den Vorfüllen des Lebens, aus den Wässern der Trübsal, auf Hügel der Wahrheiten und auf Berge der Errettung steigen. Wie die sich vorspannende Wellen den Lauf des Mondes nicht hindern, wie er hinter ihnen, gleich einer Fackel hinter einem dünnen Schirm oder einem Feuer durch einen Rauch wegstreichet, mit einmal aufblühend Klarheit unherfretet, und das graue Feld mit einem süßigen Silber überläuft; so laß mich hinter dem Gewebe des Irdischen, an die Leuchte des himmlischen Jerusalems denken, und zu den Triumpfen durchschauen, da die Sonne in Blut zerfließt, und der Meid in einen Saft verwandelt werden soll, die Erlösten des Herven aber leuchten werden, wie des Himmels Glanz. —

Obgleich der Schöpfer diese mitternächtlige Silberlampe des Mondes nicht zur Wärme oder Befruchtung der Pflanzen am Pol aufhängen, so drückt doch der blasse Jert durch die Wolken, auf die ihn entgegen schäumende Meere und die Wüsten ragen. Er ist, der die Fluth des Oceans ausschäumt, er preßet mit seinem Ball die Himmelsluft und erregt Veränderungen im Dunstkreise. Ja, selbst der Elende, der um Mitternacht mit gebundenen Augen aufspringt, nach der Fackel seiner Phantasien im Traum

nie kühn herum wendet, und Martern erklettert, empfindet eine versteckte Tyrannie des Mondes und viele Einflüsse sind in Krankheiten, die nach seinem Lichte sich wechseln, verborgen, wie mitternächtlige Dautropfen, aber gewisser, als die Hülfe, die eine gehörnte Zauberin, welche die Schnuppen der Soterie ausliest, vom Monde zu ihren Kadavern einturmeln will, oder das Bild des Wachsens, wozu ein mondlichtiger Prophet, ein schwärmerischer Mahomer ihn, als zu seinem Wapen wählte. Sey vielmehr, o Mond! eine Leuchte dem Schöpfer, der bei seinen Heerden von dir singet, oder dem, welcher deines wegweisenden Lichtes bedürftig ist, und nicht, wie der fink Däner, in dich hinein sieht, und räthet. — (F)

Was seh ich? Eine dunkelbraune Scherbe, mit einem blauen jitzenden Rande, rückt in dein volles Gesicht ein, und schneidet es ab. Das ist der Schatten der Erde, welcher deinem Horizont den Strahl der Sonne raubet. Aber wenn du selbst dich als ein schwarzer Ball vor die Sonne, wie ein Todtenkopf vor einem Spiegel, schiebst, so jagt der Edbewohner, und der Schein unsers Phöbys wird uns benommen. So leidet Herr und Diener einer vem andern. — Regelmäßig gesehen diese

f) Der Landmann, dessen Hülfe Hülte, der Gott des Schafes gern bewohnt, tritt vor die Thür mit schwerem Schritte, und hebt mit Bahnen in den Wind. Sachar.

diese Mond- und Sonnenfinsternisse, und obgleich deine Wahn, tramschwefende Phöbe! noch in etlichen Stücken den Sternlindiger Mäße macht: so bist du doch der nächste Weltkörper bey unsrer Erde, (F) und hast den himmlischen Ocean weiter zu beschiffen, gleich einem Pharus, viel Licht ausgeleuchtet, und lehrest sie von deiner Verschaffenheit auf die Gestalten anderer Welten schließen. —

Siehe dem hochstehend am Firmament, des die Sonne beschleht, und mit ihr dein Schimmer entweicht, bis ein neuer Himmel und eine neue Erde mit Sonnen und Monden ohne Zahl, den majestätischen Thron der Gottheit unwingen, und die seligen Bewohner derselben, von dem Angesichte Gottes erleuchtet und gesühlet werden.

Vom Kaffehaus um 4 Uhr des Abends.

Mein Heer!

Ich habe einen gewaltigen Streit mit einem Gegner gehabt, der viel zu dickbäutig ist, als daß er von der Welt urtheilen kan. Ich fürchte mich nur, daß mein Kaffee mir nicht gut auf diese Vergerniß bekommen wird. Sollten sie es glauben? er will behaupten, Kaffehäuser wären in gestörten Nervenbilden unbedrlich. Durchaus nicht! Es gehöret alles zur besten Welt. Das so berühmte morgenländische Getränk schmeckt mir nirgends besser, als in diesen Häusern, wo man auf das lieblichste aufwartet. Ich sage nichts von der Gesellschaft, berechnen Sie mir diese sichtbare Vortheile. Ich brauche keine eigene Uthe oder nete Gefässe mir zu kaufen. Ich bin nicht so einsalzig, wie meine Mahome, die alles Geld auf die Kaffeschritte verwendet, und dennoch schmeckt

er bey ihr, wie aus ausgebrannten Pfeifen. Wo für man bey sich stets Aufwartung, oder wo kein man, so bald man Lust hat, den Kaffee so schnell fertig haben? Ist es also nicht mehr Bequemlichkeit, wenn man Kaffehäuser besucht? — — — Deß ich aber den Kaffee selbst liebe, das geschiehet nicht blos nach der Mode, wie mancher auf das Kaffehaus kömmt, sondern aus sehr guten Gründen. — Von Arabien muß nicht weit das Paradies gesegnet haben, ein gewisser gelehrter Mann, Zuck soll er heißen, hat daseibst lange darnach gesucht. Es kan also wohl der Kaffebaum schon im Paradiese gestanden, Adam ihn gekostet, und es seinen Kindern gelehret haben. Folglich tranken die Parvirechen Kaffee. Und, wo hätten sie auch sonst alle Milch ihrer großen Heerden kosten

g) Etwan 60000 Meilen von der Erde fern, und gegen 2 viert. kleiner als sie.

sen können? Sie haben sie mit zum Kaffe gebraucht. Man soll die Milch, nahezu vieles zu ihrem langen Leben beigetragen haben; also auch der Kaffe. W. J. E. W. Unschuld'g weist du, edler Dohnentrank!, von schwächernen Frauen für den Urheber des Friesels gehalten. Hören Sie, wie ich dies Mahlein widerlege. Der Kaffe ist schwarz, der Friesel weiß. Also ist diese Meinung sich so wider, wie weiß und schwarz. (nach dem Soh des Widerspruchs) Dies soll, wie mir gesagt worden, die erste Wahrheit sein, daß weiß und schwarz zugleich nicht seyn kan. Gewis! mein Einfall ist, Kaffe werth. — Er macht dickes Geblüt? Sehen Sie nicht aus der Probe, wie offen mir der Kopf bey diesem Getränke ist? Mit einem Glase Wein nachgegeistelt, macht er Schweiß, leichtig, wie in den Züssen und Gesicht zum Tanzen. Dies verkümmern die Herren Quacker, die sonst gerne Kaffe trinken sollen.

H. E. Damit Sie sehen, daß ich auch noch was bessers zum Lobe des Kaffe versichere, so sage ich ein kleines Ringelgedicht bey, das die Stelle andrer Sonnetts bey mir vertritt. —

Der Kaffe.

Drückt dich der Gram herunter;

Trink Kaffe.

Wiehof.

Dem Weingott? — Ich mag ihn nicht singen,
 Ihn mögen andre Opfer bringen,
 Ihn mag Horaz und Lessing singen,
 Ich sing ihn nicht!

Du

Du brauner Trank, den die Lebante
 Wohlthätig uns zur Labung sandte,
 Du Sroiz der glücklichen Lebante
 Wiß mein Gebicht.

Lobt immerhin die Nebenäste,
 Verdoppelt curer Musen Kräfte,
 Begeistert sie durch Nebenäste,
 Ich thu es nicht!

Des Kaffes ditztes Getränke
 Verdrengt von mir der Sorgen Känke
 Des Kaffes ditztes Getränke
 Stärkt mein Gebicht.

Mit emblematischen Pokalen,
 Die vom verführten Bacchus sträpften,
 Mit glattgestrichenen Pokalen
 Locht man auch nicht!

Ich lobe mir die Dresdner Schalen,
 Die mit Kaffegewölken psalen,
 O bey mir haben solche Schalen
 Weit mehr Bewald!

Wie athmet nicht das blanke Becken,
 Geruche, die nach Ambra schmeden!
 Auf, neige dich wohlthätigs Becken
 Hinab zu mir;

Erfüll die Tusch mit deiner Quelle;
 Daß sie zum Nektar sich erhebe,
 Wisch ich den Schäum mit deiner Quelle,
 Und schmaus dich hier.

Der Zucker soll den Schäum vermehren? —
 Nein! Krüger giebt uns besser sehren;
 Der Zucker kan den Schäum nicht mehren;
 Der gute Mann!

Hab Dank, mein Krüger, in dem Grabe,
 Hab Dank für deines Witzes Gaben,
 Ruh sonst in deinem frühen Grabe!
 Sezt alle an!

Mit Brod und andern Leckerbissen
 Mögt ihr euch, Mädchen, immer wessen!

Esch

Sieh Mädchen! diese Leckerbissen,
 Die sind für dich:
 Wie soll die lange Pfeife glühen,
 Der Knasterdampf in Würfeln stehen,
 Rechte! Köcher, die vom Knaster glühen,
 Die sind für mich.

Sieh her! die Kanne ist ausgeleeret,
 Schon stehen die Tassen umgekehret,
 Da liegt die Kanne ausgeleeret;
 So sieh wohl acht!
 Siehst du dein Schicksal in den Zügen
 Der Tasse schon enträthsel liegen?
 Wer weiß, was mich in diesen Zügen
 Für Glück anlacht!

Du Mädchen mit den schwarzen Augen,
 Du sollst uns zur Prophetin fangen,
 Auf Mädchen mit den schwarzen Augen!
 Auf sage an!
 Was will das Glas? — Was jene Räder?
 Was die halb aufgekaute Feder? —
 Was wollen Glas, Kiel und die Räder? —
 Was sagt die Kanne?

„Sowohl das Glas, als jene Räder,
 Wie die halbaufgekaute Feder,
 „Das Reichglas dort, hier Kiel und Räder,
 „Die sagen dir:
 „Bleib, wenn du willst natürlich singen,
 „Der Gläser kriegerisches Klingeln,
 „Lass andre, taumelnd wieder singen,
 „Hüt dich dafür!
 „Die Kaffeekanne verkündigt Gaben,
 „Mit ihrem Del sollst du dich laben,
 „Zum Fluß der dichtersischen Gaben
 „Schon ihrer nicht!
 Wohl! — Weingott! ich mag dich nicht sagen,
 Die mögen andre Opfer bringen,
 Dem Kaffe will ich dankbar singen,
 Ein Lobgedicht!

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Erste Fortsetzung.

Der Blütenlehre.

(Siehe X Stück.)

V. Fünfte Classe. Fünf Männchen.

1) mit einem Weibchen,
 und zwar mit
 a) Einblättriger Blume.

Anm. Diese Art, wenn sie jugendlich
 Beeren trägt, ist meistens giftig.
 Die mit rauhen Blättern brauche
 man ihrer angehenden Kräfte halben
 in der Bundargnen. Dierher gehören:
 Der Caffeebaum; der wahre Faul-
 baum, oder die schwarze Eule, die auch
 Zapfenholz und Läusebaum heisset, mit
 unserm einländischen Faulbaum aber
 nicht zu verwechseln ist, der seiner guten

Eigenschaften wegen zur höchsten Classe
 gehört: Der Weg- oder Hirsch-
 docken; der Christdorn, oder Ju-
 dendorn; der Brustbeerstrauch; die
 schwarze Brustbeere; das Eichenholz;
 die Staude Immergrün, und eine un-
 echte Gattung derselben. Das Nisch-
 oder Schielkraut, das Vianthien Beer-
 gis mein nicht; der Pastorkorn;
 die Brechnuß, welche den blindgebö-
 rhieren tödlich ist, und sonst Krähen-
 ange heißt; das Wasserweilchen; die
 rumbblättrige Wasserpumpwelle, oder
 die Bachsanze mit runderly anseher-
 ten Blättern; das Bauchholz oder der
 rechte Kiefer; das Corallenblüthen;
 R

Es giebt der wahre Faulbaum die beste Kohle zum Pulver, das weit kragt,
 and womit die Steine geschossen werden. Die Beeren färben die Woll-
 grün, die Linde aber gelb.

Das dessen schwarze Beeren, weil sie ein lieblich ardu Mark haben, wird
 das Saffran gepresst. Das Fleisch der Druffeln und Krammet-
 bönen, bedünnt im Docht eine lauternde Kraft; weil sie diese Beeren getre
 swgen.

Sieh Mädchen! diese Leckerbissen,
 Die sind für dich:
 Wie soll die lange Pfeife glühen,
 Der Knasterdampf in Würfeln stehen,
 Reche! Köcher, die vom Knaster glühen,
 Die sind für mich.

Sieh her! die Kanne ist ausgeleeret,
 Schon stehen die Tassen umgekehret,
 Da liegt die Kanne ausgeleeret;
 So sieh wohl acht!
 Siehst du dein Schicksal in den Zügen
 Der Tasse schon enträthsel liegen?
 Wer weiß, was mich in diesen Zügen
 Für Glück anlacht!

Du Mädchen mit den schwarzen Augen,
 Du sollst uns zur Prophetin fangen,
 Auf Mädchen mit den schwarzen Augen!
 Auf sage an!
 Was will das Glas? — Was jene Räder?
 Was die halb aufgekaute Feder? —
 Was wollen Glas, Kiel und die Räder? —
 Was sagt die Kanne?

„Sowohl das Glas, als jene Räder,
 Wie die halbaufgekaute Feder,
 „Das Reichglas dort, hier Kiel und Räder,
 „Die sagen dir:
 „Bleib, wenn du willst natürlich singen,
 „Der Gläser kriegerisches Klingeln,
 „Lass andre, saumelnd wieder singen,
 „Hüt dich dafür!

„Die Kaffeekanne verkündigt Gaben,
 „Mit ihrem Del sollst du dich laben,
 „Zum Fluß der dichtersischen Gaben
 „Schon ihrer nicht!
 Wohl! — Weingott! ich mag dich nicht sagen,
 Die mögen andre Opfer bringen,
 Dem Kaffe will ich dankbar singen,
 Ein Lobgedicht!

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Erste Fortsetzung.

Der Blütenlehre.

(Siehe X Stück.)

V. Fünfte Classe. Fünf Männchen.

1) mit einem Weibchen,
 und zwar mit
 a) Einblättriger Blume.

Anm. Diese Art, wenn sie jugendlich
 Beeren trägt, ist meistens giftig.
 Die mit rauhen Blättern brauche
 man ihrer angehenden Kräfte halben
 in der Bundargnen. Dierher gehören:
 Der Caffeebaum; der wahre Faul-
 baum, oder die schwarze Eiche, die auch
 Zapfenholz und Läusebaum heisset, mit
 unserm einländischen Faulbaum aber
 nicht zu verwechseln ist, der seiner guten

Eigenschaften wegen zur höchsten Classe
 gehört: Der Weg- oder Hirsch-
 docken; der Christdocken, oder Ju-
 dendorn; der Brustbeerstrauch; die
 schwarze Brustbeere; das Eichenholz;
 die Staude Immergrün, und eine un-
 echte Gattung derselben. Das Nisch-
 oder Schielkraut, das Vianthien Beer-
 gis mein nicht; der Pastort; semin;
 die Brechnuß, welche den blindgebö-
 rhieren tödlich ist, und sonst Krähen-
 ange heißt; das Wasserweilchen; die
 rumbblättrige Wasserpumpwelle, oder
 die Bachpflanze mit rundlich unzerker-
 ten Blättern; das Bauchholz oder der
 rechte Kiefer; das Corallenblüthen;
 R

Es giebt der wahre Faulbaum die beste Kohle zum Pulver, das weit kragt,
 and womit die Steine geschossen werden. Die Beeren färben die Woll-
 grün, die Linde aber gelb.

Das dessen schwarze Beeren, weil sie ein lieblich ardu Mark haben, wird
 das Saffran gepresst. Das Fleisch der Druffeln und Krammet-
 bönen, bedünnt im Docht eine lauternde Kraft, weil sie diese Beeren getre
 swgen.

das Saubrot; das Seerabelkraut, oder Mannshornisch. Die Kürbisse; das Primelschier oder Schlüsselblümchen, (man hat auch welche mit rothen Blüten); der Bergfarn; der Widerrich, dessen Blätter wie Weidenblätter aussehen; das Pfennigkraut, bezugleich eine Gattung Indiamischer Pfeffer; der tödtliche Nachtschatten; die Alraune oder Schlafapfel; der gemeine Nachtschatten; die Lactuse, oder Erdbirne; der Liebesapfel; der Tollapfel; die Judenlische; die Corallenlische; der Taback; die Chim; das Halskraut, das je länger je lieber; das Bitterstich; die Wachblume; das Lungenkraut, gesteckt und nicht gesteckt; die zahme Ochsenzunge; die Hundszunge; die wilde grössere und kleinere Ochsenzunge und ihren Gattungen; die Wallwur; oder der grosse Waldmeister; die Sonnenwende, oder das Kerbkraut; der Vorr. sich; der Perlen- oder Meerfarn; die wilde Nachwurz; das Wasserblatt; der Fieberklee, oder das Wasserdeckblatt, dessen schöne an feuchten weachende Blüthe der wilden Cassanie gleichet; der unechte Jermia; der Jermiabaua; der Oleander; der Stroh- oder Dornenapfel; die ausländische Fieberwinde; die Purzler- oder Meerwinde; die Glockenblume; die Zaunlocke oder Winde; der griechische Waldrian; oder die Speckwurz; die Bleiwurzel; die Schweigeholze; der Sternapfel und das Lungenkraut.

b) mit einblättriger irregulärer Blume: das Caprifolium

oder Bieblat; das Coriakraut, oder die Erdleise; die Spectulie, oder Rose von Jericho. Die unechte Jpecacuana; die aufrechte Heckenlische, und die niedrige; das Schobeh- oder Mettenkraut; die Königslerze, oder das Wollkraut; das Rosenkraut; und eine eigene Art Napuzeln.

c) mit fünfblättrichter Blüthe: der Weinstock; der Eichenbaum; der Eppes; der wilde Kümme; die Africaniische Spierhande, und alle Johannis- und Stachelbeeren.

d) ohne Blumenblatt; der Knechtbaum; das Nagelkraut.

2) mit zwey Weibchen, und zwar mit

a) Einblättriger Blüthe: der Engian, oder die Bitterwurz; das Heil aller Schäden und blauer Blume; das kleine Taufendgüldenkraut; die Schwaben- oder Hirtwurz; der Kugelamarant; die Virginiische Erde; der Hundekohl.

b) mit fünfblättriger Blüthe: die Meermannstreu, oder Meerbrodendistel.

c) mit Kegenschirm förmiger Blüthe:

Ann. Diese Gewächse beweisen ihre Arzneikraft aus dem Saamen oder der Wurzel; sie sind Magenskräuter, wenn sie an trunkenen Stellen blühen, und besitzen eine gewürzhafte, erwärmende und auflösende

lösende Kraft. Die an feuchten Orten wachsen, sind giftig, und ist schade, daß auch die gesunden besten Kräuter, als die Pastinacke, und wurzeln an feuchten Stellen eine giftige Eigenschaft annehmen. Schon durch einen nassen Sommer verliere unser bestes Wurzelwerk in niedrigen Gärten das Gewürzhafte in seinem Geschmack, und fülle der Gesundheit nachtheilig.

Hierher gehören: die Tille; der Fenchel; der Garten Birschen- und Feldkimmel; das Saamenkraut; der Sesel; oder gerünte Fenchel; alle Arten des Korbels, als der Spanische, der grosse Nabelkobel; der Meerhankobel und Kleinkobel; die Aitranz; die Petersfüge; der Wasserabel; der wilde Eppich; der um die Erlen wächst; der Bergeslich; der Sanikel; der Anis; die Sellerie; die Hundepeterselle; der Corsander; der Durchwachs, oder das Hasenschindeln; der Wasserstempel; die Pimpernelle; das Vockspeterchen; die Pastinacke, die zahme und wilde; das Turbichkraut; das Pheanderkraut; das Ruchey; oder Streckkraut; alle Arten des Schirms, darunter die Gattung die berühmteste heutiges Tages ist; welche den Geruch der Spanischen Zwiege hat. Die Meißerwurzel; die Spanische Möhre; die Angelike; die Wasserangelik; der Liebstock; die Kupastinacke; oder Bärenkranz; die

Mohrrübe, oder Birkane; die wilde Bergmöhre; das Vogelneß, eine wilde Birkane, in deren Krone oben das Purpurfarbene Blümchen das Vogelneß in Nese ist; der Saufenschel, oder Haarschong; der Meerfenchel; die Bergessterlie; der Bärenfenchel; das Lasterkraut, oder der weisse Engian, auch weisse Hirschwurz genannt; die Sichelwöhre oder Kimmey; die Erdnuß oder Saucastanie; die Zuckerwurzel; die Wasserpetersfüge; der Geißfuß, oder das Zipperlein; der Bärenstange.

d) Blüten ohne Blume: die wilde und zahme Weide; die Valante mit breitem Blatte; der gute Heinrich, dessen Blätter schmutzig und gleichsam mit Schmeer bestrichen scheinen. Der Schweinstod oder Bänfisch, eine Art der wilden Weide; die Hundmelde oder stinkende Hure; die Nüßler oder der Ulmbaum; das Horn- oder Bruchkraut; das Meerstachel- oder Vockkraut; der Mangold oder die Bete.

3) mit drey Weibchen, und zwar mit

a) Einblättriger Blüthe, die Hortentotten-Kirsche; der sich wunden- de malabarische Nachtschatten; der Wehlbaum; der Wasserhollunder; der

b) Dieser Wasserhollunder heist auch die rauhe Schreckere, oder Gallentendeere, welchen Beamen die Russen begehren.

Neigung des Wasserhollunder

Artich, oder Ackerhollunder; der schönste
 je: Hollunder oder Fieberbaum, dessen
 Blüten oft nur ein Weibchen haben.
 Ann. Die Randblümchen der Wasser-
 hollunder sind eines: Fiedrig
 breit, dünnsteiften 1 mal kläner,
 ausgefüllt u. haben alle stäubende
 Männchen, die in den Randblüm-
 chen schließendher blühen diese Staub-
 u. die Mittelblümchen tragen hell-
 glänzende ovale rote Beeren in ei-
 ner hangenden Traube mit kreidlich
 runnen Samen. Diese Blume gab
 dem Längischen Kräutergelehr-
 ten Camerarius ein Nachden-
 ken, und er gründete sein latein-
 sches Buch vom Geschlecht der
 Pflanzen drauf, welches Lehze-
 bände Linnäus ebenfalls ange-
 nommen. Die Hofsöhner fressen
 die Beeren im Winter gerne. Die
 längirunde Blüte einer Gattung
 des Wasserhollunders nennen wir
 Schneeballen, an denen die
 fünf Männchen schwer zu ken-
 nen sind.

b) Mit Fünftblättriger Blüte:
 der Farberbaum, der Gifbaum, das
 gelbe Weisfienholz; der Tamaristen-
 Baum; (die Tamarinde gehört in
 die dritte Classe, wo sie noch demüschrö-
 ben ist.) Der Pimpernüsschenbaum
 oder die wilden Pistacien; das gewöhn-
 liche Vogelgras, oder die Vogelmyrte;
 das Teispflanz.

c) mit Blüten ohne Blume:
 der Bertram, oder Zahnhelmsamt.

4) mit vier Weibchen:
 und zwar mit egulärer fünfblät-
 trigen Blüte: das weisse Iederkraut
 oder Panassiergras an feuchten Orten.
 Es hat 5 Honigblätter, und hat den
 Staubgangs ein Größchen. Jedes
 Honigblatt hat auf seinen 13 Spitzchen
 eine kleine Kugl.

5) mit fünf Weibchen:
 a) mit Einblättriger Blume:
 die feste Heune, oder das Blatlos mit ro-
 ther Blüte, auch Mauerpfeffer genannt;
 b) mit fünfblättriger Blume:
 die Semelle, oder das Meergras; der
 Seelavandel, oder der Wiedersloss; die
 grosse und kleine Bergnelke mit kuglich-
 ter Blüte; der rosche Behen oder Wald-
 mangold; der Sonnenhut oder unsrer
 Frauen Mantel; die Veertrugende
 Angelich; der lein oder Flachs. Die
 Alpen-Lozmentille.

6) mit vielen Weibchen:
 Das Mausschwänzchen, Maus-
 gras oder Hundsgahn mit fünfblättri-
 ger Blüte.

VI. Sechste Classe.

Sechs Männchen.
 Ann. So schön auch einige Blumen
 aus dieser Classe riechen; so haben
 sie doch in der Menge etwas be-
 rauschendes und schlafmachendes
 an sich, sind der ausgepreste Saft
 ihrer

wahrender Bollen ist giftig. Haupt-
 sächlich ist zu merken, daß diese
 sechs Männchen alle gleich lang
 und seyn müssen. Sind zwey darunter
 kurz; so gehören sie in die fünf-
 blättrige Classe.

a) mit einem Weibchen,
 und zwar mit:

a) Einblättriger Blüte: das
 Lilium cornallium oder Mandlöffel;
 die Weismurz, oder das Salomonssie-
 gel; das Einblatt dessen Blume meh-
 mal aus vier Blättern bestehet; die Hy-
 einthe mit dem Musfari, oder der Trau-
 benhyacinthe; die mancherley Gattungen
 der Asphodillisen; die Tuberoze; die
 Aloe; die Narisse mit ihren Aeren; die
 Pucca; die Blüthe; die Winter-
 beere.

b) mit dreyblättriger Blüte:
 die zahne und wilde Ananas; das Vie-
 ginische Spinnen- oder Fogerkraut.

c) mit sechsblättriger Blüte.
 Die wohlriechende Calmusstaube; das
 Schneelächchen oder Schneeröschchen;
 die Häuermilch, oder die weisse Stern-
 blume; die gelbe Akerzwiebel; die Is-
 jenhoratithe; die Sternhyacinthe; die
 Meerzwiebel; die Narissenleweste; die
 Meerlilie; das lach Schmitzlauch und
 Ornelauch; die Schafotte; der Pitter;
 der Keccambol; der Knoblauch; zahne
 und wild mit seinen Aeren; die Zwiebel
 oder Zipolle; das Woly; der Spargel;
 das Erdpimentkraut; die weisse Lise;

die Kasserkrone; die Marragonie oder
 der Türkische Bund; die Felds und Gar-
 tenlilie; die Narissenlilie; die Schacht-
 oder Kybblume; das Kybchen; die
 Prachtlilie; der Hundezahn; die kleine
 Hundemilch; die Berberthe, oder der
 Sauerborn; der Löwenfuß; oder das Lö-
 wenblatt; das Zäpfchenkraut.

d) ohne Blume: die gemeine
 Daus, oder das Dausengras, und eine
 Art Calmus, davon auch eine Gattung
 schon in die dritte Classe gehört.

a) mit zwey Weibchen.

a) mit zweyblättriger Blüte:
 die kriechende standige Weide.

b) ohne Blume. Der Reis.

c) mit drey Weibchen.

a) mit einem Blate: die Zeir-
 lose oder der Mattensaffran;

b) mit Drey Blättern. Das
 kleine Niedgras mit Achren, das
 Herbischen des Arabisch, weil es saß-
 lig ist.

c) mit Sechs Blättern: das
 Mandfienkraut.

d) ohne Blumenblätter: der
 Erderschwanz; Schenckpflanzkraut; der
 Wasserquypter, der große Wassermann-
 gott, oder die Keortenblätter; der wilde
 Anpfer, oder die Grindwurzel, auch
 Iendfienkraut genannt; der echte Sauer-
 ampfer; der Anpfer und Bergkauram-
 pfer; die Mönchepflanzherber.

4) mit vielen Weibchen.
und zwar mit Dreypblättriger Blüte:
Die Zimbelblume, oder das Stern-
förmige Wasserweibchen, welches den
Bierden giftig ist.

VII. Siebende Classe.

Sieben Männchen.

Urt. Die Natur hat im Gemäch-
Reiche mit der siebenden Zahl so
viele gethan, daß wir nur eigentlich
3 Blüten dahin rechnen können.
Es geschieht aber aus Gerechtigkeit
des Erbreichs, daß einige Pflan-
zen aus der 7ten und 8ten Classe
ihre Männchen bis zur siebenden
Zahl bringen. So hat z. E. aus
der 7ten Classe der Fieberfloe im
machten Blüte sechs bis sieben
Männchen, und viele Tulpen aus
der 8ten Classe zeigen ein solches.
Diese Ausnahme stößt also die
allgemeine Regel nicht um, so
wenig eine Tulpe in ein ander Fach
gehört, wenn sie gleich zwey
Weibchen hat, wie wir nur kürz-
lich dergleichen aus einem fettem
Erdbreich vor uns gehabt. Die
Antipateri waren an dem zweyten
Weibchen sonderlich artig ange-
wachsen. In dieser Classe kom-
men vor:

1) mit einem Weibchen,

a) Einblättriger Blüte; Das

einjige Trientalblümchen. Man
hat es anfänglich von Vorgebirge
der guten Hoffnung gebracht, aber
auch nachher in Europa an dem.
Wir haben solches nicht weit gesucht, und
ziemlich häufig im Schreyenbusch,
nahe bey Wiga gefunden, wo keine schön-
ere weiße Blume im May und Junius
die Augen gleich an sich zieht. An
diesem Männchen ist die siebende Zahl
gleichsam verschwunden. Ihre dauerhaft-
tere Keich ist siebenmal getheilt,
die Blume selbst ist siebenmal tief geschnit-
ten, hängt aber unten zusammen. Ihre
sieben Männchen sind zwar mit ganz
simpeln Antipateri. Unter der Blume
sind am Stengel noch sieben grüne Blät-
ter, von unterschiedener Größe, gleich-
sam in einem Kreis herumgestellet.
Der Eperflod des Weibchen ist kuglicht
rund, der Staubweg ohne Zertheilung
Rechen ober ein Köpchen. Es trägt
eine trübe Beere mit einigen ruhigen
Samenkörnern. Bey Erlen und Buch-
en wächst es am liebsten.

b) Fünfbblättriger Blüte. Die
wilde Castanie, oder die Roscasta-
nie mit ihrer recht schönen Blume, in
der auch wohl acht Männchen ange-
troffen werden. (Die zahme Castanie
kommt in der 2ten Classe vor.) Das
Linum. Es ist in unsern Gärten
in Töpfen, und wird von Gärtnern zum
Indianschen Pfeffer gerechnet.

VIII.

VIII. Achte Classe.

Zicht Männchen.

1) mit Einem Weibchen.

a) Einblättrige. Der Keller-
hals, oder Seidelbast. Diese Straube
wächst an grauslichsten Stellen und ist
die erste Waldblume im April von schön
rother Farbe und dem köstlichsten lieb-
lichsten Geruch; nur muß man weder
Blüte noch Beere, noch Blar im Mund
nehmen, wenn man auf der Zunge von
ihrer Strenge kein langes Nachweh
empfinden will. Ferner: das Sandel-
holz; die Blaubeere; die Heidelbeere;
die rothe Strauch- und Preiselbeere; die
Moos- oder Kranichbeere. (An die-
ser letzten theilet sich das Blütenblat bey
dem Reifwerden so, daß vier Blätter
daraus entstehen.) Die Indiansche
Dattelpflanze oder der Fergelbaum;
und das Heidekraut, dessen rothe oder
weiße Blüthe die Bienen lieben.

b) Vierblättrige: die Nach-
ferze; (sie breitet des Nachts ihre vier
gelben Blätter wie eine Rose aus; das
Zeichen des Weibchens ist vierfach ge-
theilt; und hängt an ihr als 4 Würfel-
chen;) der Schotenweidrich; das Kind
vor dem Vater genannt, weil die Ein-
blättrige viermal getheilte Blüte über
der Frucht sitzt.

c) Fünfbblättrige: der Ahorn-
oder Nosenbaum; die Löhne; die Spa-
nische oder Indiansche Bartentresse, der

wey Blüthen ungleiche Blätter haben. Sie
sieren nicht nur den Salat, sondern wer-
den auch gesund gegessen. Die Bir-
hähne, die man in Häusern oder Sten-
den hält, fressen die Blüte gerne.

d) ohne Blume: Die Sperlings-
wurzeln.

2) mit zwey Weibchen.

a) Vierblättrige: der kleine mos-
sichte Hünerdarm.
b) ohne Blume. Der goldene
Seebrech, der doch erst zehn Männ-
chen enthält.

3) mit drey Weibchen.

a) Vierblättrige: die Herzber-
se, oder Blasenbeere; der Saffianbeeren-
baum.
b) Ohne Blume: Die Ratten-
wurzeln oder der Schlangenwurz, der
auch zwey Weibchen hat. Der Was-
ser- oder Föhlpfeffer; der Wegtritt, oder
das Weggras; das Hundsknotenkraut;
das Föhlpfeffer, welches 1 bis 8 Männ-
chen auch 1 oder 2 Weibchen hat; (Ei-
ne andere Gattung Föhlpfeffer gehört
mit dem Krabbenfuß zum Wegbreit
in der dritten Classe); die kleine Zau-
rinde oder Zaunlocke; der Buchweiz-
en oder das Heidekraut.

4) mit vier Weibchen.

a) Einblättrige: das Biesam-
krautchen oder der Waldhanensfuß, oder
die kleine Holzwurzel;

b) Vier-

b) Vierblättrige: der kleine Wasserpfiffer mit weißer Blüte und einem Quendelblate; (ist ein Wassergrünwächse;) das Einbeer, Paris-Stern, oder Wolscheerkraut. Es wächst untern Haislhänden.

der Lappstreu; der Vogarbaum; der Cassiope oder Feuchtholzbaum; die Benzoe oder der Mand.

2) mit drey Weibchen.

a) Einblättrige: die Rhubarbar.

b) Fünfblättrige: der Schweinspfauenbaum.

3) mit sechs Weibchen.

Die Blumenrinne. Sie hat drey Blumenblätter, und ihre Blüte verdienet beschnitten zu werden. Sie blühet im Julius und wächst zunächst am südlichen Rande des rechten Grabens, wenn man über die Zugbrücke des Jacobsstors kommt.

IX. Neunte Classe.
Nean Männchen.

Anm. Auch diese Classe ist arm an Gewächsen. Einige Blüten darinne haben manchmal nur 6 bis 8 Männchen; der Lorbeerbaum gar, doch selten, bis vierzehn.

1) mit einem Weibchen.

Einblättrige: der Lorbeerbaum; der Rinnlorbeer; der Zimmetbaum;



Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1763.

Zusätze

Johann Leonhard Frischens
Deutschem Wörterbuche.

Es ist das Frischische Wörterbuch, welches zu Berlin 1741. in Quart ans Licht getreten, zwar nicht das einzige; denn Johann Altensfreig, der im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts zu Lübben lebete, trug ein Vocabularium vocum, quae in operibus grammaticis plurimorum continentur, zusammen, und Josua Maalers gab schon 1561. zu Zürich eine der Frischischen ähnliche Arbeit heraus. Jedoch ist es das beste, welches wir bis auf diese Stunde haben. In der That hätte sich kein geschickterer Mann hierzu finden können, als er; der fast alle europäischen Sprache inne hatte, und so gar in der Russischen einem Leibnitz unterweisen konnte. Sein Werk ist vortreflich und man

kan es als einen Schatz in der deutschen Literatur ansehen. Ein jeder Schatz ist der Vernehrung fähig, welches man auch von diesem sagen kan. Man hat daher schon längst mitten in Deutschland den Vorschlag gethan, daß die deutschen Gesellschaften zusammen treten und an Vernehrung dieses Wörterbuches gemeinschaftlich arbeiten mögten. Ich weiß nicht, was dieser Vorschlag, der nicht zu tadeln ist, für eine Wirkung gethan habe: Wenigstens ist mir keine bekannt geworden. Man würde denn das Register, welches die Herren Kammer und Lessing dem auferweckten Logaus angedenket haben, dafür ansehen. Diese Arbeit wird ein rühmliches Denkmal ihres Fleißes bleiben.

Ein neuer Schriftsteller, der Herr von Premontval, dessen Werke sehr beliebt sind, und es zu sein verdienet, scheint es, als nicht für unmöglich, wenigstens doch für sehr schwer zu halten, daß eine Sprache, wie die Deutsche ist, so wohl bestimmt werden könne, als es die Französische ist. Wo ist die Hauptstadt, sagt er die alle aufgestante Geister der Nation an sich ziehen und versammeln kan? Wo ist der Hof welcher zum Vereinigungspuncte dienen könnte, und dessen Gebrauch und stillschweigende Entscheidungen die Kraft der Gesetze hätten, um die unabhägigen Ungewissheiten zu entwickeln, zwischen welchen eine Sprache wanket, ehe sie ihre gehörige Bestigkeit erhält?

Ich glaube nicht, daß die französische Sprache bestimmter, als die Deutsche, sey. Ihre Kränklichkeit erlaubet dieses nicht einem Augenblick zu gedenken, wenn man sich auch nicht der Streitigkeiten und Widersprüche erinnern wollte, welche das Wörterbuch der französischen Akademie erregt hat. Uebrigens wird zur Bestimmung der deutschen Sprache und derselben Wörter kein Hof, der gleichsam Ansehen und Gewalt hätte, erforderlich. Die Sprachlehre leidet keinen unmenschlichen Befehlshaber. Ludwig XIV. massete sich auch einer solchen Gewalt nicht an. Er

setzte zwar vierzig Männer, die sich bemühen sollten, die Sprache in es Vaterlandes zu reinigen, zu bestimmen, und ihre Regeln so gewiß als möglich zu machen. Allein er gab ihnen Entscheidungen nicht die Kraft allgemeiner Gesetze, wornach alle seine Unterthanen sich zu richten hätten. Wir haben gesehen und vernommen, daß die Aussprüche dieser ausschließlichen Gesellschaft nicht einmal alle ihre Mitglieder verbunden haben. Ein altes Mitglied derselben sagte so gar:

Quand nous sommes à quarante: On se moque de nous.

In Deutschland würde es eben so gehen. Wenn auch die Regensburgerische Reichsversammlung eine Gesellschaft von vierzig Männern in eben der Absicht stützen wollte, worinn der große Ludwig seine vierzigere berufen hat, würden doch ihre Schlüsse keine Reichsabschlüsse seyn können; sondern es müste und würde einem jeden frey stehen, sich davon auf die gesunde Vernunft, den Sprachgebrauch, die Rehnlichkeit, die Abstammung, u. s. w. zu berufen.

Ich habe seit einigen Jahren bey dem Lesen der deutschen Bücher fast beständig das Frischsche Wörterbuch zur Hand genommen, um dem darin befindlichen Vornam abzuhelfen. Was ich in demselben nicht fand,

suchte ich aus bloßer Neugierigkeit an, weil ich immer hoffete, es würden die deutschen Gelehrten ihre preiswürdige Sorgfalt auch über dieses Stück der deutschen Literatur verbreiten. Da mir aber dieher nichts zu Gesichte gekommen ist: so habe ich kein Bedenken getragen, meine Beobachtungen in eine alphabetische Ordnung zu bringen, und bitten edel andern Beytrag zu thun, im Fall einmal ein arbeitsamer Mann

sich finden mügte, der das Frischsche Wörterbuch verbessern wollte. Diese Zeit ist wohlger nicht so bald zu hoffen. Denn zwischen dem Maalerischen und Frischschen Wörterbuche sind beynähe zweyhundert Jahre verlossen. Hier ist mein erster Beytrag, welcher noch meinen gesammelten Vorrath nicht erschöpfen wird. Derselb am 26sten May 1763.

Friedrich Konrad Gadebusch.

Abblühen, splendore carere.

Abblühen von Job in gebraucht, die ihren Glanz verlohren haben. Abblüden, oneri imposito se subtrahere. Wird in unzüchtlichen Verstände im ehelichen Schweden, a d. 720 S. gebraucht, und kommt in demselben oft vor. Abfahren, diem obire supremum. Paul Gerhard in demselbe: Frisch soll man Herze springen u. im letzten Verse:

Ich will dich mit Fleiß bewahren, Ich will die leben hier,

Der will ich abfahren. Abgeben, Angeben, egredi, ingredi. Dieses heißt den Dienst oder seine Vernehmungen antreten; jenes den Dienst endigen, oder aus demselben treten. 2 Kön. XI, 1, 7. Man sagt auch noch: Die Wogd oder der Knecht gehet ab; die Wogd

gehret zu; wenn vom Dienste abgehen die Rede ist.

Abhören, qui testis interrogat. Verste die neueste lateinische deutsche, in dem 2ten Th a d. 111 u. l. S. Abfragen, welches man in Frischens Wörterbuche, und vor unserm Wortes Leger findet jedoch nicht in dem Verstande worinn es in diesem Lande gebraucht wird. Abhier bedeutet es eigentlich die Wohnung und Zütreung, die ein Landmann dem andern, der sein einziges Gut verloren hat vergönnet. Habitatio precaria, decerpens. Nahum II, 2. Abtragen, abrodieren, oder wie wie in diesem Lande sagen: Abschmanzen. Dieses Wort findet man bey Frisch in seiner eigentlichen Bedeutung. Man sagt aber an, es in einer unzüchtlichen zu gebrauchen. D 2

hen. „Es giebet Leute, die zwar Bücher lesen, aber auf die wunderbare Art, die man sich nur einbilden kan: Sie kaufen mit aller nur erfindlichen Geschwindigkeit und Ungedult ein Buch durch; im durchblättern halten sie sich einen Augenblick bey dem Schwabacher Lettern auf, um einen allgemeinen Begriff von der Materie und dem Inhalte eines Buches zu erfassen, damit sie in Gesellschaften unter Studenten und Frauenzimmer damit prahlen können. Dies heissen sie abramen, oder abrodornen. — Inzwischen giebt es verschiedene Arten solcher Abrodornen: Einige gehen nicht weiter, als bis aufs Titelblatt, — — — — — ander: blättern das Verzeichniß des Inhaltes und das Register durch, — — — — — endlich kaufen einige den meisten Theil des Buches durch, sie halten sich hie und da bey den zwey oder drey ersten Zeilen eines neuen Absatzes auf und nehmen dann und wann, wie des Königes Bücher, ein Stückchen heraus, um es einzeln wieder an den Mann zu bringen. — Skeltons Offenb. Dreyter, im 2 Th. a. d. 40: u. f. S. Herr Lefring soget in seinen Abhandlungen von der Zabeln, a. d. 193 S., Was kon mehr von der obersten Art abgeschöpft seyn, als diese Einweisung? Dieser kömmt dem vorbergehenden Abramen ähnlich

überein. Pope scheint von einem Kunststrich, warum nicht auch von jedem Bücherleser das Gegentheil zu fordern; Er sagt: Eine kleine Gelehrsamkeit ist ein gefährlich Ding. Trinker tief, oder Pokker nicht die pietische Quelle. Oben aber trinken mocht das Gehirn verdürren, ein tiefer Zug machet wieder nähern. — in Hamanns scheidend Abschreyen, für absprechen. 13, a. d. 199. S. seiner tyrischen Dichtung:

... viel stolze Klugen schreyen
Dem armen Sterblichen des Willens
Freiheit ab.

Überwasser, ein gebranntes Wasser.
Herr Gellert, in den Lustspielen,
a. d. 212. S.

Achsel. Den Baum auf beyden Achseln tragen, temporari servare, quibus dominis sibi inimicis servare. Eine Redensart, welcher Luther sich bedient, Pf. XXXV, 14.

Ist eben so viel, als den Mantel auf beyden Schultern tragen, oder auf beyden Seiten hinken; daher ein solches Manich ein Achselträger heißt. Die Aderslässe, das Aderslassen, der Aderslaß, venae sectio, phlebotomia. Die beyden Wörter hat Freisch, das letztere Herr Gellert, im 2 Th. seiner Zabeln, a. d. 30 S. in der Callistie:

Und weil der Doctor ihr den Aderslaß befohlen.

None

None, ist das griechische *αὐδὴ*, welches eine Ewigkeit, wenigstens eine sehr lange Zeit, bedeutet. Herr Wieland hat folgende Stelle: „Soget, ihr rinnen Gesiter, himmlische Kräfte! soget, wie viel Nonen sind schon unter seinem Ioh, wie einzelne Tage vor euch vorüber geflogen? Empfindung eines Christen, a. d. 4 S. und a. d. 8 S. schreibt er; „Wie selig sind diese Blide, in Worten prück geworfen, wo jeder Augenblick mit göttlichen Gnaden bezeichnet ist! Wie viel seliger noch die hellen Ausflüchten in künftige endlose Nonen, deren jede sich näher um die Gottheit des Herrn. — Man soget, die None.

Neithetik, Aesthetica, eine Wissenschaft, die man als die Grundlehre der schönen Wissenschaften und freyen Künste ansehen kan, um welche sich der Frankfurterische Professor Herr Baumgarten, Herr Meier, Herr Sülzer und der ungenannte Ueheber des Philosophical Enquiry

into the Origin of our Ideas of the sublime and Beautiful, oder der philosophischen Untersuchung des Ursprunges unserer Begriffe von dem Erhabenen und Schönen, welche 1717. zu London das Licht erblickete, sehr vereinet gemacher haben. Wegen, cibum praebere, hat zwar Freisch a. d. 44 im gleichen 291 S. wo man es nicht leicht suchen soltet; wird aber daselbst bey nahe unter die

ungebräuchlichen Wörter gerechnet. Es kömmt in der Achterklärung der Churfürsten von Söllen und Bayern vor. Kint im Leben Josephs im 2 Th. a. d. 118 und 126 Seite. 2 Sam. XIII, 1. heißt es: Laß meine Schwester Hamar kommen, daß sie mich äge. Das grosse Universallexicon machet die Anmerkung, daß man dieses Wort von jungen Vögeln brauche; welche nicht lange ausgeflogen sind. Womit Freisch übereinstimmen scheint, wenn er soget: escam pullis in os ingerere; vel vt columbae faciunt, inserto cololo saturare. Allein, es ist von allen Arten der Vögel bräuchlich. Zogedorn in seines moralischen Gedichten a. d. 233 S. oder im 2 Th. seiner sämmtlichen poetischen Werke, die 1757 in Hamburg gedruckt sind, a. d. 178 S. soget:

..... ich sah den Boden leer,
Und auch mein Volk fand keine
Nahrung mehr.

Eben dieser vortriffliche Dichter brauche das Zeitwort im 1 Th. a. d. 26 S. wo die Worte also lauten: Der Städter, der den Haff laut Dur-

pur hingesehet,
Und alles suchte und wählte, was Teils
leiderer äget,

läuft emsig, wie ein Wirth, ...
Mit Regen kömmt Aessen überein,
welchen von Hirschen gebraucht, und
in des Herrn Hofsecretären Philipp

D 3 Ernst

Erst **Better** **and** **Briefen** a. d. 47
S. gefunden wird: „Der demselben
essen sich beständig starke Kadel
stolzer Hirsche.“ Das Deutsche
Erdwörter: Einen Nezeit und
Fetzen, hat gleiche Bedeutung.

Alleinhandel, **monopolium**. Wird
in der Uebersetzung des Versuches ei-
ner allgemeinen Geschichte der Hand-
lung und Erfahrung in den ältesten Zei-
ten des 17ten Jahrhunderts zu St. Pe-
tersburg, Herrn August Ludwig
Schlözers, welche der Herr M.
Thomae Heinrich Gadebusch,
in Breiswald zu Rostock 1761 druck-
ten lassen, gebraucht. Frisch hat
unter dem Worte All und Allein
a. d. 19 S. **Alleinkauf** und **Al-
leinverkauf**.

Amant, hat Frisch nicht, und doch
wird dieses Wort nicht nur in gemei-
nen Reden, sondern auch von guten
Dichtern gebraucht.

Du wärest, als ein **Amant**, taub,
stum und unempfindlich:
Sey nun, als Mann, berede, gefällig
und verbindlich.

Herr Gellert in seinen Lustspielen
und zwar im Orakel, a. d. 107 S.
Ambrosisch, **ambrosiacus**, **ambro-
sicus**, heißt so viel als sehr süß, zu-
ckerhaft, göttlich, von dem griechischen
Worte, *αμβροσία*, welches ein Brod,
oder eine Kost bedeutet, die kein
Sterblicher hat, sondern nur die Göt-
ter genießen. **Ambrosische** **Milch**

te findet man in den Erfindungen
eines Christen, a. d. 5 S. und öf-
ters in den Schilderungen aus d. m.
Reiche der Nothe und der Sitten-
lehre.

Amor, ein lateinisches Wort, welches
die Liebe bedeutet, wird von deut-
schen Dichtern gebraucht, und deutsch
abgeändert. So jaget der Freyherr
von Cronze:

Mädchen, lernet **Amorn** kennen!
Eben so jaget Kleist in seinen sän-
dlichen Werken im 1. Theil, a. d. 48 S.
Bald wies du auch **Amorn** sehen,
Und auf Rosen ruhn.

Herr Seer, ihr U. in seinen tyrischen
Widwen, a. d. 24 S. nach der 1776
jährigen Auflage:

Aber **Phylis** läßt sich sehnt
Sey ich **Amorn** mit ihr gehn!
im Zeichen, a. d. 27 S.

Der Gott begeistere aller **Busen**,
Und läßt den **Sotte** loß, und ruft
den muntern **Musen**.

Und **Amorn** der die **Musen** liebt,
Woher war es die dritte **Endung**.
In dem letzten Verspote war es die
dritte **Endung**. Von der zweiten
Endung findet sich bey den Herrn
U. a. d. 76 S. ein **Erzweil**:

Und **Amorns** **Bogen** sey beglückt,
So lang auf **Danaen** junger **Schönen**
Ein blühend **Morgen** sich erjüdel!
Endlich hat er auch a. d. 74 S. die
sechste **Endung**:

Wie

Wie

Wo **Erato** sich fühlte
Und **Amorn** locht, mit **Amorn** spielt.
In. Prediget einen Tag am an-
dern, de die in diem, sein Heil.
Pflm. XCVI. 2 ist noch mehr, als
einen Tag nach dem andern.

Andrienne, eine Kleidertracht der
Weber, die aus der französischen Cos-
tüme ihren Ursprung hat. Das Lust-
spiel **Andrienne**, eine Nachah-
mung der **Andria** des Terenz, wur-
de den 16ten Wintermonates 1703
zuerst mit ganz besondern Bey-
falle, zu Paris aufgeführt. Bey
welcher diejenige Schauspielerin,
welche die Hauptrolle spielte, diese
Kleidertracht erdachte welche hernach
bekannt genug geworden ist. Bi-
bliothek der schönen Wissenschaften
und freien Künste, im 3. Bande, a.
d. 77 S.

Anfurr. **S. unten** **Furr**.
Angemessen, **Unangemessen**, **An-
gemessenheit**, **conferentius**,
conueniens, id quod deest. Die-
se Wörter werden nur stark gebrau-
chet. Man siet z. B. dieser Aus-
druck ist unangemessen. Eine
angemessene Schreibung. Diese
Praxisen und Kürze fanden die
Athen der Natur der Bibel auch so
angemessen, daß sie eine allgemei-
ne Regel daraus machten. Die
Erfindung **Asopischer** **Töbden** würde
eine Ueitung seyn die dem Alter eines
Schülers am allerangemessensten

wäre. Diese alte **Schulschreib-
ber** zeigt überall ein großes Genie
und eine den Sachen angemessene
Genauigkeit. Die Sprache ist den
Personen ziemlich angemessen.
Diese mit Zierde und Ungemessen-
heit der Gedanken vermischte **Em-
plicität**.

Angewendet. Man findet in einer
gewissen Zeitung: Eine weitläuf-
tige und angewendete **Belesens-
heit**. Man müste entweder wohl
angewendete **Belesensheit**, oder,
wofern es das französische **Lectüre**
appliquée seyn soll, aufmerksame
Belesensheit, sagen.

Anpassend, **anpassender**. Die 2te
Vergleichungsstufe, findet man in
den Briefen, die neueste **literatur**
betreffend, im 2ten Bande, a. d. 214
Seite. Die Erklärung kommt ei-
ner Sachverklärung höher und ist zu-
gleich **anpassender**. Haec definitio
ad realem definitionem magis
necedit magisque adaequata est.

Anspannen heisset auch so viel, als an-
spannen oder anheben, 1. Kön. XX,
14. Wer soll den **Streit** **anspan-
nen**? **Quis** **alligabit** **prouelum**?

Arche. Man giebet diesen Namen
allen Werken der **Mahler**, **Bildhau-
er**, **Stesser**, **Steinschnider** und **Bau-
künstler**, die in **Egypten**, **Griechen-
land** und **Italien** von der Zeit des
macedonischen **Alexanders** bis auf den
Einfall der in die Werke der Kunst
würden

mälenden Götzen in Italien, gemachet worden. Vermuthlich mögte man, wenn man genauer verfahren wollte, zu dem Hydias, der vor Alexander gelebet, hinauffteigen. Die Antike, als eine Wissenschaft oder Kunde betrachtet, soll uns lehren, die Natur wählen, und die so genannten idealischen Schönheiten zur Wirklichkeit bringen. Es mit mehreren die Bibliothek der schönen Wissenschaften im VI B. a. d. 99 u. f. S. Anwohner, accola, wird häufig gebraucht, wofür man schon beim Alten häufig findet, Bywohner, Arack, ist Indischer Wein, der aber aus Suri, das ist: dem Safte der Kokosbäume verfertigt wird. Dieser Name des Branntweines ist im Morgenlande sehr gemein. Die Tartaren nennen ihn Arakab, die Perser nennen ihn Arakab, die Tschingischen Arak, die Woiwoden Araka und die Permier Kurricko. Sammlung Russischer Geschichte im 3 Bände, a. d. 400 S. Krifoftrac heist das Regiment, welches nur von gewissen dazu befugten Familien geführt werden kon. Kerne, brachia, bedeuten in der holl

gen Schrift die Hauptleute und Obersten eines Kriegsheeres, oder die Anführer und Gewaltigen eines Reiches, belli duces, ordinum ductores, optimates, proceres, viros potestate munitos, Dan. XI, 22, 31. Kera, das alte heym Griechisch befindliche Deutsche Wort, welches Vater hieß, wird auch in denen morgenländischen Sprachen gefunden. Es folgen die Tartaren Kera, die Schemissen Arja, die Tschingischen Ar, Aki und Afschi, die Permier Ar, die Permier eben so, und die Sibirier nennen nicht allein Ar, sondern auch Barja, welches mit dem russischen Barschka ziemlich übereinstimmt. Auffregung steht 4 Mos. XXII, 4. Erge Griech im Worte fressen. Aufmunten. Siehe unten Muck oder Muntschlüssel. Aufzögling, alumnus, ist ein Wort, dessen Griech gar nicht geduldet, ob er gleich unter dem Worte ziehen, die Wörter Einzögling oder Einzöglingsrecht anführet. Es kommt in der türkischen tondemordnung der 1707jährigen Auflage, a. d. 23 S. im 9 und 10 §. vor.

(Die Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Beyträge
 zu den Rigischen Anzeigen
 aufs Jahr 1763.

I.
 Warum die meiste Blumen in der Hitze nicht so stark als in einer kühlern reinen Luft zu riechen pflegen?

Wenn Dinge einen Geruch geben sollen, so müssen sie einige zarte riechende Theilchen ausdünsten, die durch die Luft aufgeschloßet, und zu den Nerven der Nase gebracht werden, von da der Eindruck ins Gehirn gehet, und die Seele den Geruch empfindet. Man hat die Nerven und bringt bis in die Lunge. Erweckt man nicht in Ohnmachen die Leute durch starke Räucherwerke oder dergleichen? Ist die Luft foerida nicht ein Mittel, das auch durch den Geruch die Nerven stärket? Einige glauben, daß man die riechende Partikel durch den Odem entziehe, und zum Sinne des Geruchs fortführen könne. Denn man will behaupten, daß eine Blume nicht rieche, wenn man den Odem einhält. Zum wenigsten dünnet man in einem Hute des Morgens, gleichsam die Nase bloß, und schöpft Luft mit voller Brust in aus. Dies ist der Dichter Trinken der balsamischen Dörre. Das Niesen stärkt die Lunge bey Schwindkräftigen, indem es die Nerven ersähet. Woher riechen aber die wehren Blumen stärker in einer kühlern reinen Luft, als in einer stärkern Hitze? Die Erfahrung beståtigt es. Zwar riechen alle Blumen des Tages über, oder oft unmerklich und schwach. Es ist ein Unterschied wie zwischen der unsichbaren und sichtbaren Ausdünstung bey Menschen. Die Nachtwiolon riechen bey Tage eitel

des Abends ist ihre Duft sehr lieblich. Die Insel Ceilan verkauft mit gewissen abführenden Wänden ihre Gerüche schärfer. Man möchte denken, je mehr eine Blume ausdünstet, desto stärker riechet sie, koste uns nicht so schließten. Es sind Nebenumstände, die es hindern, oder erhöhen.

§. 4.

So viel ist gewiß, der Geruch der Blumen entsteht aus den Ausdünstungen der feinen Oele. Näher dürfen wir die Geruchstheilchen nicht kennen, ob sie spitzig oder edige, solzig oder schwefelicht sind. Da die Blüthen und Blätter an Blumen den meisten Geruch geben, jedes Blatt aber aus Zäsefchen besteht, zwischen denen in ihren Häutchen Saftbläschen liegen: so können eben diese der stärkste Sitz der Ausdünstung seyn. Denn bey verwelkenden Blättern schwindet auch der Geruch. Man befürchte nicht durch die Ausdünstung die Verzeherung des Nahrungsstoffes. Denn 1) kan es einen Kreislauf geben, und die riechende Theile kehren wieder in ihre Mutter, wie die Dünste herabsteigen. 2) Die Geruchstheile sind unendlich klein *, folglich entgehe dem

Case, sehr wenig, und die Wurzel giebt neuen Zufluss. 3) Ueberdem giebt es andre Matrizen, z. E. wässrige Theile, Dele im Regen, die sich ansetzen können.

§. 5.

Da die Luft das Hilfsmittel ist, das den Geruch austraget und fortführt (S. 1.) so ist zu schließen, daß noch der Veränderung der Ursache sich auch die Wirkung ändern muß.

§. 6.

Wenn die Luft sehr heiß ist, als im Mittag, und wegen der Durchdringung der Sonnenstrahlen auch noch Nachmittag schwul ist, so wird sie mit vielen Dünsten erfüllt. Diese dicke warme Luft fällt auf die Blumen, und die Defnungen ihrer Blüthen. Sie kocht also die Bläschen (S. 4.), breiset sie aber zugleich sehr aus, und reißet folglich die abgedeckten riechbaren Theilchen mit einem starken Stoß in die Höhe. Die Luft ist schwer, jene Bläschen sind sehr leicht. Also steigen sie schnell heraus auf, und so ist es in der Atmosphäre möglich, daß die Ausdünstung unmerklich wird, inden die Dünste zu bald von den dicken Dünsten ver-

verschlungen, oder doch mit ihnen vermengt werden *.

§. 7.

Diese sind daher, wie in andern Fällen die Winde, die bläuber uns ferns Verzehrens, und es ist kein Mittel dagegen, als daß man die Nase dicht an die Blume lege, so wird der warme Odem (S. 2.) die riechende Theile näher auffangen, und zu uns bringen, die wie die Luftstrahlen bey ihrem Ausfluß dichter sind.

§. 8.

Alein es muß noch eine Ursache seyn. Man möchte einwerfen: warum gleich die Theilchen sehr schnell und gerade aufsteigen, so daß sie kein Wind nach Seitenwinden abführet; so würde doch durch die Hitze eine sehr große Menge derselben aufgezoget, welche die Geschwindigkeit der Bewegung ersetzte. Schwereflüssige Körper haben dies an sich. Indessen tritt es nicht hier völlig ein, und der Einwurf will nichts bedeuten. Wie viel Schwefeltheile dampfen täglich aus, und dennoch riechen sie nicht? Ihre Masse ist zu klein.

Alein je heißer die Luft ist, desto schwerer und unreiner ist sie. Sie drückt also theils sehr auf die Blumen, theils ist ihre Bewegung in den riechenden Theilen nicht gleich,

sondern unordentlich und gestört. Ueberdem verist die Hitze den Blättern manche wässrige Feuchtigkeit aus. Dieser Schwefel verfest den Düften den Porph. Folglich kan die Luft sie nicht so häufig ausdünsten, wenn noch dazu enge Defnungen sind, und die riechenden Theilchen werden nicht wie ein stetig Ding (continuum) auffahren, sondern obgleich die Theile, welche sich doch von der Oberfläche losbrechen, mit einem schleunigen Ruck noch das zu megen ihrer Leichtigkeit in die Luft gehen; so werden ihnen doch so bald nicht andre nachfolgen. Auf solche Art wird der Geruch schwach.

§. 9.

Die Erfahrung lehret, daß, wenn man ja länge in die Blume athmet, sie den Geruch verliere. Denn die Dünste aus dem Munde beuehru das Blatt, und hindern die gleiche Bewegung. Man vertribt dies wieder, wenn man das Blatt reibet. Denn die Dünste gehen weg, die Wärme wird gleich stark, und die Bewegung heftiger. Eben daher riechen ein Rosenstock und ein spanisch Rohr noch Schwefel, wenn man sie stark reibet.

* Boyle ließ 100 Gran Ambrä fast vier Tage frey liegen, ohne Abgang am Gewicht. Eine Unze Muscaten Erbsen verlor in sechs Tagen 1/2 Gran. Teufelsdröck, welches wir bekant, heilig salt, nur 1/2 vom Gran f. Wolfs wick. der Natur.

173 * Man folgt hier dem Krugstein in seiner Theorie vom Aufsteigen der Dünste.

des Abends ist ihre Dufst sehr lieblich. Die Insel Ceylon vertrauet mit gewissen abführenden Wunden ihre Gerüche schärfer. Man möchte ihre Gerüche schärfer. Man möchte denken, je mehr eine Blume ausdünstet, desto stärker riechet sie, kost uns nicht so schliefen. Es sind Nebenstände, die es hindern, oder erhöhen.

S. 4.

So viel ist gewiß, der Geruch der Blumen entsteht aus den Ausdünstungen der feinen Oele. Näher dürfen wir die Geruchtheilchen nicht kennen, ob sie feurig oder leicht, salzig oder schwefelicht sind. Da die Blüthen und Blätter an Blumen den meisten Geruch geben, jedes Blatt aber aus Häfchen besteht, zwischen denen in ihren Häufchen Säftelbläschen liegen: so können eben diese der nächste Sitz der Ausdünstung seyn. Denn bey verwelkenden Blüthern schwindet auch der Geruch. Man befürchte nicht durch die Ausdünstung die Verzehrung des Nahrungsstoffes. Denn 1) kan es ein Kreislauf geben, und die riechende Theile kehren wieder in ihre Mutter, wie die Dünste herabregnen. 2) Die Geruchtheile sind unendlich klein *, folglich entgegen dem

Saft, sehr wenig, und die Wurzel giebt neuen Zuckrusf. 3) Ueberdem giebt es andre Materien, z. E. wägrige Theile, Oels im Regen, die sich ansehen könnten.

S. 5.

Da die Luft das Hülfsmittel ist, das den Geruch antrahet und fortführt, (S. 1.) so ist zu schließen, daß nach der Veränderung der Ursache sich auch die Wirkung ändern muß.

S. 6.

Wenn die Luft sehr heiß ist, als im Mittag, und wegen der Durchdringung der Sonnenstralen auch noch Nachmittag schwul ist, so wird sie mit vielen Dünsten erfüllt. Diese diese warme Luft fällt auf die Blumen, und die Dünstungen ihrer Blüthen. Sie leicht also die Blüthen (S. 4.) breitet sie aber zugleich sehr aus, und reißet folglich die abgeordneten riechbaren Theilchen mit einem starken Stoß in die Höhe. Die Luft ist schwer, jene Blüthen sind sehr leicht. Also steigen sie schnell heraus, und so ist es in der Atmosphäre möglich, daß die Ausdünstung unmerklich wird, indem die Dünste zu bald von den dicken Dünsten

vergeschlingen, oder doch mit ihnen vermengt werden *.

S. 7. Diese sind daher, wie in andern Fällen die Winde, die Klüben unsers Vergnügens, und es ist kein Mittel dagegen, als daß man die Nase dages an die Blume lege, so wird der warme Odem (S. 2.) die riechende Theile näher auffangen, und zu uns bringen, die wir die Luftstrahlen bey ihrem Ausfluß dichter sind.

S. 8.

Alein es muß noch eine Ursache seyn. Man möchte einwerfen: warum gleich die Theilchen sehr schnell und gerade aufsteigen, so daß sie kein Wind nach Seitenlinien abdrühet; so würde doch durch die Hitze eine sehr große Menge derselben aufgezehret, welche die Geschwindigkeit der Bewegung hier völlig ein, und der Einwurf will nichts bedeuten. Wie viel Schwefeltheile darsen täglich aus, und dennoch riechen sie nicht? Ihre Masse ist zu klein.

Alein je heißer die Luft ist, desto schwerer und unreiner ist sie. Sie drücket also theils sehr auf die Blumen, theils ist ihre Bewegung in den riechenden Theilen nicht gleich,

sondern unordentlich und gestört. Ueberdem preßt die Hitze den Blüthern manche wässerichte Feuchtigkeit aus. Dieser Schweiß verfest den Dünsten den Paff. Folglich kan die Luft sie nicht so häufig auflösen, wenn noch dazu enge Oefnungen sind, und die riechenden Theilchen werden nicht wie ein stetig Ding (continuum) aufahren, sondern obgleich die Theile, welche sich doch von der Oberfläche losbrechen, mit einem schleunigen Ruck noch das zu wegen ihrer Leichtigkeit in die Luft gehet; so werden ihnen doch so bald nicht andre nachfolgen. Auf solche Art wird der Geruch schwach.

S. 9.

Die Erfahrung lehet, daß, wenn man zu lange in die Blume athmet, sie den Geruch verliert. Denn die Dünste aus dem Munde befeuchten das Blatt, und hindern die gleiche Bewegung. Man vertrahet dies wider, wenn man das Blatt reizet. Denn die Dünste gehen weg, die Wärme wird gleich stark, und die Bewegung bestiger. Eben daher riechen ein Rosenstock und ein spanisch Rohr nach Schwefel, wenn man sie stark reizet.

* Boyle ließ 100 Gran Ambra fast vier Tage frey liegen, ohne Abgang am Gewicht. Eine Unze Muscaten rißte verloh in sechs Tagen $\frac{1}{2}$ Gran. Teufelodreck, welches mir bekant, bestet stark, nur $\frac{1}{2}$ vom Graa f. Wolfs Wirt. der Natur.

719 * Man folgt hier dem Krugstein in seiner Theorie vom Aufsteigen der Dünste.

nen derselben wohl einsehen, daß der Stücksigkeit ihrer Länder nicht besser gerathen werden könne. Wann man solche in der Kaufmannschaft, erfahrene Männer ihre Vermählungen gemeinschaftlich treiben, so muß der Nutzen derselben sich nicht nur auf einzelne Personen und Gesellschaften, sondern auf den ganzen Staat ausdehnen. Hierzu wird noch erfordert, daß auch obrigkeitliche Personen, entweder aus ihrem Mittel oder auch andere gelehrte Männer ermuntern, aus dem Schatz ihrer Sammlungen, das Ihrige mitzutheilen. Künste und Wissenschaften sind durch den Fleiß und Einsichten der Gelehrten entstanden, und werden bis auf diese Stunde von ihnen ergänzt und verbessert. Die Handlung oder das Commerce-Wesen kan davon nicht ausgeschlossen werden. Diesen Vortheil sehen die Engländer und Holländer wohl ein, und wie reich sind ihre Einwohner, und wie groß und mächtig ihre Staaten geworden? Ich will nach meinem Vermögen nicht unterlassen, was nützlich und notwendig ist, mitzutheilen, und jezo von dem Nutzen bey dem Asien- und Holz-Handel, insbesondere beym Braucken des Holzes, das Alter der Bäume aus ihrem Wachsthum zu beurtheilen, handeln.

Es ist eine bekannte Sache, daß die Bäume anders in die Dicke wach-

sen, als die Menschen und Thiere. Wer weiß nicht, daß letztere nur bloß deswegen dicker werden, weil die kleinen Adhelen, daraus die Fäsergen der Muskeln bestehen, mit mehrerem Saftte erfüllt werden, als sie vorher hatten; hingegen in den Bäumen sich alle Jahre eine neue Rinde der Fäsergen rings herum ansetzt? Die Circul, welche sich dadurch um den Kern herum zu erkennen geben, indem man das Holz quer durchschneidet, pflaget man deswegen die Jahre zu nennen. Ich habe selbst mehr als einmahl diese Jahre betrachtet, und zu dem Ende Holz von verschiedenen Jahren oder Alter, von dem Aste eines Baumes durchschneiden, damit ich den Unterschied der Jahre betrachten konnte, indem diese Betrachtung zu allerlei nützlichen Gedanken, Anlaß giebet, die ich jezo mittheilen kan.

Auf diesem Grunde beruhet es also, wenn man von dem Alter eines Baumes urtheilen will. Wenn der Stamm unten umweit der Wurzel mitten von einander geschnitten ist, so zählet man die Circul, die man im Holze unterscheiden kan, und rechnet so viel Jahre, vor das Alter des Baumes. Auf diese Weise hat man gelernt, daß Bäume zwey, drey, bis fünf hundert Jahr alt geworden, ohne daß man nöthig gehabt hat, einige Nachricht aus alten Urkunden

herz-

herzuholen, wenn ein solcher Baum gepflanzt worden. Die sich auf diese Rechnung verlassen, nehmen an, daß der Baum so lange als er wächst, neue Jahre jährlich ansetzt.

Man ist zwar nicht zu leugnen, daß die meisten dieser Meinung verpflichten; allein man hat es doch nicht mit unumstößlichen Gründen erwiesen. Der Herr von Carlowitz giebet in seiner naturmäßigen Anweisung zur wilden Baumzucht Part. I. C. III. S. XLIII. fol. XXXVII. das Gegentheil vor. Er sagt: Es sey gewiß, wenn die Bäume bald aus ihrem reychen Wachsthum wäzen, so sehten sie wenige oder gar keinen Circul mehr an, sondern es dehneten sich nur die Circul in der Weite aus. Weher ihme eine solche Gewisheit kommt, sehet Er nicht hinzu. Ohne Zweifel wüßte sie sich in einer hinwärtlichen Beobachtung gründen, welche bey ihm doch nicht zu finden ist. Er beruhet sich nur darauf, daß man in seinem Lande es ungewis darfür halte. Eine ungewisene Meinung aber kan niemals für einen zureichenden Grund der Sache angenommen werden. Es bleibt daher noch unangewacht, ob ein Baum, so lange als er lebet, d. i. in seinem Wachstume verbleibet, Jahre ansetze oder nicht.

Es wäre indessen doch sehr nützlich, wenn wir es gewis wüßten. Es würde uns ein Licht geben, wenn

die Frage sollte entschieden werden: Ob die Jahre schon alle im kleinen vorhanden wäzen, und nur groß wüchsen, oder ob sie aus dem Saftte, der zwischen der Rinde und dem Holze hinaus steigt, von neuem erzeugt wüorden? Wenn es erwiesen werden könnte, daß sie aufhöreten anzusetzen, so wäre die erste Meinung unstrittig und richtig. Denn, da der Saft beständig zwischen der Rinde und dem Holze hinaus steigt, so lange der Baum lebet, so wäre im andern Fall keine Ursache vorhanden, warum der Wachsthum der Jahre aufhören sollte. Ob es nun wohl beschwerlich seyn würde, in Bäumen die etliche Secula alt wüorden, Beobachtungen anzustellen; so könnte es doch gar leicht in solchen Holze geschehen, das nicht gar alt wird. Diese Kenntniß würde grossen Nutzen haben. Z. E. man würde wissen, welche Bäume sich am besten zu dauerhaften Masten schicken. Denn das Holz von weiten Jahren, wird für besser gehalten, als welche einige Jahre hat. Bauholz ist am besten um so Sabian Ecbasian zu fallen, und zwar in abnehmendem Munde, damit es nicht bald würmig werde. Alles Holz muß ehe es verarbeitet wird, wohl angetrocknet seyn, damit es sich nicht weise, schwinde, oder Risse bekomme. Hierzu werden drey Jahre erfordert, und daß es unter einem

Verdeckt im trocknen liege. Das Holz so an hohen trocknen Orten und gegen den Mittagswind erwachsen, ist fester und dauerhaftere, als das, so auf einem niedrigen und feuchten Boden, gegen den Abendwind gestanden. Sollten gründer Kaufleuten diese Anmerkungen schon bekannt seyn, so

würden sie ihnen doch Gelegenheit geben können, diese Materie weiser zu erforschen. Denen Moistenwradern, und Baumeistern kan es zum Unterricht dienen beyrn Holzfällen und Wradern der Masten. Meine Absicht dabey ist keine andere, als dem gemeinen Wesen zu dienen.



... dem ...

... dem ...

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Zweyte Fortsetzung Der Blütenlehre. (Siehe XIII Stück.)

Nachdem von einigen Liebhabern der Blumen nach diesen Blättern wiederholte Nachfrage geschahen; so haben wir zu deren Befriedigung die Blütenlehre, so weit sie in unsern Händen ist, heute mittheilen wollen. Wißbegierige Leser werden wohl ehun, wenn sie sich die Anmerkungen der folgenden Classen gut bekannt machen. Wir besetzen zugleich im XIII Stück, Seite 100, auf der andern Columne Z. 4. das Pannassergras, welches Parnassergras heißen muß. Es folget also:

X. Zehnte Classe.

Zehn Männchen.
 1) mit Einem Weibchen.
 a) Einblättrige: Der Nierenbaum oder die Elephantenlaus; der Rehlbeerstrauch; die Andromeda, deren fleischfarbige Blümchen dem Mayblümchen an Gestalt gleichen, und immer das Köpfgen hängen. Es ist ein wilder Rosmarin von kleiner Art; In unsrer Gegend wächst eine Sattung, drey seitlere aber weitet gegen Norden.
 b) Regillait Fünfblättrige. Der Indische Molle oder der Mosirbaum; der Wendack oder Schnellägelchenbaum, auch Schäferbaum genannt; der Paternosterbaum; das Blutholz oder Campeschinholz; der große wilde Rosmarin, dessen Geruch die Notten und Wangen vertreibt, und dessen mit der Borleinrinde destillirtes Del dem Russischen Juchten den Geruch giebt, und bey uns Poro heißet; die Amerikanische Strachelbeere, Schwarzmaul genant; die Stachelnuß oder der Burzeldorn; das heilige

lige Holz oder Franzosenholz; die Weinraute; die Bohnenlapern;

c) Irreguläre Fünfblättrige: der Holzmangold, und das staudigte Wintergrün. Das Berg-Eichenholz; der Judasbaum; der Pfauenschwanz; die röhrichte Cassia; die Samenblätterstaude; der Dipsam.

2) mit zwey Weibchen,

a) Einblättrige: die Afrikanische Blasenruß.

b) Fünfblättrige. Alle Garten-Wiesen-Feld-Carrhäuser-Pech- und Federnelken; die Gewürznelke gehört in die dreyzehnte Classe) das Seifenkraut; der Seindreß und rundblättrige Bergamot; die Bischofsmütze.

c) Ohne Blätter: der Kramel mit weißer Blüte, an dessen Wurzel ein Insekt hängt, welches hochroth färbt soll.

3) mit drey Weibchen.

Fünfblättrige: die Kirsche von Barbados; das Rothholz; der Weizenroggen-Hünerdarm; das weiße Wehen; die Thier- und Pechblume; das kleine Sandblümchen; das Sternblümchen.

4) mit fünf Weibchen.

a) Einblättrige: das Nabelkraut; der Saerkerlee, Schafampfer, oder Herz-Hasen- und Guckzackler.

b) Fünfblättrige: die Rhoeo; das Hauslauch, scharfes und gelindes; das Wundkraut; der Berberbaum;

das hörnichte Nesselgras; das Mausohren; der Knöterich; die Spinn- oder Guckzackblume, haben eine Art in der 22ten Classe vorkommt.

5) mit zehn Weibchen.

Der Amerikanische Nacheschatten mit fünfblättriger Blüte.

XI. Elfte Classe.

Zwölf Männchen.

Anm. In diese Classe gehören alle Blüten, die 11 bis 19 Männchen haben. Die fremden Gewächse in derselben haben noch keinen deutschen Namen, und wenn wir auch einen dazu hätten, so wär sie doch nicht zahlreich.

1) mit einem Weibchen.

Die wilde Rorbe oder Haselwurzel.

2) mit zwey Weibchen.

Die Obermenge.

3) mit zwölf Weibchen.

Das hochwachsende, und das wollichte grosse Sempervis oder Hauslauch.

XII. Zwölfte Classe.

Zwanzig Männchen.

Anm. Diese Classe beobachtet ebenfalls die bestimmte Zahl ihrer zwanzig Männchen nicht genau, sondern hat größtentheils mehrere, ja bis über dreißig. Doch unterscheidet sie sich von der folgenden durch

darinnen Viel Männchen vorkommen, allein dadurch, daß hier die unterste Spitze des Blumenblats und die Männchen in dem Rande des Einblättrigen gerandeten Kelchs feste gewachsen. Die Früchte sind theils Beeren, theils Kern- und Steinobst, alle gesund und wohlschmeckend, dahingegen in der folgenden Classe sich manche verdächtige Gewächse finden.

1) mit einem Weibchen.

a) Einblättrige: der Seerapbaum.

b) Vierblättrige: die wilde Orangenblume, oder unsre deutsche Jesminblende in Gärten und um Samenständen.

c) Fünfblättrige. Der Vogelkirschenbaum, oder die Traubellische, auch Kirschlorbeerbaum. Wir geben ihm unbillig bey uns den Namen: Faulbaum. Alle Arten der zahmen und wilden Kirschen; die Arten der Pflaumenbäume und Spillingebäume; der wilde Pflaumenbaum oder der Schwarzdorn mit seinen sauren Früchten, den Schlehen; der Aprikosenbaum mit kleinen und grossen Apfel; der Mandelbaum; der Persichbaum; der Amarellenbaum; der Brancapfelbaum; der Myrtenbaum; die malabarische Pomeranze mit länglichen und mit runden geraden Früchten.

d) Vielblättrige: die Indianische Feige; der Dornapfel, oder die Melonendistel; die Fackelblume, davon eine sehrwärtige Zeichnung in der kostbaren Millerischen Pflanzensammlung sich befindet, welches theure Buch der Elternmann der schwarzen Häupter, Herr Grafer nach seiner edlen Bestimmung gegen die Werke des Verstandes und Wises sich angeschafft und uns dasselbe wohl gedrauchen lassen.

2) mit zwey Weibchen.

Fünfblättrige: der Weisdoen oder Speerbaum, weil seine Beeren Speerben d. i. Sorben heißen.

3) mit drey Weibchen.

Fünfblättrige: der Ebereschen Vogelbeer- oder Holbeerebaum.

4) mit fünf Weibchen.

Fünfblättrige: die Spierlaube; der Buchsart; der Giesart oder die Wiesenschnitt; der rothe Steindreß oder die Zillpendel; der zahme und wilde Nieselbaum; alle Arten der wilden und zahmen Apfel- und Birnenbäume; der Quercenbaum.

5) mit vielen Weibchen.

a) Vierblättrige: die Vermenisse, die an ihrer vierblättrigen Blüte erkannt wird.

b) Fünfblättrige: Alle Rosen, zahme und wilde nach mancherley Farben, also auch die Hagebutte. Die Rosen haben oft bis achtzig Männchen. Sie gehören aber doch in diese Classe, weil die Männchen im Kelche ange-

wachsen sind. Die Erdbeere und die mit ihr verwandte Maulbeere; die Himbeere; die Brombeere; die Akerbeere und die Schöllbeere. Die rothe Benedicten- oder Caraffelwurzel; das Fünffingerkraut in Sümpfen; das gewöhnliche Fünffingerkraut, und eine Bastartart desselben; das Gänsblümchen.

c) Vielblättrige. Die Bergedebete mit dem Samandereisblatt, und der weissen Erdbeerensblüte.

XIII. Dreyzehende Classe.

Viele Männchen.

Anm. Der Zahl nach ist diese Classe die angreichste. Es sind Blüten darinne, die kaum 15 Männchen haben, als der Portulack und die wilde Syrische Rauke, daher diese von einigen Kräutergeschreibern zur ersten Classe gerechnet werden. Weil auch etliche ihre Männchen im Kelche zu haben schämen, so stehen sie noch einigen Blumenkennern in der zwölften Classe. Mit Zug gehören keine andere Blüten hieher, als die ihre Männchen im Fruchtbehältnis haben, nicht aber im Kelche selbst. Die, deren Farbe unangenehm süsse, werden einer schädlichen Eigenschaft beschuldigt.

1) nur einem Weibchen,
2) Einblättrige; das Sonn- oder

Jüßkraut; der Egnpische Schoten-dorn; die echte und unechte Wolfemilch; der Seidenwollenbaum.

b) Vierblättrige. Der Mammelbaum, welcher Birnen trägt. Das Schöllkraut mit; Drangegabeln bitterer Saft, oder große Schwalbenkraut und dessen Gattung der gelb und roth blühende Hornmohn; alle Arten Mohn; die Klößkrose; der stächliche Mohn; das St. Christophelkraut; der Indianische Nostybaum; die Capernstaude; der Gummi-guttabaum; die wahre Gewürznelke; und der Knoblauchbirnenbaum mit irregulärer Blüte.

c) Fünfblättrige. Das Buzelkraut oder der Portulack; der Amerikanische schwarze Pflaumenbaum; die Linde; das Cistuzröschen; das Sonnenblümchen oder der Zwergreisus; die Induspappeln oder das Nuckkraut; der Balsambaum; die wilde Syrische Rauke; die Sattelblume.

d) Sechsbilättrige. Die Pfefferstaude, die einem weissen Rosenstock mit kleinen Blüten gleicher. Die Pfefferblüte hat bis 200 Männchen.

e) Vielblättrige. Das Brasbäumchen von Hispaniola. Das Amerikanische Blutkraut; das Virginische Fußblatt; die weisse und gelbe Seerpuppe oder Nixblume, die auch die Wasserlurpe heißt.

2) mit zwey Weibchen.

Fünfblättrige. Die Paoine oder Sictrose. Sie hat gar drey bis fünf Weib-

Weibchen, deren Zeichen an der Spitze gefärbt sind.

3) mit drey Weibchen.

a) Fünfblättrige. Das giftige Eisenhütchen, oder der Sturmhut mit gelber, rother und dunkelblauer Blüte. Der Kapell oder die Teufelswurzel. Der Rittersporn mit allerley gefärbten Blumen. Er hat oft nur ein Weibchen, mit 15 bis 30 Männchen. Der gefüllte in Gärten hat nur einen kurzen und weissen Sporn.

b) Sechsbilättrige. Das Hornkraut oder der Felsbroden; das Färbegras oder der weiße Blüte.

4) mit fünf Weibchen.

a) Einblättrige; die Mittagsblume mit ihren Arten, deren Blüte sich sonderlich um die Mittagszeit öffnet. Sie ist ein Feigengewächs, mit zahlreichen haarigen eingeschweiften Blütenblättern, und dahin gehört unsere Lobblume in Köpfen.

b) Fünfblättrige. Die Jungfer im Bräun oder der Schwarzstämmler. Die Blume hat keinen Kelch, statt dessen aber acht Saftblätter mit zwey Lippen. Die Akeley. Sie hat eigentlich zehn Blumenblätter, an denen fünf gehörte Honigruben sich befinden. Das Weibchen wird von zehn Spreuhäusen umgeben.

c) mit sechs Weibchen.

Der Soldat, oder die Wasser-Aloe mit drey Blumenblättern.

d) mit vielen Weibchen.

a) Vierblättrige; die Wiesens-

Die Männchen an ihr sind purpurrothlich und die kleinste Art derselben ist ohne Geruch. Die Waldrebe oder das Brennkraut, weil sein Saft ehend ist und Blasen ziehet.

b) Fünfblättrige; Die schwarze Niesewurzel. Sie hat keinen Kelch. Die Blumenblätter sind rundlich und groß, der Saftgruben viele. Die Eperesblöcke stehen zusammen gepreßt, und die Zeichen der Weibchen sind etwas dick; Die Calthe, oder Dotterblume, auch Schmeereblume genannt. Sie ist im Frühling die erste gelbe Wiesenblume an feuchten Orten. Der glänzende Kanunkel oder Hanensfuß, die häufigste Wiesensblume durch den Sommer, dazu das kleine Schöll- oder Schwalbenkraut gehört, und eine Art Kanunkeln von feuerrother Farbe, die das Flämmchen genannt wird.

Anm. Nach der neuesten Blütenlehre müssen alle Kanunkeln, außer den verwelkenden Kelch an dem untern schmalen Ende ihres Blumenblatt ein Honigrübchen haben, es sey dasselbe ein Schüppchen, oder ein Schälldchen, oder sonst eine Vertiefung. Was dieses Kennzeichen nicht hat, ist aus der Reihe der Kanunkeln aus jeder ausgeschloffen. Die gefüllten mannscharbig in Gärten Kanunkeln verzeuignen ihr Geschlechter.

c) Sechsbilättrige. Die Anemone, die erste weisse Waldblume im Frühjahre. Sie ist ohne Kelch und ohne Ho-

niggrüblchen, und heißt also unrichtig der weiße Mannkohl. Ma ihr kommt zu gleicher Zeit die Küchenfelle hervor, mit deren blauen rüsselförmigen Blecke die Distelger gestärkt werden, und die deswegen auch die Distelblume heisset. Das edle Leberkraut; das Adamsbecken; der Glaschenbaum oder Eweckrempel.

d) Vielblättrige. Die Trollblume, welche man gewöhnlich den kuglichten Ranunkel nennet, die aber ons Mangel des Reichs und des Sossgrüblchens diesen Namen nicht behaupten kan.

XIV. Bierzehende Classe.

Zwey starke
und

Zwey schwache Männchen

Zum. Hier stehen hinter zwey kleinen, die beiden großen Männchen und schließen ihr Weibchen in die Mitten ein. Eine Menge Blumen in dieser Classe trägt meistens vier unbedeckte Saamenknoten ohne Fruchthülse. Das Weibchen, das nur in jeder Blüte Eins ist, hat gemeinlich einen langen schlanken Leib, und darant ein doppelt getheiltes umgebogenes Zeichen. Die Blumen sind einblättrig, doch irregulair, und heißen, weil sie gleichsam einen kleinen Rachen auf-

sperrten, Lippenblümen. Ihr Reich ist einblättrig, schräg, doch mit fünf, oft mit wöhnigen Einschnitten versehen. Die Blumen stehen größtentheils gerade, nur am Ende sind sie unter einem spitzigen Winkel gebogen; damit das Staubnehl zum weiblichen Zeichen gelangen könne, und nicht vom Regen abgesprüet werde. Die Blüte ist meistens wohlriechend, und starrt das Haupt, die Krone des Krans aber steckt in Blättern. Das schönste Exempel diese Classe zu seihen, giebt die überall vorkommende weiße taube Nessel, in deren Entstehung auch die rothe. Oben an den weissen Männchen gucken die schwarzen Anteren hervor, wie die kleinen schwarzen Augen aus einer Doche.

Die Blumen, welche ihre einzeln oder mehrere Saamenknoten mit einer Hülse bedecken, müssen sich gleichfalls nur mit Einem Weibchen befehen.

Eine Lippenblume beköme noch ihrer Oberlippe auch wohl andre Namen. Die Oberlippe ist manchmal wie ein Helm, und die Unterlippe wie ein Bart gestalter. Das Leinkraut, das Ihmenmaul, und die ihnen ähnlichen werden Larvenblümen genannt. Es folgen also die

1) mit

1) mit unbedeckten oder kahlen Saamern.

Diese haben alle Eine Lippe.

Das Heilmkraut oder Fieberkraut; die Moludische Melisse; die weiße und rothe taube Nessel; alle feigige und krause Münze, samt der Rosmünze und Ackermünze; die Veronica in Gärten und auf Wiesen; der schwarze Andorn; der wilde Honig; der Drachekopf; die türkische Melisse; der niedrige oder unechte Andorn; die Rospole; der Majoran; die Dolken oder der Wohlgenuth, ein wilder Majoran; der Jop; das Bichkraut oder Beschrenkraut; der Sower, oder das Wurfskraut; die Kagenmünze; die gelbe Salbey oder der Salbeybaum; der Lavendel; das Stöckkraut; der Gundermann und die Gunderbe; das Baumgamanderlein; die Verggole; das Kagen- oder Amberkraut; das Gamanderlein oder der kleine Warbengel; das Schloßkraut, oder der Erdspin; die wilde Salbey mit Knoblauchs Geruch; der Hüffel oder Hüffelgüffel; der Amerikanische Löwenschwanz; das Herzgespann oder wild Mutterkraut; der weiße Andorn und der Wirbelbistam; die große Waldmelisse ohne Geruch; der Wirbelbest oder die wilde Dausülze; die Brunelle oder der Borsheil; der Thymian; der Anandel; die zahme Melisse oder das Citronenbair; die Calaminthe oder Vergmünze; die stäubige Heckennessel; das Scharlach-

kraut oder Muskatellerkraut; der fremde Thymian mit holzigem Stengel; die Dausülze in Gärten und Lössen.

2) mit bedeckten Saamern.

a) und regulair Einblättrige Blüte:

Des Linnäi Kraut.

Zum. So pflegt der größte Kräutergerlehete der Ritter Linnäus selbst seine noch ihm benannte Pflanze im Schwedischen auszudrücken. Fast alle Classen haben ihre Kräuter, die nach dem Namen ihres Erfinders oder eines um die Kräuterkunde verdienten Mannes betitelt sind, weil sie noch keinen eigenen Namen hatten. Weil sie ebenfalls auf deutsch nicht zu nennen wärent, so hat man in dieser Blüthenlehre solche gar übergangen. In dieser Classe kommen sie insbesondere häufig vor, davon wir glauben, daß es dem lateinischen Ausdruck näher komme, diese Blumenamen in Deutschen als Frauenzimmernamen anzusprechen. So würde man sagen müssen: die Linnäusin; die Buchnerin; die Smelinin; die Volkamegin; die Hebensteirin; die Brownallin; die Celsusin; die Gesnerin; die Hallerin; die Login; die Brulerin; die Dodartin; die Knel-

lin; die Bartfin und andre mehr. Wir würden mit größtem Rechte auch eine Fischerin haben, wenn nicht unser Herr Archiater nach ihrer Bescheidenheit bey den Botanikern diese kleine Ehre von sich abgelehnet hätten.

b) mit irregulärer Blüte: das Heilerkraut; der Calabassenbaum; der Amerikanische Pfefferbaum; der Leberbalsam.

c) mit doppelter Lippen: das Anblat oder Schuppenkraut; der Deckkuch- oder Wachselmeigen, welcher unter den Rocken das Brod blau färbt und ungesund macht. Eine Art desselben hat dunkelblau gefärbte Stengelspitzen, auf welchem die gelbgelbe Blume trocken ab-

sticht; die Nacht und Tag heißt. Der Honenkamm; der Elephont; der Zugentrost; die Sommerwurzel oder der Erdenwürger; der Drachensfinger; das Bieberkraut; das Krebskraut; das Löselkraut; das Cornulentkraut; die wilde Olive aus Barbados; die Weanwurzel oder das Knotenkraut; das Kalbsauge oder Löwenmaul; das Horn-Flachs- oder Teinkraut; der Fingerhut; die indianische Trompetenblume; das Seifenkraut oder der Veslane; der Keuschbaum, oder das Leusche kamin; die welsche Bärenklau.

d) Vierblättrige: die Honigblume aus Aethiopien, weil in ihrem Honigsache ein süßer Saft liegt. Ihr Kelch ist fünfblättrig.

(Die Fortsetzung künftig.)



Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1763.

Stehende Fortsetzung

Der Urkunden

aus dem

CODICE DIPLOMATICO POLONIAE,

welche

die Geschichte von Liefland erläutern.

(Siehe XI. Stück.)

Leser, denen es um die Geschichte des Vaterlandes zu thun ist, werden bisher wahrgenommen haben, daß schon die alten Ordensritter in Liefland gegen ihren Beschützer in Rom, den Pabst, nach dem Ausdruck der Geistlichen viele Zaubereysünden begangen, obgleich alle seine geistlichen Söhne und häßlichen Kinder hießen. Die geschäftige Sorgfalt des Römischen Hofes für das Interesse der Clerisy war immer dem Orden ansäßig und ärgereulich. Bey der zu weiten Entfernung dieses Schutrichters verlo-

der Orden das seine Gehör, und erinnerte sich der Ordensregel, daß er das Schwert nicht unseufft trage. Schon war derselbe auf dem Sprunge, sich ein eigen Consistorium zu errichten. In wie weichen Pantofeln aber, und wie leise mußte Ihro Päbstl. Heiligkeit nicht ihre Schritte gegen die Brüder thun, wenn Sie diese Spaltung verhüten wollte! So lange die Klagen der Rigischen Geistlichkeit den Erzbischöfen und großen Prälaten zur Untersuchung, Execution und Subsecution überlassen wurde; so lange konnte der Orden seinen billigen

billigen Richter erwarten. Er wandte sich einigemal an seinen weltlichen Schutzherrn, den Kaiser, aber auch den wußte die Geistlichkeit bald zu finden, weil aus ihrer Mitte die höchsten Personen um den Kaiser waren, die in den Concilien das Sacerdotium spielten. Es blieb ihm also nichts mehr übrig, als das Rauche auszulehnen. Weder der Pabst noch der Kaiser konnten ihn aus Riga mehr heraus bringen. Wir kommen nun wieder auf unsere Urkunden.

In der vier und funfzigsten Urkunde, datirt beim Heil. Peter zu Rom den 27 April 1366 ertheilt Pabst Urbanus V. im vierten Jahr seines päpstlichen Sises dem Erzbischof und Nigischen Capitel für ihre besondre Devotion gegen den päpstlichen Stuhl einen Gnadenbrief, kraft dessen selbige, wenn sie nicht in der Güte wollen, weder insgesamt noch insbesondere in einzelnen Personen vor das Apostolische Gerichte gezogen werden können, es müßte dann ihrer ganz eigentlich in dem päpstlichen Breve Meldung geschehen. Was künftig darinne verheben werden müße, wird für null und nichtig erklärt.

Die fünf und funfzigste Urkunde ist ein offener Beweis, wie

glücklich der böhändische Clerus aus der Kaiserl. Kanzeln die nachdrücklichste Empfehlung erschleichen können. Kaiser Carl der IV. wehrt in der Urständischen Chronik zweiten Theil S. 108. durch einen Druckfehler der VI. geworden, er suchte und ermahnet seine geliebtesten Brüder, die Könige von Dänemark, Schweden, Norwegen, und Pohlen, befehlt auch und gebietet den Herzogen von Stettin und Mecklenburg bey Erhaltung seiner und des Heil. Röm. Reichs Gnade, daß einer von ihnen oder zwei, so bald sie dazu erfordert werden, dem Erzbischof Dromhold und dessen Capitel aus Kaiserlicher Vollmacht treuen Beystand leisten. Wer die geringste Mine zu ihrer Kränkung macht, soll ohne Nachsicht zu der in ihren Privilegien ausgedruckten (expressatas) Strafe angehalten werden. Ergeben zu Prag 1366. den 23 April in der vierten Indiction.

Der Kaiser fügt etliche Einschlässe dabei, und versichert in diesem Rescripte gar stark, daß unter den rühmlichen Regimentsjahren ihm keine mehr tägliche Bekümmerniß mache, als die Sorge für die Ehevürdigen Kirchen und Kirchenspersonen, weil sie sich dem Gehorsam des himmlischen Kayers anspieren, die

die er bezwogen aufs mächtigste schützen wolle.

Bei dieser Gelegenheit bestätigt und erneuert er das angeführte Privilegium, in welchem der Bischof Albert vom Römischen König Zeinrich die Freiheit erhielt zu münzen, und eine Stadt zu Riga und andrer Orten, wo es nöthig, anzulegen. Die gar zu nachdrücklichen Clauseln dieser Bestätigung, die Androhung allerhöchster Kaiserl. Ungnade und die angeführte Strafe von hundert Mark reinen Goldes machen der Nigischen Geistlichkeit großen Respekt. Es war aber der Bischof Johann von Leuromüßel Kaiserl. Postkanzler damals, der in Abwesenheit des Erzbischofs von Mainz, als Reichskanzlers durch Germanien diese Bestätigung versiegelte. Doch geschähe die Versiegelung in Versen vieler sonderlich Römischen Prälaten, Herzoge und Grafen mit dem großen Kaiserl. Insegel (typario) und zwar in einer güldnen Capfel oder Bulle, (sub bulla aurea) den 1 Septemb. 1356 zu Prag.

In dem zweiten Einschluß bekräftiget der Kaiser nicht nur das vorige, sondern erhebt auch mit ausgeführtesten Worten seine Kunst gegen den Erzbischof Dromhold und

gegen die Metropolitankirche zu Riga. Er ergänzt alle Bedrohungen, die den vorigen Privilegien etwan anhängen mit Kaiserlichem Ansehen. Es ist ein Glück, daß die Clausel noch dabei steht: doch unbeschadet anderer Rechte. Er spricht der Kirche alle von den Ungläubigen erwordene Güter zu, und das dominium vtile. Nur das dominium directum und das Recht der Obergewalt bewahret er für sich, für seine Nachfolger im Reiche, und für die Römischen Könige gänzlich und allein. Es darf niemand in Stifftischen Gebiete, Schößter, Vestungen und Schanzen anlegen, ohne des Erzbischofs Einwilligung, widerwills muß der Erbauer auf eigene Kosten sie niederreißen und zerstören. Der Erzbischof, wie auch seine und der Kirche Leute können in ihren Ländern frey passieren und ihre Sachen abführen ohne Ungelder, Bölle und Geleite. Wer dawider frevelt, reißt muthwillig den Strahl Kaiserl. Ungnade, und verfällt für seine Person in die allerhärteste Leibesstrafe. Da sonst die Geldbuße gewöhnlich nach Marken angelegt wird, so ist hier eine Pöen von 100 Pfund reinen Goldes bestimmt, dabon die eine Hälfte dem Kaiserl. Fiscus, die andre der Kirche zu Riga zufällt. Dieser Schußbrief ist gleichfalls mit einer güldnen Bulle und dem großen

fen Stempel verzieret, auch in Gegenwart vornehmer Prälaten, Herzoge und Böhmischen Herren zu Prag den 11 Jun. 1360 ausgestellt worden.

Die sechs und funfzigste Urkunde ist ein Landfriede (Pax latruncularum) den der Ordensmeister Wilhelm von Ernersheim und der Landmarschall Andreas v. Sternberg mit den Königen Olgerd und Keystuten von Lithauen Sontags vor Martini 1367 zu Riga versiegelt. Es waren dabey die Comturs von Segewolde, Mitau, Doblen und der Vicecomtur von Riga. Von Seiten der Lithauer handelte Olgerdens, Prinz Wol demar samt den Herzog von Strippeken und Wassewist und der König Keystuten. Der Landfriede fängt sich an von Artful, wo des Strippeken Friede sich endiget, und erstreckt sich längst der Düna bis an den Bach Egelow, und von da bis Vizepost, dergestalt, daß in diesen Friedensgrenzen weder von Seiten des Ordens noch der Lithauer Schnaphane (Latrunculi), die Straffe paffiren, wohl aber der Meister und Landmarschall frey durchziehen können, wohn sie wollen, es sey mit einer kleinen oder großen Heeresmacht. Eben diese Freiheit wird den Königen Olgerd und Keystuten zugesandt. Wenn

beiden Königen dieser Frieden nicht mehr ansetzt, so müssen sie solchen in Riga aufkündigen, und in gleichem Fall spud der Orden die Aufkündigung in Wilna. Keiner aber von beyden Parteien soll alddenn innerhalb vierzehn Tagen Feindseligkeiten verüben.

Der Name des Ordensmeisters ist hier wohl schlecht gelesen, der ein Herr von Ernersheim war. Es ist freylich zu bedauern, daß die Sammler dieser Papiere über die Originale, und sonderlich die eigenen Namen zu häufig weggesprochen sind, und der litländischen Historie unkundig gewesen.

Man denke indessen nicht, daß diese Schwachheit den litländischen Urkunden, als epidemisch anfänge. Wir finden, wie in andern Reichen, so auch in den wichtigsten Documenten des deutschen Reichs dergleichen Abänderungen. So heist zum Exempel im Sachsen-Spiegel, ein Heinrich von Bertraleben in einer Augspurgischen alten Ausgabe Zerning von Retzelewe, bey Wolf Lossen, Heinrich von Bertraleben, bey Goldastien, 3. von Bertraleben, bey Copringen, 3. von Bertraleben. Wie oft, sind die Namen Bach, Beck, Büch, mit einander verwechselt worden!

In

In der sieben und funfzigsten Urkunde, die von Urbanus VI. zu Rom bey Heil. Peter, den 9 Aug. 1379 versiegelt worden, nimmt dieser Pabst die Klagen des Erzbischofs Drombold sehr umständlich auf. Wir können aber kaum glauben, daß Drombold die Sache so angebracht, als sie in der päpstl. Dataria niedergeschrieben worden. Wenigstens wird sie wohl vielen Geschichtskundigen unbekannt vorkommen. Der Erzbischof Drombold hatte nehmlich dem päpstlichen Hofe vorgestellt, daß einige Erzbischofe, Bischöfe, Prälaten, Clerici und Kirchenpersonen sowohl mit, als ohne geistlichen Orden, die gleichen einzige Herzoge, Margrafen, Grafen, Freyherrn, Edelleute, Ritter und Lappen, fernter die Gemeinden in grossen und kleinen Städten, Schloßern und Höfen, wie auch einzelne Personen in Städten und Stiften das Seinige hätten weggenommen und wegzunehmen lassen, und zwar alle seine Schloßer, Höfe, Länd, Häuser, Besitztungen, Rechte und Berichtsbarkeiten, imgleichen seine Nutzungen, Einkünfte, Gefälle, einige bewegliche und unbewegliche Güter geistliche und weltliche, die dem Erzbischof selbst und der Erzbischoflichen Diöcese zugehörten. Alles dies behielten sie nicht nur unrechtmäßig, sondern gaben auch noch den Ueberväلتigern gütigen Rath

und Hilfe. Es einige von den Städten und Stiften, die sich nicht schreueten den Namen Gottes unnützlich zu führen, thäten dem Erzbischof noch tausend Verdruss, Schimpf und Schaden an.

Dieses ungeheure und übertriebene Anbringen wird nachdrücklich und vollständig wiederholet, aber auch das schwächste Mittel ergriffen, solchen Unfug, wenn er wirklich wahr wäre, abzuhelfen. Der Pabst rescribiret an die Bischöfe von Dörpt, Rastenburg und Havelberg, daß sie sich als Schutz- und Commissionsherren auf 10 Jahr bestellet wären, sie die Sache kurz und gut abmachen und dem Römischen Hofe hiörlinglichen Bericht davon einsehen sollen. Keine kleinere Mauth hätte aus diesen so schwer freisenden Bergen können herauskommen!

Die acht und funfzigste Urkunde meldet uns einen auf 11 Wochen gegebenen Waffenstillstand zwischen dem Orden und dem Großfürsten von Lithauen (magnum regem Lettonia) Jagello, dessen Inhalt wir ganz hieselbst anführen. Allein und jeden sey hiermit kund, daß Wir, der Meister von Litland mit Rath und Einwilligung Unserer Gebietiger durch Unsern Deputierten

N 3

(Nun-

(Nuncium) Hertmann, zwischen Uns und Unfern Lande, und zwischen den Großfürsten Jagello von Litthauen und seinem Lande, wie auch denen von Polocz, (Plotzeck) Friede und Stillstand machen lassen, der bis auf Pfingsten dauern soll, dergestalt, daß vorgesagter König Jagello entweder zu Fuß oder per eurociniurn proprie Stroderie aus unsern Landen nach seinen Landen und dem Poloczischen frey passieren kan, und wir seinem Lande keinen Schaden vor Pfingsten thun wollen. Gleichfalls sollen auch Wir aus Lief- und Curland vor dem König Jagello und seinen Leuten und vor denen von Polocz sicher seyn, dergestalt, daß kein Kriegsheer zu Pferde oder zu Fuß, oder per eurociniurn, eigentlich Stroderie aus des Jagello Landen und denen von Polocz nach Lief- und Curland gehen, noch unsern Ländern Schaden zufügen soll, sondern es soll dieser Friede und Stillstand zwischen Uns, und Unfern Lief- und Curland, und zwischen den König Jagello, seinem Lande und denen von Polocz bis auf Pfingsten fest gehalten werden. Von diesem Frieden und Stillstand aber soll der König Keyßtzer, dessen Land und Leute, und die von Samoyten gänzlich ausgeschlossen seyn, weil wir mit benedicten Keyßtzer und den von Samoyten keinen Frieden ha-

ben wollen. Zum Zeugnis der Sache ist unser Insegel angehängt. Gegeben aus unserm Schloß zu Rigga, 1380 Tages nach Oculi.

Was die Worte per eurociniurn eigentlich Stroderie für eine Uebersetzung leiden, darüber bitten wir Freunde, die der Litthauischen Verfassung und Sprache kundig sind, um die Auflösung.

Die neun und sechzigste Urkunde ist ein Instrument mit 3 Insejeln über eine gerichtliche lehnshandlung, welche auf einem Convent der lehnsmänner der Rigischen Kirche mit einem Vasallen Henniken Pykerer vorgenommen worden. Sie verdient vor andern Urkunden unsere Aufmerksamkeit.

Im Jahr 1385 in der 8ten Indiction den roten Jenner ungefehr um die Wespstunde im 7ten Jahre der päpstlichen Regierung Urbans des Vten versammelten sich auf Befehl des neuen Erzbischofs Johann zu gewöhnlicher Zeit der Probst, die Domherren und lehnsmänner der Rigischen Kirche, als am nächsten Sonntag nach Epiphania. Gleich entstand zwischen dem Erzbischof Johann und seinem Vasallen Hennike Pykerer ein heftiger Disput über wichtige Punkte. Ein Wort gab

gab das andre und weil dieser Streit nicht vor Gericht geschähe, die Worgankerey kein Ende hatte, der Tag aber kurz war; so mußte der Handel bis auf den andern Tag ausgesetzt werden. Tages drauf frühe setzte sich der Ritter Bartholomäus von Tiefenhausen auf dem Richterstuhl, und hatte 2 lehnsmänner der Kirche bey sich zu Assessoren, einen Andreas Kegel und Wolde marn von Rosen, seßhaft auf Rosenbeck. Von Seiten des Erzbischofs ward wieder Henniken angebracht, daß er sein Patrimonial lehnzuth nach seines Vaters Absterben zu gehöriger Zeit, wie es im Rigischen Statute gebühlich sey, mit Fleiß und aus Eufensinn, nebst seinem Bruder Otto, von seinem Herrn zu fordern verabsäumt und sich verkleinerlich gehalten, da doch dessen Vater und Väteren es nicht so gemacht, indem sie dos lehn, welches sie von ihrem Herrn getragen, hätten pflegen noch vor Verfiessung des Lehms zu fordern und entgegen zu nehmen. Der Erzbischof ließ daher bitten einen Spruch zu thun, und gerichtlich auszumachen, ob Henniken dergleichen Vernehmlichung und Verachtung wegen sein lehn verlohren habe, oder was das Rechte mit sich bringe.

Henniken wollte sich auf eine gerade und genau Antwort nicht

einlassen, sondern suchte sich mit einigen Ausflüchten durchzuheulen, und gab vor: Sein Herr habe ihn noch nie aus seinen Conferenzen, Uebertugungen, Tractaten und Rathschlägen ausgeschlossen, sondern er sey bisher, so wie andre Vasallen, bey allen entscheidenden Urtheilen mit zugegen gewesen. Der Erzbischof habe ihn nicht nur zu seinen Unterredungen, sondern auch zu seinen Erzählungen sowohl bey der Tafel, als andernorts mit gezogen, überdem ihn auch in dessen Heere eine vornehme Stelle gegeben, davon er Oberster (principalis feudo) bandorum sine vexillo mit Banner- oder Fahnenlehn gewesen. Wenn das alles ihm nicht heissen noch ihn bey seinem Rechte schätzen könnte, so müsse sein Herr wissen, daß er ehemals sein lehn gesodert, und von ihm habe belehnet seyn wollen, der Herr Erz-Bischof habe aber zur Antwort gegeben, er solle in seinem Rechte nicht übergangen werden, sondern vielmehr bey seinem Rechte bleiben.

Der Erzbischof leugnete dieses mit einem ausdrücklichen Nein. Nach Wechselläufigen Besagungen und Verneinungen ward die Sache dem Ausspruch des Richters und der lehnsmänner übergeben. Die lehnsmänner suchten den Probst und die Rigischen Capitelsherren davon auszu-schließen,

schließen, die doch sonst bey allgemeinen Verathschlagungen insbesondere zugucken zu seyn pflegten; denn sie wollten den Handel unter sich nicht abgeben. Weil man aber der alten Gewohnheit halber die Rigschen Domherren nicht mit Manier entfernen konnte, so lies man sie doch dazu. Nach langer Ueberlegen und Erwegen der Rechtsgründe faßten sie darüber einen Ausspruch ab, wiewohl nicht einstimmig, als sich hernach gewiesen, und diesen Urtheilspruch mußte Hortschalk von Pale öffentlich hetsen. Er lautete so: Wenn besagter Herrliche durch zwey fromme und glaubwürdige Männer, die zugleich Vasallen der Kirche wären, dem Herrn Erzbischof obige Waere beweisen, und ihn überführen köune, so sey er der nächste sein väterlich Lehngut zu behaupten; wirts

de er aber in seinem Beweise stecken bleiben, dann habe der Herr Erzbischof das Näherrecht dazu, und könne ihn ausschließen. Wie nun der Herr Erzbischof dergleichen Zeugen gerne seinnen und sehen wollte, so wurden auf Anhalten des Richters von Herrnken gleich 2 Zeugen genant, die ihm in Straden der Blutfreundschaft und Sippschaftslinie von beyden Seiten gleich nahe wären, nemlich Heinrich Kefe und ein Heidekin Aderras. Der Erzbischof fragte beyde: Ob sie diese Waere jemats von ihm gehört, und ob sie wahr wären. Sie antworteten Ja, und hätten sie die angeführten Waere zu einer Zeit und an einem gewissen Orte gehört. Der Erzbischof fragte von neuen was und wem?

(Die Fortsetzung dieses Instruments ein andermal.)



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Der Karpen-Teich.

Wohledle geborne Herren,

Demalen ich mein bischen Wissenschaft nicht auf Unverständen geholet, wie Sie, ich auch nicht so viel studirt bin, als Ihre Dinger, die Sie einen Montag um andern auf eine gelehrte Art zu uns ins Land schicken; so kan mich doch nicht genug Wunder nehmen, daß Sie in diese Blätter noch so wenig von Fischen gehandelt haben, die ja ein jeder gnädiger Herr recht so gut als mein gnädiger Herr zur Tafel nöthig hat. Dieweilen ich nun bin in die 33 Jahr außwärts landes Fischmeister gewesen, und einer Hochgräf. Herrschaft zu dienen die Gnade gehabt, aber auch hier landes gemercket, wie es mit dem lieben Fisch so gar nicht fort will, welches Pümrchen doch bey mir behalte, Gott weiß, nicht aus Ungunst, sondern sonst aus Ursachen, Als habe mich unterwunden, die Feder zu ergreifen, und nur ein Paar Worte darüber aufzuschreiben, mit unterdienstlicher Bitte, meine einsältige Schreibererey zu Gute zu halten, wie Sie einmal öffentlich zugesaget und angelobet, alles was Frommen schafft, nützlich ist und im Lande gewachsen, anzunehmen, und das damme Zeug kläger zu sosen. Wenn Sie mich bittselig machen, und nur Ihr Haus melden, so will ich warlich den Herren einen schönen Fisch davor in die Küche bringen

Vom Lande den 1 August.

des Grafen von S. W.

gewesener Fischmeister.

Wir

Wir finden in dem Auffatz dieses ehelichen Mannes manches gute und wirklich mögliche, das wir also gerne seine Räte annehmen, die Ausdrücke verbessern und seine Meinung ihrer Brauchbarkeit wegen unsern Lesern zur Prüfung mittheilen. Nur sieht man an einigen Stellen, daß er nicht lange genug bey uns im Lande gewesen, weil ihm sonst einiges bekannter seyn müßte, das wir daher mit Fißig weglassen. Insbesondere wünschen wir, daß sein Exempel andre Unstudirte reizen mögte, ihre Einsichten und Erkenntniß in manchen Stücken, uns mitzutheilen, und sie zur Verbesserung der landwirthschaft gemeinnütziger zu machen. Wir behalten hier seinen ganzen Vortrag und die Ordnung seiner Gedanken bey, weil auch eine schlechte ungeläufte Erzählung, wenn sie nur deutlich ist, Eingang zu erwarten hat. Sollt er uns in Ernst ein Verichte Fische zugebacht haben, so versichern wir ihn hiermit so lange im Geduld zu stehen, bis er aus seinen neuen Teichen den besten Karpen für uns gefischt hat. Unse Röhren wird sich zum Empfang desselben zuschicken und ein gut Biergeld fertig halten.

Abhandlung.

Es ist gewislich wahr, der Feldbau hat seit zehn Jahren was Gutes in Bestand gemachet und zugenommen. Jeder landwirth studirt recht drauf, wie er seine Ländereyen gut bearbeite, und sein Vieh vortheilhafter nütze. Hier und da ist es recht wol gelangen, und ich kan sagen, daß manche deutsche Wirthschaft von einer hiesigen beschämet wird. Wenn ich aber in Wald schleudere, und das verwilderte Holz ansehe, so denk ich manchmal in dem Evangelio an den Creuel der Verwüstung. Was soll ich dazu wol sagen? Ich kan freylich nicht mich über diese Materie so her machen als ich will. Würde aber mir

des alten gnädigen Herrn Grafen sein alter in Gnaden abgedankter Hegeherren einmal in Land kommen, der würde sich das Maul tapfer dare über zerreißen, und genug zu predigen sinben!

Ich bin von klein an beym Fißig erzogen, und weiß also recht gut, mit was vor Fras sich ieder seinen Bauch zulegt. Ich kenne auch die Laime der Fische. Auf ihre Wartung und ihren Fang verlich ich mich so genau, wie mein ängstler Bruder auf seinen Vogelheerd. Was hat man nicht in Böhmerlande zu üben, zu kornen und zu ködern! Wo Seen und Flüße von Fischen recht wimmeln, wie in diesen Ländern, da

habens freylich ein Paar dumme Bauern Kinderleicht, einen ausgeleiteten und bey der Kunst hergekommnen Fißigmeister zu verdrängen. Ihr Fißigerträtche sey noch so elend und erbärmlich, so können sie ja bey dem Segen Gottes den Fißig mit Händen greifen. Halten sie denn nur einen kleinen Fißigsumpf, so ist ihnen gar nicht schwer, dem gnädigen Herren täglich ein Verichte zur Tafel zu bringen. Weil aber nicht alle Güter die See in der Nähe haben, und die Flussfische nicht immer in die Hand gelaufen kommen, so trift sichs oft, wenn mein Gnädiger Herr Fische haben will, daß alle seine Bauern nicht eine Schuppe aufbringen können. O wie jammers mich, wenn meine Augen sehen, wie die schönen Teiche bey meines Herrn Hofe nur zur Pferdeschwemme gedreucht werden. Bald treibe die Viehwutter das Vieh dahin zur Tränke, und keiner bekümmert sich um eine bessere Nutzung derselben. Ein alter Kömischer Pfarre (das soll wol gar der Römer Varro seyn) hat, wie mein gnädigster Graf oft sagte, um seine Vorwerke die schönsten Karpenteiche angelegt, und die Fische mit eigner Hand gefischt.

Meines jetzigen Herren Teiche verdienen gewiß, daß man ebenfalls Karpen einsetze, da sie uns bisher nur etliche magre Karusen zur Noth geliefert. Sie müßten aber vorher

abgelassen werden. Ihre Boden besteht aus einer feinen, dünnen, sackerten Erde, die hier und da mit Thon lehm, groben Sande und Kleien untermisset ist. Nicht das bloße Regenwasser füllet sie, sondern sie haben einige Quellen in sich, deren frisches Wasser den Forellen angenehm ist, das den Teich des Winters warm hält, damit die ganze Oberfläche nicht zufriere, und die Fische ersticken. In steinigten Grund und schlechten feinen Sand wär ohne dem kein edler Fißig zu sehen, der noch zur Noth wol im schlammichten Boden fortläme.

Es ist nicht das erstemal in meinem Leben, daß ich Karpenteiche angeseht habe. Wolte nur mein gnädiger Herr mit folgen, oder nur freye Hand lassen und Bauern dazu geben, so wüß ich gleich, was ich thäte. Ich würde erst alles Wasser abzapfen, und sie den Winter hindurch wohl austriren lassen. Das Frühjahr würd ich sie mit Erbsen, oder Wicken oder Sommerkorn besen. Das andre Jahr sollten sie Roden oder wohl gar Weizen tragen. Das dritte Jahr säere ich, was ich wolte hinein. Hierdurch kan ich den allerverdorbenen Teich auf einmal neu und zum Besamen der edelsten Fische brauchbar machen. Den dritten Herbst sammle ich wieder frisch Wasser, und das Frühjahr drauf würd ich eine junge

Zucht hinein stellen. Hechte und Barsche liest ich nicht drinne; Sie würden zwar von dem delikaten Laich der Karpen wohlschmeckender als die ausen Bache. Allein eben deswegen würd ich sie öfterer heraufzifischen. Sie wissen ohnedem den Weg zum Karpenreich so listig zu finden, daß, wenn sie seinen Zugang aus dem nächsten Bache haben, sie sich wohl gar im Bache von den Enten und andern Wasservögeln dahin tragen lassen.

Die Däne wird doch wohl nicht in dem Gebiete der Karpen der Grenzfuß seyn. Ich weiß, daß man welche in Riga isset, wenn aber mein gnädiger Herr darnach geschicket hat, um ein Paar für seine Gäste zu haben, so hat sie der Amtmann über der Däne holen müssen. Recht so gut würde der gnädige Herr auch seine Bauern mit Abgang der Schlittenbahn nach Curland schicken und aus dazigen Karpenreichen eine junge Defchung holen lassen können. Die, welche unüberlegt des Sommers die Prebe gemacht, haben freylich kein Bedeyden dabey gefunden. Der von der Hitze marc gewordene Fisch hat sich gleich auf den Rücken gelegt, und der noch etwas frische hat sein Grab in schlammichten Kammern und Tiefen gesucht. Mit der Herbstzeit dieser Einfah zu thun, ist eben so misslich. Die Teiche laufen mit trüb

ben Regenwasser an; der junge Sifz lang kriecht in sein Loch und hat da schlechte Nahrung, da er sonst den Sommer über an frischer Weide sich fett fressen kan. Nur muß dem Amtmann, wenn er die Karpen abführt, eingeschärft werden, daß er kleinlöpfige nehme, mit hervorragenden muntern Augen, breitem dickem Bausche, und schön spiegelnden glänzenden Schuppen und Blossfieren. Ein solcher Seelkarpn muß zwischen Kopf und Schwanz eine gute Spame lang, und sein breit seyn. Wenn der zwey Jahr in gutem Teiche stehet, so giebt er der herrschaftlichen Tafel ein herrlich Essen.

Jeder Bauer soll der weiten Reife wegen nur etliche wenige Seelkarpn führen, damit sie sich nicht unterwegens die Schuppen abstoßen. Das Fahrwerk geht Tag und Nacht, Mehrerer Behutsamkeit auch Förderung wegen, könnte man einige Bauern nach Riga mit frischen Persden schicken, welche die Karpenfische entgegen nähmen. Die Fässer müssen luft haben, und einen Zapfen, mit dem man unter oftmals das Wasser ebläße, wenn man frisches unterweile oben zufüllet. Was davon gesund und wohl ankommt, wird bey hültem Nordwinde morgens in der Kühle behutsam nach dem Erstreich geführet; mit sonstiger Hand aus dem Fasse herausgenommen; nach der Tiefe ge

tragen

tragen und suchte in den Teich gelassen. Man sifcht alle Morgen darnach, damit nicht die Reifer, Erdche oder Krähen sich drüber erbarmen. Im Winter lästet man hiers das Eis zum fernern Achemholen. Das Frühjahr drauß, etwa um St. Jürgens nimmt man jedesmal ein St. Mägen, und 3, 4 oder 5 Rogner, und setet sie in einen kleinern Teich. Man macht auch wohl einige Nester für die Karpen, wie etwa ein Storchnest. In Ermangelung des Schiffs, das doch in keinem Teiche überhand nehmen muß, bindet man einige Reiser an Pfäle, so thun sich die Karpen zusammen, begatten sich und laichen. Wir, die Meister vom löblichen Amte nennen dies: Strecken; 3 E. der Karpen streicht sich. Das ist so ein Fischereiterminus (so muß wohl das im Gemeintert befindliche Fischdärminnis übersezt werden) und davon heißet dieser kleinere Teich, der Streckteich. Sein Boden darf nur sandig, aber nicht schlammig seyn, weil sonst das junge Laich langsam lebendig wird, oder gar absteht. Nach der Abfischung macht die Sonne den Laich warm, und setet den Lebenskeim in Bewegung, daß man schon um die Endzeit Karpen hat wie einen Finger lang. Das nächste Frühjahr nimmt man die alten Streckkarpn heraus, setet sie in

einen größern Teich und läst sie ein Jahr ruhen. Man setet auch zweyjährige Karpen dabey, und sifchet nach und nach solche aus für die Küche. Man giebt ihnen eine feste Nahrung, wenn man geschrotten Malz mit etwas Weizenmehl vermengt, in Teich schüttet. Man kan ihnen auch davon Brod backen, und täglich zum Vergnügen etwas vorwerfen, weil sie darnach begierig schnappen.

Ich habe wohl eher gesehen, daß man nur das junge Laich mit Wurzeln von alten Wäden in den Teichen aufgesifchet, und es nach fremden Teichen hingebacht. Man ist nicht schlecht dabey gefahren. Ein rechter Liebhaber von diesem edlern Fische muß so unbedrossen seyn, als ein Herr, der seinen Garten mit guten Obstbäumen besetzen will. Wie viel geht ihm nicht aus, was ruiniert ihm nicht ein strenger Winter! Er läst sich aber das in seiner Liebhaberey nicht irren. Er setet sich nur hin, und versprecht was frisches. Ist denn ein guter Karpen nicht so viel werth, als ein guter Apfel?

Der größte Kummer, den man bey seinem Unterschnehen sich machen kan, ist ein anhaltender Winter, wenn solche Teiche Eilendhoben Eis und mehr als Eilendhoben Schnee bekommen. Dazu muß ich aber Rath. Denn hat der Teich eine Quelle (wie meines Herren Teich,

so bleibt doch immer eine Stelle von dickem Eise frey. Oder man nimmt gleich Leute, führet den Schnee an einigen Orten ganz weg, und schaft dem Fische Luft durch Einbauen einiger Löcher. Gleich wird derselbe dahin ziehen und nach frischer Luft schnappen. Ein sicher Kennzeichen, daß der Karpfen schon Noth gelitten. Er ist sonst so dumm nicht, daß er auf die Hände der Menschen wartet, sondern, er schreiet gleich wieder unter Eis. Will denn der Herr in der Fastenzeit ein Gerichte haben, so läßt er daß große Garn unterm Eise ziehen. Läge der Karpfen in seinem Löchern und wolle nicht her, so muß er desselben Leckerbissen, nemlich etliche Juden Rhoneda ins Wasser schütten, mit den leeren Wagen aber brav übers Eis rumpeln lassen, so wird der Karpfen zum Rhon ziehen, und häufig ins Netz gehen.

Wenn aber ja ein Herr sich die Lustreihheit nach Karpfen vergehen lassen muß, so darf er ja nur seine Leiche mit Hechten, Barschen, Karuschen und sonderlich mit Schlayen oder Schwallfischen besetzen. Ein fetter Drachsen, und eine Bengalle schaden auch nicht. Die Schleye dauert bey allen Fischen, wann sie nur Schlaum hat. Sie wird angenehmer von Geschmack, und ist nicht ungesund, wenn man sie wohl mit Pfeffer

und Zypressen würzet, und durchs bräuet. Wenn mir recht ist, so haben sie in ihrem nützlichsten Küchen a b eine gute Sauce beschrieben.

Auch die Krebsse sind keine geringe Zierath auf eines Herrschofstischen Tafel. Ich kan aber bey meinen schon hohen Jahren mich noch über den dummnen Bauerverstand ärgern, wenn dies Volk mit kleinen Krebsen angefüllt kommt, die billig wieder in Bach gehörten. Sollte das nicht einem alten Fischmeister von meiner Art verdrissen, wenn ein solcher Keel, der sich aufs Krebsen verstoßen will, mit seinem Madel bey Hofe erscheint, und alle haben Eyer umet den Schwänzen. Mit einem solchen Krebs gehen über anderthalb hundert Junge verloren, und wohl jähetlich 300, weil sie bey uns meistens zweymal sich in solchen gesegneten Stande befinden. Ist das nicht eine Leckeren, wie man mit der lieben Gabe Gottes zu Werke gehet?

Ich kan mich unmöglich hiebey enthalten, mein Herz auszusprechen und eine kleine Lection zu geben. Es sind noch keine 6 Jahre, als ich Freundschafts wegen um die Oster- und Pfingstzeit zwei Bürgerhochzeiten in Wiga mit Fischen zu bedienen hatte. Unter andern war auch Vogelwildpret auf die Tafel bestellt, ob wir gleich andere gute Dvaten in Menge hatten. Es war etlichen Schützen um die Stadt

Stadt angefaßt, Haselhühner zu liefern. Wir bekamen sie auch, und mit welchem Mitleiden sah ich da, daß die besten Mütterchen haben gehalten müssen, die das Leibchen noch voll Eyer hatten; noch mehr jammers mich zum andern male, da sie gar von Eiern und Jungen herunter geschossen waren. Was halfse aber? Nhtes Geruchs wegen, denn es war über acht Tage bey warmen Wetter daran gesammelt, geiffen die Gäste nicht einmal zu. Ja dieses grausamer Weise getödtete Wild verdarb und noch den Appetit zu den andern Essen, und hätte dahero billig megleiben sollen. Wahrhaftig, so gehet es in meinem lieben Vaterlande nicht zu! Mein alter gnädiger Herr Graf, Gott habe ihn dafür selig, dachte in diesem Punct christlicher. Er lies keine Büchse knallen, wenn nicht die Erde vorher war, und wiederum hatte er die Freude, daß er bis in die Fasten seinen Tisch mit allerley Wildpret täglich auszieren konnte. Wie lange aber warten wir hier im Herbst auf Vogelwild, ehe es uns aus den wüsten entfernten Waldungen zugebracht wird! Könnte denn auf eine solche unzeitige Lustreihheit von Vorigseits wegen keine Strafe gesetzt werden? doch ich sage das nicht aus Anseifer, weil ich kein Waldhörter bin, sondern nur darauf denke, meinem gnädigen Patron, Kar-

pendichte anzulegen. Deswegen verhoffe ich mich democh auf meine Gäste, und ohne Kuhn zu werden, so schrey ich noch einer wilden Gans durch den Kopf, daß ihr der Dampf zu beiden Ohren heraus gehet. Wie wollen Euerer und Schreyen geb ich mich um so weniger ob, weil auch der dummste Bauer damit fertig werden kan.

A propos. Meine Herren! Lesen Sie doch Ihren Landeleuten die Neunaugen besser einmachen. Erst muß man sie mit heißen Wasser bräuen, und denn mit einem reinen weissen Luch abtrocknen. Wenn man ihnen mit etwas Salz die schleimigte Haut abgerieben, so läßt man sie fein langsam und gelinde auf dem Roste braten. Hierauf beschmieret man den Boden eines Fisches unten mit Pfeffer, Englisch Gewürze und Nelken, und legt die Neunaugen Schichtweise auf einander. Zwischen jede Schichte streuet man obiges Gewürze und thut noch gestoffenen Canceel dazu. Man gieffet nachher Weinessig darüber, denn Bierzig oder Wasser zugossen faulet, und beschweret sie, doch nur gelinde. So lassen sie sich weit verzehret, und halten sich ein ganz Jahr gut. So machen es die Hamburger und Bremser mit ihren Dre-

In einem so genannten Postscriptum will der Verfasser uns sagen, was ein Heer in der Nähe von Riga auf seine Karpenteiche gewinnen könnte, zumal wenn dieser edle Fisch auf allen Gastereien in Mode käm. Wie würden sie freudlich über die Hefste wolfeiler Speisen. Allein unsers Erachtens ist die Rechnung zu früh gemacht, und uns wäre lieber, daß seine Karpenteiche schon fertig wären, als daß er uns

nach ausländischer Art so großen Gewinnst und wolfeilen Einkauf vor- spiegelt. Was auf die Ränder seines Aufsatzes in die Quere geschrieben ist, zeugt von der Hülfe seines Herzens. Wir können aber da nicht alles lesen. Es kommt uns gar als ein Zusatz einer fremden Hand vor, der zugleich ganz entbehrlich scheint, weil jedermann weiß, daß ein Karpenteich durch Ständer einen Zufluß, Abfluß und grasichter Ufer haben muß.



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen auf's Jahr 1763.

Beweis!

daß das lange Leben der Menschen einen unschätzbaren Werth habe. *

Das ein lauges Leben ein vorzuziehliches Gut sey, steht die göttliche Offenbarung außer allem Zweifel. Sie sagt es in so vielen Stellen, und sagt's darinnen so deutlich, als man es verlangen kan. Ich wüßte auch keinen, der es läugnete, so lange es ihm wohlgehe. Nur obdenn fänge man an zu zweifeln, wenn die Tage aufhören, die uns sinnliches Vergnügen gewähren. Man vermehrt es also zu einer Zeit, da man es am nöthigsten zu glauben hätte. Und Unglück genug für uns, wenn wir uns da-

von nicht eher überzeugen wollen, bis die Ueberzeugung ein Schrecken in uns rege macht, das die Tenden erschütteret! Ich bin gelovnen einen einzigen Beweis aus der Vernunft, an die Hand zu geben, der mir allemal bemeglich gewesen; und wie froh wäre ich, wenn er bey allen die Wirkung hätte, die ihm natürlich ist! wie behutsam würde man wandeln, ein Leben zu erhalten, was so kostbar ist! wie eröstlich würde man sich zuwenden, eines Lebens nicht überdrüssig zu werden, von dessen kleinften Augenblicke ein Schatz abhängt, dessen Werth man nicht über-

* Da diese uns eingesandte Abhandlung in wenig Händen seyn möchte, so theilen wir sie, ihrer Schätzbareit wegen, unsern Lesern mit.

drückt, wenn man auch die ganze Welt in Gedanken mit Zahlen beschrieb.

S. 2.

Alle Vernünftige, sind darinne mit mir einig, daß man tugendhaft sey, wenn unser moralischer Zustand mit dem göttlichen Gesetze übereinstimmt. Soll es uns also möglich seyn, Tugend auszuüben: so müssen wir göttliche Gesetze haben, weil sich sonst keine Uebereinstimmung mit ihnen denken ließe. Diese göttlichen Gesetze müssen wir erkennen, weil es sonst, in Ansehung unsrerer, so viel hieße, als ob sie gar nicht da wären. Unser Wille muß frey seyn, weil sonst nichts moralischen mit ihm übereinstimmete. Nun haben wir alle diese Stücke. Wir besitzen Freyheit. Die Erfahrung lehret es alle Tage. Es sind göttliche Gesetze da. Die Schrift zeigt sie deutlich; und die Vernunft leitet sie größtentheils aus dem Wesen der göttlichen Vollkommenheiten selbst her. Wir können sie uns auch bekannt machen. Denn, wir haben Empfindungs- und Deutlichkeitskräfte, und in diesem Falle mancherley Wege, beyde zu gebrauchen. Folglich sind wir auf der Welt im Stande der Möglichkeit, die Tugend auszuüben.

Ich weiß, daß bey unsern Umständen die Wirkungen der göttlichen Gnade zur Möglichkeit der Tugend mit gehören. Schlechterdings, einzig und allein, nothwendig, unserm Wesen und Seyn nach, in jeden Augenblicken hangen wir von Gott ab. Auch die Kräfte, ihm zu widerstehen, haben wir von ihm, und, wenn wir aufhören sollen, ihm zu widerstehen, so muß er selbst die ersten Anstalten dazu machen. Aber ich beherrsche es deswegen an diesem Orte nicht, weil die Wirkungen der unendlichen Güte, nach der Ordnung, an die sie sich freywillig gebunden hat, niemals außen bleiben, wenn nur oben berührte Stücke da sind. Nun hören diese Stücke nicht auf, so lange wir auf der Welt sind. Folglich sind wir eben so lange in dem Stande der Möglichkeit, die Tugend auszuüben, und also auch um so viel länger, je länger wir leben.

S. 3.

Es ist offenbar, daß Gott zwischen den Frommen und Gottlosen einen Unterscheid machen müsse. Sein Gesetz wäre sonst vergeblich, und vergeblich handeln kan das vollkommenste Wesen nicht. Nun ist er unendlich gütig; und bey den Frommen wird seine Güte nicht gebührt,

weil sie zu sich das finden lassen, was er an ihnen sucht. Folglich muß der Unterschied zwischen ihnen und den gottlosen seiner Güte gemäß seyn. Und eben darum wird er nothwendig den Frommen Gutes wiederfahren lassen: da er es ihnen deswegen giebet, weil sie seinem Gesetze gehorchen: so folget, daß er es ihnen der Tugend wegen gebe. Ein Gut, welches man der Tugend wegen empfängt, heiße eine Belohnung. Folglich kan Gott die Tugend nicht unbelohnt lassen.

S. 4.

Der Beweis hält nichts schweres in sich. Ich führe ihn aber deswegen an, weil er mir Gelegenheit zu einer Folge giebt, die meinem Hauptsatze sehr zu statten kömmt. Das göttliche Gesetz darf nicht vergeblich seyn, und also auch nicht ein einziger Umstand an demselben. Wegen des erstern darf die Tugend nicht unbelohnt bleiben: (S. 3.) folglich auch wegen des andern nicht der geringste Grad der wahren Tugend, nicht der geringste Augenblick, den wir gut anwenden.

S. 5.

Man überlege hierbey, wie ungewein viel dieses bey einem recht-

schaffenen Frommen austrage! es ist natürlich, daß der bloße Wille zum Guten, daß die kleinste Reue, die wir veranlassen, Belohnung nach sich ziehe. Dann, wenn die übrigen Umstände sonst gleich sind, sind es Beschäftigungen eines Beistes, der Gehorsam und Liebe gegen Gott hat. Es ist ferner bekannt, daß man keine wahre Tugend ganz allein ausübe. Die vielfachen Verknüpfungen, in denen wir mit andern Dingen stehen; gewisse beständige Verhältnisse, denen wir allemal gemäß zu handeln haben; die gemeinen Verbindungen, welche den Pflichten untereinander egen sind: die vielfachen Grade des Widerstandes, die man manchmal bey einer einzigen That zu wiederholtenmalen überwinden muß: das sind die Ursachen, warum wir ordentlicher Weise mit einer guten That viele andere erfüllen, und also auch die Ursachen, warum wir uns von einer einzigen mehr als eine Belohnung zu versprechen haben. Man bedenke weiter, daß die Unterlassung des Bösen eben sowohl, als die Vollbringung des Guten, belohnt werde. Sie wird belohnt. Denn, zum wenigsten hat man gute Gedanken dabey; und die sind Handlungen der Seele, die dem Gesetze gemäß sind. Sie wird meistens vielfach belohnt. Es wird selten ein Fall vorkommen, da man nicht zugleich

wider mancherley Widerstand böser Begierden thätig zu kämpfen hätte. Sie wird oft belohnt. Denn, da wir anstatt einer jeden guten That, die entgegen gesetzte böse hätten verrichten können: so ist die sorgfältige Vermeidung der letztern so oft zu belohnen, als die Ausübung der erstern belohnet wird. Zu allem diesem setze man, daß der Herr, der unendliche, die Augenblicke, die wir gut zubringen: die Grade, nach denen unsre Tugend wächst, ungleich genauer zu zergliedern pflegt, als wir Menschen. Im gemeinen Leben bleiben wir bey Größ'n stehen, die wir der Bequemlichkeit wegen als Einheiten ansehen, die aber dem ungeschauten, noch gewaltig viel Theile in sich haben. Und, wenn wir in der Mathematik bis auf Quinten und Sexten kommen, meinen wir übrig genug gethan zu haben. Wir haben in beyden Fällen recht. Denn, der Endzweck leidet keinen Schaden darunter. Nur muß man sich beschreiben, daß es mit dem vollkommensten Geiste ganz was anders seyn müsse, der die Größ'n so kennt, wie sie an sich selber sind; der das noch unzählbar theilen kan, welches uns unendlich klein vorlömmt; und der uns also eine unbegreiflich größere Belohnung bereitet, als wir uns selber würden haben bestimmen können.

§. 6.

Ich gehe weiter; Gott muß nicht allein den kleinsten Umstand der Tugend, sondern er muß auch jeden ewig belohnen. Ein Blick für uns! welches weder Vernunft noch Sinne fassen; welches uns aber gewiß ist. Die Ursach ist leicht aus dem obigen einzusehen. Man setze, daß es nicht ewig geschehe: so würde nicht ewig ein Unterschied zwischen Frommen und Gottlosen gemacht; so käme endlich einmal eine Zeit, wo das göttliche Wesen vergeblich wäre. Und was heißt dies? Es käme endlich eine Zeit, wo Gott nicht mehr das vollkommenste Wesen wäre. Will man dieses nicht zugeben: so muß man auch die Ewigkeit der Belohnungen nicht läugnen. Und läugnet man diese überhaupt nicht; so kan man sie eben so wenig von jedem Umstande an der Tugend läugnen, weil diese mit jener einerley Grund hat.

§. 7.

Das sind die Sätze, die ich zum Beweise meines Hauptsatzes brauche: Und hier ist der Ort, wo sich der Werth eines langen Lebens in allem seinen Glanze zeigt. Je länger das Leben ist, je mehr Tugend wird möglich, ich meine, je mehr Tugend kan man ausüben, wenn man will.

will. (§. 2.) Je mehr man Tugend ausübt, desto mehr erhöhet man Belohnung (§. 3. 7.) Je mehr Belohnung, desto mehr ewige Belohnung (§. 6.), Folglich, je länger Leben, desto mehr ewige Herrlichkeit. Eine Voraussetzung, die uns bis ins Innerste der Seelen rühren muß, wenn wir nur alles gehörig aufeinander setzen, läßt es uns versuchen.

§. 8.

Das Wesen der Belohnung, von der ich rede, beruht in dem Genuße eines unendlichen Gutes: und wie das Unendliche nichts höher hat; so läßt sich auch der Genuß desselben kein höheres denken: das erkennen die Vernunft, und die Schrift setzt uns vollends in Entzücken, wenn sie uns die ewigen Wohnungen aufschleusst, die uns der Vater zubereitet hat. Sie nimmet alle Worte zusammen, die in der Sprache vorkommen sind; gleich als wenn sie sich nicht trauen könnte, mit einem oder etlichen es auszudrücken, was sie uns davon zu sagen hat. Sie sieht, daß uns das Sinnliche am meisten rührt; daher entlehnt sie Bilder von irdischen Ergötzlichkeiten, um sie uns vor Augen zu mahen; und sie entlehnt sie von denen, die wir billig für die größten halten müssen, weil sie einer Gemüthsart, wie der andern Vergnügung bringen. Nach

dem sie alles dies gehon hat, gesteht sie selbst, daß sie noch lange nicht genug gefogt habe; und daß die Herrlichkeit, die auf uns wartet, nicht nur schön, sondern auch unbegreiflich schön seyn werde. Ist es, außer dem, mehr als vermutlich, daß wir im ewigen Leben, wie in der Tugend wachsen, so auch in der Belohnung höher steigen werden: so wird vollends die innere Größe derselben erstaunlich. Denn, weil unsre Belohnung in der Erhöhung unsrer Vollkommenheit bestehen wird, so kans nicht anders seyn; auf jeden Theil derselben muß jeden Augenblick größere Tugend folgen. Und weil dieser notwendig jeden Augenblick wieder neue Belohnung nach sich zieht: so muß diese auf eine Art wachsen, die zum Erstaunen ist. Kurz, die Belohnung der Tugend ist über alle Maassen groß: das ist eins, was man hiedey zu erwägen hat.

§. 9.

Aber diese über alle Maassen große Belohnung, ist auch, der Dauer nach, ewig. Dies ist das andere, was uns vollends aus uns selbst setzt. Was heißt das? Sie ist ewig? Sie dauert fort, und hört nicht eher; als wir Gott zugleich auf. Sie refüllt ein Jahr nach

nach dem andern, und hat sie Millionen davon erfüllt, so sind noch Billionen, noch Billionen so viel Trillionen, und nach Trillionen, noch allemal eine Reihe von Jahren übrig, die wir nicht zählen können. Ich weiß, daß ich durch alle dergleichen Umschreibungen den Begriff der Ewigkeit nicht vollständig machen werde. Es ist aber auch mein Zweck nicht. In Dingen die unserm Verstande zu hoch sind, hilft er sich, so gut er kan, und wider sich so lange, bis der Trieb nach Wahrheit wenigstens in etwas gestillet ist. Den unermesslichen Grund der Ewigkeit, fassen die engen Begriffe der Endlichkeit nicht. Wir denken sie undeterminiret, und weil wir nichts positives haben, womit wir sie erfüllen könnten: so denken wir anstatt dessen negative und relative Determinationen zu. Wir vereinigen das Ende, wenn wir es nicht finden. Der Anfang der Ewigkeit, dessen Menschen fähig sind, wird uns sichtbar, aber ihr Ende sucht uns, wie der Regenbogen. Je näher wir benden zu kommen gedenken, desto mehr weichen sie; und wenn wir glauben, daß wir ihnen am nächsten sind, verschwinden sie gar. Man nehme ein Maas der Zeiten, so groß als man wolle, an; man messe sich damit im Raume der Ewigkeit ab, am Ende sind wir in

Ansehung des Raums, der noch übrig bleibe, nicht um einen Schritt weiter, als wir im Anfange waren, weil das Endliche zum Unendlichen gar keine Verhältniß hat.

S. 10.

Was folgt aus dieser Betrachtung der Ewigkeit künftiger Belohnungen? Dieses: Man theile einer ewigen Belohnung so wenig Grade zu, als man will, man rechne jeden dieser wenigen Grade so gering, als man will; man nehme einen einzigen Grad derselben, und noch dazu den möglichst kleinsten an; eben darum, weil sie als ewig gesetzt wird, bleibt ihre Werth doch unendlich; und die größten zeitlichen Güter sind gegen sie, wie nichts, anzusehen. Gehebt, ihr Preis wäre einer 3 ist gleich, die sich kaum ausprechen liesse. Denn jene hören doch zum wenigsten einmal auf: diese oder freige mit jedem Augenblicke neuen Zusatz; ein jeder Zusatz, bringt einen andern hinter sich, und das in unbegränzte Jahrhunderte hinein, darüber sich unsere Sinnen verlieren. Ich will es erläutern: Der hundertste Theil von einem Pfennige hat beynahe gar kein Verhältniß gegen eine Billion Ducaten. Man sehe, daß die letzteren einen jährlichen Gehalt eines verdien-

ten Mannes ausmachten, und daß dieser Gehalt eine Million Jahre fort dauern sollte: so wird es in der Summe was ziemliches betragen. Man sehe aber, daß einem andern nur der hundertste Theil von einem Pfennige, aber dieser auf ewig vermöglicher würde: so ist augenscheinlich, daß der letztere einen unbeschreiblichen Nutzen, vor jenem hat. Es ist wahr, es wird eine entseßliche Menge von Jahren dazu gehören, ehe dieser die Billionen Ducaten einholt, welche sich bey jenem Willkommnal vermehret haben. Genug aber, er hohlet sie ein, er hohlet sie zeitig genug ein in Ansehung der Jahre, welche noch kommen sollen; und wenn er sie eingeholt hat, übertrifft er mit seinem Reichthum jeden unzähllich weiter, als er ihn Anfangs übertraf. Es ist leicht, die Anwendung auf die ewigen Belohnungen des tugendhaften zu machen. Nur vergesse man ja nicht, daß hier der Werth vermöglicher des vorigen, nach einer geometrischen Progression zu berechnen sey.

S. 11.

Man sieht leicht, daß alles dieses von einem tugendhaften, der lange lebt, vorzüglich gelten müsse. Seine Belohnung fängt von einem unbeschreiblich höhern Grade an,

als anderer ihre. Sie muß also auch in unendlich höhern Grade fortwachsen, und in alle Ewigkeit fortwachsen. Triffst her, Alter! den der Herr nicht in der Hälfte des Lebens und seiner Tage wegnimmt, Triffst her, und siehe wie schön dein Gewinnst sey! Deine graue Haare sind eine Krone der Ehren; und es kömmt auf dich an, ob sie dir noch eine andere bringen sollen, die weit kostbarer ist. Du kannst bey sonst gleichen Umständen mehr Tugend ausüben, als andere, weil du länger lebst; und du kannst mehr Herrlichkeit, als andere hoffen, wenn du mehr Tugend ausübst. Du wirst belohnt, und zwar nach den geringsten Augenblicken, noch dazu in überreichem Maasse, und bis in eine Ewigkeit hinein, die unerschöpflich ist.

S. 12.

Hier muß ich abbrechen, weil ich noch mit manchen Begnern zu reden habe. Ich drücke doch nicht, daß man einen Beweis für schädlich ausschreien werde, weil er eigennützig Leute mache, weil er sich nur auf die ewigen Vortheile eines langen Lebens beaufe. Ich bin kein Freund von den Niederträchtigen; und zu weilen werde ich recht im Ernste auf Leute unwillig, die sich nicht entbliden,

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Der junge Herr und seine Flinte.

Ich glaube, ein Cavalier muß sich so gut auf seine Flinte als auf sein Reitpferd verstehen. Es wüßten denn mehr junge Leute meine Denkart art haben. Weil ich diese durch Erfahrungsfälle unterweisen will, so werde ich einige Umstände meines Lebens beschreiben. Erst sollen sie die Fehler eines Schießgewehrs und die Mittel dawider lesen. Darauf werd ich ihnen die guten Eigenschaften einer Büchse oder eines Rohrs anzeigen. Ich wünsche nur, daß mein Vortrag so gesätig sey, als er freymüthig und ungenüthig ist. Meinem Lehrmeister will ich immer nennen.

Weil mein Vater ein starker Kenner von guten Gewehr war, und einen ausgeleierten Jäger für seinen Tisch hielt, dem es an nichts zu seiner Profession fehlen durfte; so machte mir die Geschicklichkeit dieses Menschen viel Rei-

gung zu seiner Wissenschaft. Ich bat meinen Vater oft, für mich bey den Hofmeister die Erlaubnis zu betreiben, daß ich mit ins Holz gehen, und mir dazu eine von seinen Flinten nehmen könnte. Der Jäger, der wohl verstand, daß ein Anfänger lieber eine gute Büchse als Flinte brauche, suchte mir eine der besten aus. Mein Vater hingegen glaubte, weil ich keine große Jagd anzustellen hätte, daß zu meinem Abschießen eine Schrotflinte vollkommen zureichte. Er beschenkte mich mit einer, und ließ mich unter der Führung seines Jägers einige mal mitgehen, damit er mir die Regeln der Behutsamkeit bebrächte, an die man sich beim Gebrauch des Schießgewehrs gewöhnen muß. Allen meine Verzierde auch etwas zu treffen verhinderte dieser Menschen oft den freyen Schuß

den, ihren ganzen Kraam von Tugend auf ein ungezähmtes Verlangen nach Glückseligkeit zu bauen, und dadurch alle Befehle zu bloßen Klugheitsregeln, alle Pflichten zu großmüthigen Gefälligkeiten zu machen, für die Gott noch erläuterlich seyn muß. Der Wahrheit sey Dank! mein Voweis hat dergleichen Fehler nicht. Er ruhet auf dem Werthe der ewigen Hüthen des Friedens und der stolzen Ruhe, die kein Ende nimmt; das ist wahr. Aber er sagt nicht, daß man nach dieser Ruhe bloß darnach streben solle, weil sie uns vergnügt, oder die Hüthen des Friedens

nur in soweit bewundern solle, als sie Hüthen des Friedens sind. Denn, das wäre nur unbillig. Die innige sie Wonne wird die Sehnen allemal befeiten. Aber sie muß nicht das seyn, was wir zu unserm eigentlichen Hauptzwecke machen. Sie soll uns gefallen weil sie ein Besitzen von dem ist, den wir über alles lieben müssen. Wir sollen sie wünschen, weil sie die Vereinigung mit Gott zum Grunde hat. Wir sollen sie suchen, weil es Gott unser Oberherr will. Und wenn wir so suchen, sind wir da eigennüthig?

(Die Fortsetzung künftlg.)



Der beste Vogel entging, und wir kamen manchmal mit leerer Waidtasche nicht ohne Spott nach Hause. Meines Vaters Keilnacke, der auch ein gutes Schußwerk war, soll diesen Schaden mehrtheils eingeholt.

Die Färblichkeit meiner Mama, lag meinem Vater so lange in den Ohren, bis er die Platte mir wieder abnahm, und die unschuldige Vergessenheit mir völlig unterlagte. Meine Mama klagte, daß ich den Jäger unbrauchbar machte, und der Hofmeister beschwerte sich bitterlich über meine Verfauntheit. Er schlug ihr, wenn mir recht ist, den besten Rath aus dem Jure Canonico auf, in welchen ungefähre Hand, daß Esau ein Jäger gewesen, weil er ein großer Sünder war, und man finde nirgends in der Bibel, daß ein Heiliger auf die Jagd gegangen. Er brachte mehrere Gründe an, die eben so blindig bewiesen, wie die Eiser im Gellert, daß der Fuchs ein säuseliges Thier sey, weil er einen Schwanz habe. Einemals sagte er mir in Beson derheit der Mama unter die Augen, daß der Herr von Croisfay, ein Edelmann, der auf die Jagd reute, nur einen adelichen Fleischhauer nennet (un Noble Boucher) der gemeinlich nach Waidtürsten lerne. Aus Aergerniß überließ die Käthe mein Gesicht. Ich antwortete, der Herr von Croisfay konnte manchen künftigen Hof-

meister viel richtiger einen adelichen Fleischhauer nenniren, zumal wenn er nicht eher ankömte bis das Blut darnach läuft, und damit nahm ich die Spitze in die Hand, und gieng zu meinem Vater.

Zuletzt mußte ich mir meines Vaters Verbot gefallen lassen, und unser Jäger zog wieder mit gestriemtem Blud zu Holze. Nun konnt ich nichts kosten, wenn mein Hofmeister schlechte Personen von meiner Arbeit erhielt. Das Stündchen, das ich meinen scharfen Aufsehern abstehten konnte, brachte ich in meines Vaters kleinen Küchlammer zu, und es gieng so gewissenhaft nicht ab, daß ich nicht den Schrot- und Pulverbeutel etwas dünner gemacht hätte. In solcher Verdrängnis lebte ich noch zwei Jahre. Wenn ich in den Frühstunden einen Hofen oder ein Schneeschutten geschossen, so schickte ich solches durch einen Bauer nach Hofe, der seinen Schluß Brantwein verließ nahm. Ich hielt meine Thierstunde accurat; nur unter den Lecturen überfiel mich eine Müdigkeit bis zum Kopfschlagen.

Unter mancherley Anschauungen, denn wo fehlten die einem eigenwilligen Kopfe? entwuchs ich der Insurrection meines Hofmeisters. Nach einem Examen von vier Stunden, welches derselbe mit Fleiß nicht zu tigerds machte, traf mich unser meh-

neh

ren Veldern der väterliche Ausspruch, daß ich auf Unversitäten ziehen sollte. Meiner Mutter traten die Thränen der Wehmuth in die Augen. Wenn liebes Herz, sagte sie zu meinem Vater, ich bin bange, unser Gustav wird seine Stunden mehr beim Jäger als Professor zubringen. Das gute Kind war unglücklich worden. Höret zu, Gustavchen, denk an deiner Mutter Thränen, und sträubte fleißig, und besang dich nicht mehr mit der verdammen Platte. Wisse, daß es mein Herz kühlet. Ich sahre oft im Schlafe auf, mir ist immer, als wenn ich dich schliefen höre. Mein Vater, der vielleicht an sein jürendlich Schicksal dachte, und mich bei dem Zureden meiner Mutter ersärbte sagte, aber auch wohl verstand, daß ein Cavalier muß Pulver riechen können, führte mich ins Nebenzimmer und verpacd mir ins Geheim ein Paar von seinen besten Vogelstimen mit zu geben. Denke nicht, mein Sohn, Reffe er mir vor, daß ich die meine Wechsel schütten werde, um einn Jäger aus dir zu machen. Ich bestete dir nur diese Freyheit, damit du nach anhaltenden Fleiß und Eiben eine anständige Motion habest. Dies soll nur deine Befundheit erhalten und deine Lebensstärke vermehren. Du hast Pflichten auf die, die Zeit und Nachsinnen beandgen. Ein junger Caval-

ier muß sich dem Dienst des Vaterlands widmen. So bald das Jagen seine Zuverlässigkeit wird, so wird er gewiß in seiner künftigen Bedienung viel Nothwendiges besäumen.

Ich küste aus künftigen Respect meinem Vater die Hand, und versprach mit allem Gehorsam seine liebdrägen Erzahlungen zu befolgen. Indessen hat ich um Erlaubniß mit aus seiner Gewecktkammer selbst ein Paar auszusuchen, die ich mir genau gezeichnet hatte. Ich dich niemals das Ansehen blendend warnte er mich. Die weitesten Handschuh eines Franzosenmieders bedeckten die heftlichsten Hände. Ich merkte gleich, daß dies ein Verbot sey, seine damascenirten Türkschen und Englischen nicht anzugreifen, weil sie eine treffliche Garnitur hatten. Ich wandte mich also zu einer Spanischen, und einer Italienischen von Lazaro Cominazzo. Du wählst nicht gut, sagte mein Vater. Mir diene sie gar zu kurzen Gewehr schick du im Sturpen dich selbst erschießen. Nimm dir eine Deatsche. Sie sind alle von großen Messern verfertigt. Hier ist eine von Waimgartten in Düsseldorf; eine von Börsmoddser in Ansbach; eine von Webet aus Weiskhan Erlangen; eine von Schönsel in Würts. Sie hat ein weiches schmeidiges Schwere

II 2

Disches

dieses Eisen, und das schiess im mir besser als das harte. Die von Aneisper aus Stuttgart ist gewis nicht zu verachten. Ich erziel eine von Lorenz III aus Augsburg, weil ich den Namen dieses Meisters auf meines Vaters Neupistolen gesehen, und eine Bombenische von Joh. Waas. Mein, sagte mein Vater, noch hast du es nicht getroffen. Ihre lange rührt zwar weit, weil das Pulver durch die lange Röhre mehr Gewalt bekommt, sie ist dir aber zu schwer, und mit ihrer Länge zum Zielschießen und schnellen Anschlag hinderlich. Auch die Namen machens nicht aus. Es geht mit den Flinten, wie mit den Uhren. Man sieht London drauf, wenn es auch 10 Meilen davon liegt. Du brauchst eine von 7 bis 8 Quartier. Du wachst wohl ein Paar von Waas gefunden haben, wo der Bäckchen- und Flintenlauf in einem Schast neben und übereinander liegen. Dies Gewehr ist nur für gedülte Schützen. Du solltest es wohl im Tragen fühlen, daß du zwey Bäckchen schienst. Mein Vater gab mir also selbst zwey, die er für die tauglichsten für mich hielt. Die eine war von Laufet aus Wöblingen, die andre von Lertz aus Hochheim.

Dann nahm ich von meinem Eltern beweglichen Abschied. Am meisten dankte mich der Jäger mit dem

ich nicht weit von der Stadt mich sehen mußte. Von Pernaun gieng ich zu Schüsse nach einer Sächsischen Universität. Ich probirte meine Flinten etliche mal an einem Morasthuhn und einigen Scrameren, und ich war glücklich.

Bei einem Dorfe, eine Meile von Zella hatte der Possillion das Unglück in einem hohlen Wege ein Rad zu zerbrechen. Ich marchirte zum Zeitvertreib mit meinem Diener, einem undtischen Jungen in Wald, und gab ihm eine meiner Flinten. Nach einer halben Stunde stieß uns ein Vogel auf, den ich für einen Vorkhahn ansah. Ich schoß, aber zu niedrig. Auf den Knall sprengten gleich ein Paar Grünsvögel zu Pferde auf uns zu, mit einem Schilde auf der Brust, und fielen uns in Bogen. Man packte uns an, als wenn wir aus dem Gefängniß entlaufen wären, und damit gieng mein schönes Gewehr in die Kapsule. Ich pochte, ich sey ein Edelmann, der Bewehr führen dürfe, und ihre Herren hätten in meinem Walde gleiches Recht. Edelmann hin, Edelmann her, rief der eine: Hier ist ein königlich Besetzt. Die Hand ist bewirkt. Der Herr danke Gott, wenn wir ihn mit heiler Haut durchlossen. Das war das Schicksal von meines Vaters Flinten! Wir bekamen ein ander Rad; der Possillion, der etwas

auf

auf uns warten müssen, empfing uns mit einem halben Schock Fuhrmanns-Scutzern, und ich hatte noch den Verbeuß, daß ich meinen Verlust keinem klagen durfte.

Wir erreichten nach 4. Tagen Z. Ehe ich mich inscribiren ließ, kaufte ich mir eine neue Flinte, und zwar von Potsdammer Arbeit. Sie war nicht sonderlich verziert, aber schon eingeschlossen, von dünnem Eisen und einen guten Pulverschick, indem sie gegen die Schwanzschraube zu recht dichte und stark von Eisen war. Mein Vorkhahn, der bey Zella nichts anders dachte, als daß ihm seine Flinte das Leben kosten würde, bedankte sich, als ich ihn auch eine kaufen wollte. Der Esel war auch nachher weder mit Guten noch mit Bösen dahin zu bringen, daß er nur einmal meine um sich gepäuzert und mir nachgetragen hätte.

Meine zwey Flinten hatte ich schon ziemlich verschmerzet, als mein Vater sich von der Mama noch die bittersten Vorwürfe deswegen mußte machen lassen. Du siehest du, mein Schatz! wie unruhig ich die Nächte zubringe, hieß es unaussprechlich. Du hast deinem Sohn die zwey Mecklenburger mitgegeben. Ich reäume inneer, er habe sich damit ein Leid getan. Wie bald kan der dumme Junge, das Kindvieh, der noch kein

ne Flinte recht zu halten versteht, ihm unvorsichtiger Weise im Nachtragen ein versetzt haben. Schreib ihm doch, daß ich nicht eher mich zufrieden gebe, bis er sich davon los gemacht. Gut, mein Herz, versetzte mein Vater, beunruhige dich darüber nicht. Es ist immer besser, daß ein junger Mensch dann und wann sich am Jagen ergötze, als wenn er sich der Weichlichkeit überläßt, an Frauenzimmer sich hänget, Spiel und Debeschen mit macht, oder gar hinter dem Ofen auf der Wärenhaut lieget. So lernet er Arbeit, Ungemach, Kälte, Hitze, Hunger und Durst vertragen. Dampf und Rauch bereiten den Kriegeshelden; Ludwig der XIIIte war ein grosser König, er liebte das Jagen, und vergaß gar seine junge Gemahlin darüber. Die letzten Worte jagten meiner Mutter den kalten Schweiß übers Gesicht, und mein Vater hatte alle seine Veredelmittel anzuwenden, um sie allmählig zu trösten. Endlich kamen meine Briefe an, durch die sie auf einmal Luft kriegete. Auf Veranlassung meines Vaters meldete ich ihr, daß ich bey einem schweren Sturm zur See meine beiden Flinten ins Wasser schmeissen müßten, und wir hätten gleich das beste Wetter drauf bekommen. Die Nachricht war ihr so

11 3

lieb,

sich, daß sie mir heimlich fünfzig Thaler Banco auszahlen ließ, und künftig weiter zu sorgen versprach, welches sie auch drei Jahr als eine brave Mutter wohl gehalten.

In N. hörte ich etwas die Rechte, die Weltweisheit, die Mathematik, die Sternkunde, die Staatsgeschichte, die Heraldik und ein Collegium über die Cameralwissenschaft und Oeconomia. Diese legten wollten mir gar nicht im Kopf. Die reiche Wirtschaft meines Vaters in diesem Land, in der alles verzehret sein mußte, ließ keinem so mageren Gedanken der ausländischen Haushaltungskunst bey mir Eingang. Meine Mutterpfennige, die ich zu Pulver und Schrot gewidmet oder verdammt hatte, konnte ich auch nicht so anbringen, als mein Herz es wünschte. Das Gehälde umher war gleichfalls königlich, und noch schärfer verjünet, als das bey Zelle. Damit aber meine neue Pläne nicht einwirkte, so begab ich mich erst an die Leiche zu Prosdorf und Diakau, wo ich mich mit dem Schießen der Walschpänner und Kriechenten verlustigte. Dann und wann schoss ich auf diesem Spaziergange einen Hasen, eine Leiche, Wachtel, Drossel, auch wohl eine Zebraube aus dem Wägenfeldern. Das war auch alles, wovon

ich meine Neigung zu befriedigen hatte. Des Winters besuchte ich das Coffeehaus, aber nur des Billards wegen, weil es etwas ähnliches mit der Jogg hatte. Nach der Reutbahn, der Hochschule, dem Longboden, und sonderlich nach dem Sprechmeister hab ich die Schuh am wenigsten abgelaufen.

Nachdem ich meine Studia so und so absolviret, merkte ich selbst, daß ich darauf keine sonderliche Ehrenstelle in meinem Vaterlande erkletern würde. Ich gerieth demnach auf einen andern Ausweg, den mein Vater, als ein verständiger Mann nicht mißbilligte; Mein jüngster Bruder war zum Hauswesen angeführt, der Aeltere hatte durch eine glückliche, von meiner Mutter gestiftete Heirath, eine gute Portie erhalten, und ein eigen Gut dadurch erhalten, ich schien also in meiner Eltern Hause entbehrlich. Ich hatte einen Mutterbruder, der als Obrster in Hessearaischen Diensten stand. Ich nahm kurz und gut die Post gerade nach Cassel. Für meinen Biersack, und wie lebig war der nicht? durfte ich eben kein Uebergewichte bezahlen. Weil mein Mutterbruder der Gnade seines Landesfürsten gewiß war, so empfahl er mich Hochdemselben so nachdrücklich, daß mir gleich bey seinem Regimente eine vacante Lieute-

Lieute-

lieutenantsstelle angewiesen wurde; kaum ging ein Jahr vorbei, so hieß ich Herr Capitain.

In Hessen fing mein Geist von neuen an zu leben. Mein Mutterbruder hatte ein landbesitzliches Gehöft im Pader, von einem Minister, dem es aus Unachtsamkeit verlohren war. Darn gehörte ein wohl angelegtes Jagdhaus mit anteschönen Jagdbedienten, und einigen Klappen der abgerichtetsten Hunde. Meine Augen fielen gleich auf die Schildecken, und einer, den man bey Oberräster nannte; vor sich an mich in den nach Jägerart ausgestatteten Gemächern umzuführen. Ich fand einige Gemälde ganz meisterhaftig. Die Hirschpörcer-Jagde, die wilde Schweingansche, und die Fuchspresse nahmen sich ganz besonders aus. Ich wußte die Kunststücke, und dieses machte den Mann vertraut. Er führte mich zur ganz entzückter Mine an ein altes Stück, dem man eine frische Colörte gegeben hatte. Ein unwarer Jude in angeschürzten braunen Lätz mit grünen Umschlag, der eine lange Wächse verkehrt geschultert trug, brachte in der rechten Hand ein Rehböckchen zu einem ehrwürdigen Alten. Das ist Esau, sagte er, welcher seinem Vater Jacob die Tafel besetzt. So alt ist unsere löbliche Kausi und

so Gott gefällig! Diese patriarchalische Pläne lag mir länger im Sinne, als meine beiden, die ich so schönlich bey Zelle eingebüßet hatte. Ich fand nachher in Beyolers Reisen, daß es auch an andern Orten Nachher gegeben, die in Altersjahren sehr unwissend gewesen! Man zeigte ihnen in einem berühmten Cabinet mit großer Andacht die heiligen drey Könige mit dem Orden des goldenen Thierses behangen, und die Paternostern-Jünger, welche sich mit Paternostern trugen.

Mein Mutterbruder, der von der Kriegeskunst nicht viel mehr Begriffe hatte, als das Schwedische; Geh drauf loo! denn er hatte unter Carl dem XII. gedient, verstand sich doch vollkommen gut aufs Gewehr. Keiner von der Jagdbedienten hatte das Herz uns fern Wehr zu weisen. Diese Leute haben bezogen ihre eigenen Professionsmäßigen Aberlaubten, Freyschüsse haben, einen Weidmann setzen, Augen abweisen, Segensprechen; Heckerhaler sammeln, bis wovon ihre Schoopreden. In Erklärung aller dieser Künste aber bemerket sie sich so stumm und verständig, wie die Freymünder.

Mein Mutterbruder fand vor nöthig, diesmal eine Mastierung des alten Gewehrs vorzunehmen, und ließ sich zu dem Ende ein klein barfüßig Zeug

Zeughaus öfnen, dessen Verlegeschlüssel kein Schlüssel mehr etwas anzuhaben vermochte. Wir fanden noch alte Karrenbüchsen mit sieben und neun Läufern, mit welchen mancher stolze Für seinen Rest bekommen zu haben schien. An den Wänden hingen einige Puffier, Terzirole, und was mir am liebsten war, ein Duzend noch ziemlich gute Pistolen von nicht gemeiner Fabrik. Was stand da nicht für ein Vorrath an Büchsen und Flinten! sie kamen mir aber alle erbärmlich und jämmerlich vor, und schienen auf eine neue Schöpfung zu warten. Mein Mutterbruder ließ da-

von eine ganze Fuhre aufladen. Wir dachten damit nach Schmalkalden zu gehen, als wir für gewiß vernahmen, daß der Hof für eine Nordische Erone über 100000 Stück Mucketen das selbst in Bestallung gegeben. Wir besonnen uns nicht lange und machten eine Tour ins Thüringische nach Sulza. Dieser Ort wurde für mich recht eine hohe Schule. Ich gestehe es, daß ich ihm mein Buchen Kenntniß von guten Gewehr zu danken habe. Da mich der Raum jetzt hindert, so will ich ein andermal meine gesammelte Erfahrung dem gewiegten Leser mittheilen.



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Geschichte eines wahnsinnigen hiesigen Bauermädchens.

*R. Anzeig.
pag. 27.*

Der seltene und sonderbare Vorfall, den ich dem nachdenkenden Publico vorlegen will, hat, was seine Veranlassung betrifft, bey mir Gelegenheit zu manchen Anmerkungen gegeben, die ich hernach, wenn ich die Geschichte selbst werde erzählt haben, zur fernern Beurtheilung vortragen will. Vielleicht finden erfahrene Aerzte, vernünftige Weltoeffnen, und selbst aufmerksame Geistliche etwas darin, daß ihre Systeme entweder befestiget, oder verbessert, und ihnen Anlaß giebet, sich richtigere Begriffe von dem unsichtbaren Einfluß der übrigen Gestirne in die Seele des Menschen zu machen. Doch wir wollen zur Geschichte selbst kommen.

Es war den 12ten Junii dieses Jahres, als dieses Mägdlein, von welchem wir reden, und welches damals eben das 14te Jahr ihres Alters zurückgeleget hatte, durch einen schweren und

ängstlichen Traum aufgewecket wurde, und bey ihrem Erwachen, allerhand Dinge redete, die von einem verrücktem Geirne zeigten, das durch den nächtlichen Traum, diese Eindrücke mußte empfangen haben. Ihre Mutter und Brüder, die diese Unrichtigkeit in ihren Reden zwar merkten, hielten, als einfältige Bauereute nicht darauf, diesem Mägdlein gleich im Anfange ihres Wahnsinnes, und ehe er noch zunahm, die Ursache desselben, nehmlich, ihren gehaltenen Traum abzufragen, sondern schickten sie, nach ihrer Gewohnheit, mit ihrem Vieh auf die Weide. Die heisse Witterung, die wir in diesen Tagen hatten, die Einsamkeit des Waldes, in welchem diese Wahnsinnige einige Tage nach einander Gelegenheit hatte, den Gedanken, die der Traum in ihr zurück gelassen hatte, nachzuhängen, und die Nachlässigkeit ihrer Bekunders, hatten das Uebel so arg gemachet,

daß die Mutter sich nicht mehr vertraute, sie aus dem Hause zu lassen, sondern sie einsperrete, und dem Priester ihres Kirchspiels Nachricht davon gab, mit Bitte, an dem nächsten Johannistage dieses armen Kindes in seinem öffentlichen Gebet zu gedenken, welches auch geschah. Man waren also schon 12. Tage in dieser Verrückung verlossen, und die fremden Wilder, die der Traum in dieser Wogd veranlasset, hatten sich nur desto fester eingedrückt. Sie blieb in diesen Umständen bis den 2ten Juli verstorret. Dieses war ein Festtag, an welchem ihr Besinde theils zur Kirche, theils unter die Nachbarn zum Besuch ausgegangen war. Unsere Kranke blieb also allein, und machte sich diesen Umstand dahin zu Nutze, daß sie aus dem Hause entwich, und, wie man hernach hören wird, in einen tiefen, und von ihrem Besinde wenigstens eine Meile weit entfernten Wald eines benachbarten Kirchspiels flüchtete. Alles Suchen ihrer Brüder war vergebens; sie entschlossen sich also, zu erwarten, ob die Blüthe nicht von Hunger getrieben, zurück kommen würde. Als sie nun drei Wochen auf diese Art vergebens gewarret hatten; entschloß sich ihre Mutter nochmals zu dem Priester zu gehen, ihm des Mädchens Entweichung bekannt zu machen, und ihn zu bitten, nächst einer andächtigen Botschaft für diese arme Verückte, auch der Gemeinde einzubinden, diese Blüthe

suchen zu helfen. Auch dieses geschah, und man fand sie unverhoft wieder. Es war nemlich den 3ten Juli gegeben Abend ein Vater aß einem benachbarten Kirchspiel, der durch seine Granz-Nachbarn die, den 27ten geschahene, Kündigung des vorgedachten Weistlichen erfahren hatte, in den Wald gegangen, um für sein Pferd Gras zu mähen, weil er den folgenden Morgen nach Alga reisen sollte. Indem er in dieser Absicht ziemlich tief in den Wald gekommen, und mitten in einem Morast, wo langes Schilf ras wächst, und hin und wieder einige Bäume standen, mähet, ward er in der Ferne ein Weibebild gewahr, das ganz unbeweglich, und mit niedergelassenen Händen an einen Baum gelehnt stand. Ihm fiel sogleich die Erzählung seines Nachbarn ein; daher warf er seine Sense weg, und eilte nach dem Dete hin, wo das Mädchlein stand, welches in der That unsere Verückte war. Allein, so bald sah sie nicht einen Menschen gegen sich zukommen, als sie mit solcher Eiferigkeit davon flohe, daß es dem Bauern unmöglich war, sie zu erreichen. Er gieng also nach Hause, und brachte noch einen Mann mit. Als sie auf die Stuele kamen, wo der erstere gemähret, und seine Sense zurückgelassen hatte, erblickten sie das Mädchlein wiederum unter demselben Baum und in derselben Stellung. Sie theilten sich also, und indem der eine von hinten vorbeu-

gerte,

gerte, der andere aber von vornen auf sie zuwärtig, griffen sie sie, und brachten sie nach Hause, von dannen ihr Bruder sie den folgenden Tag zu ihrer Mutter abholete.

Jetzt bemercket ihre Verwandten zum erstenmal die sonderbare Wirkung ihres Wahnsinns, die darinn bestand, daß sie weder Essen noch Trinken zu sich nehmen wollte, auch wahrscheinlicher Weise, während ihres langen Aufenthaltes im Walde, nichts zu sich genommen hatte, wobei sie allerhand wunderliche Ursachen ihrer Entschlossenheit anführte, worüber ihr Bruder sich entschloß, sie zu ihrem Herrn nach dem Hofe zu führen. Man drang auf alle mögliche Arten in sie, etwas zu gemessen; endlich brachte man sie dahin, daß sie ein Stof Bier und ein Stück Brod zu sich nahm, welches aber mit äußerster Abneigung, und wahrscheinlich nur aus Furcht für Strafe geschah. Der Herr gab dem Bruder den Rath das Mädchlein zum Pastor zu führen, welches er auch noch denselben Tag that. Dieser Mann entdeckte, durch tausend Fragen, die er theils an den Bruder, theils an die arme Wahnsinnige that, den ganzen seltsamen Zusammenhang dieser Sache. Folgendes ist das, was in seinem Hause vorgieng.

Nachdem der Bruder sie dem Priester vorgestellt hatte, betrachtete dieser sie sehr aufmerksam, und mit aller

Wacht eines vernünftigen Mannes. Er fand sie sehr verhungert; denn über den Händen hing eine ranzliche schwarzgelbe Haut, und er bemerkte, daß sie aus Mitleidigkeit kaum mehr die Gliedmaßen der Finger bewegen konnte: Nur das Gesicht schien ihm, obgleich es auch mit einer falben Erdfarbe überzogen war, nicht so verfallen zu seyn, als der übrige Körper. Sie hatte das Kinn in die Brust gezogen, die Augen geschlossen, und sich in derselben Stellung an die Wand gelehnet, in welcher man sie im Walde gefunden hatte. Der Pastor nahm ihr eine Hand, und fühlte ihr nach dem Pulse, der aber sehr matt gieng, und sonst nicht die geringste Anzeige irgend einer Hitze gab, die man doch bey einer Verückten sonst hätte vermuthen sollen. Ihr Bruder begehete, daß der Priester sie mit dem heiligen Kreuz segnen sollte; dieser aber schlug es ab, weil ihm nicht unbekannt war, was für Aberglauben der Letzte mit dieser Handlung verbinde, und wie sehr die Ausbreitung derselben ihm in der Ausbreitung des Glaubens an Jesum würde geschadet haben. Er betete daher in Gesellschaft des Bruders und seiner eigenen Frau zu dem großen Arzte, der allem helfen kan, wo alle menschliche Hilfe vergebens ist. Daraus that er viele Fragen an das Mädchlein, die ganz ruhig war, und nur, wenn sie reden wollte, den Mund verzerrete, die Schultern zuckte,

E 2

und

und mit den Augen blinzelte: dergleichen an ihren Bruder über den ganzen Verlauf ihrer Krankheit; bis er endlich folgendes zuverlässig herausbrachte.

Das Mägdelein hatte in der unglücklichen Nacht vom 12ten Janui geträumet, daß sie sich unter den abgeschiedenen Seelen ihrer Verfohren befände, wo sie so viel Vergnüßen empfunden, daß sie sehr herzlich gewünscht hätte, mimmer von ihnen geschieden zu werden, sondern von nun an in ihrer Gesellschaft zu bleiben. Darauf hätte einer von den Verstorbenen ihr gerathen, sie sollte sich von dem Umgange der Menschen entfernen, und ein ganzes Jahr lang, ohne irgend etwas weder an Speise noch Trank zu gewöhnen sich in einem Walde aufhalten, so würde sie nicht mehr sterben, sondern, ohne den Tod weiter zu befürchten, bis an den jüngsten Tag mit den abgeschiedenen Seelen reden, umgehen und sich ergötzen können. Denn, daß dieselrige gestorben wären, die sie gekannt hätte, wäre bloß daher gekommen, daß sie gegessen, getrunken, und unter Menschen gelebet hätten. Dies ist es, was der Pastor durch seine auf verschiedene Art abgeänderte Progen hat herausbringen können, und nach diesem Eindruck auf den Verstand des Mägdeleins muß man ihre Aufführung beurtheilen. Der aufmerktsame Leser wird hieraus sehr wohl das argwöhnliche, was der Pastor argwöhnete, nemlich, daß dieses Mägdelein vielleicht den

Abend, oder einige Zeit vorher etwas von einem alten Wabe ein Mägdelein von den Waldgötterinnen oder Nieschamahreheim habe erzählen hören, welche unter den letzten gar sehr bekannt sind; und daß diese Erzählung bey ihr einen so bleibenden Eindruck gemacht habe, daß sie ihn mit zu Worte genommen, und daß er endlich in ihr diesen Traum veranlaßt habe. Der Pastor fragte deswegen das Mägdelein darüber: Allein, sie antwortete sonst nichts, als was sie die ganze Unterredung über im Munde geführt hatte: Sie hätte Befehl von den Verstorbenen, in einem ganzen Jahre nichts zu genießen, sondern, so wie sie damals vor ihm stand, im Walde zu stehen, so würde sie hernach nicht mehr sterben, und mit den abgeschiedenen Seelen bis an den jüngsten Tag umgehen. Er fragte ihren Bruder; dieser bezogte seine Unwissenheit darüber. Hierauf versuchte er, was sichere Argemeynen bey diesem Uebel thun könnten. Er hatte nemlich ein Haarmittel, welches er bis her bey vielen Wahnsinnigen und Rasenden, deren Zufälle mit Hitze begleitet waren, unter vielem Segen gebraucht hatte. Man machte sich ein Vergnüßen daraus, es, bey dieser Gelegenheit auch dem Publico mitzutheilen, vielleicht ist es in der Pharmacopoeia unbekannt.

Es ist der braune Käfer, der sich auf den Weidenbäumen aufhält, und den man im Maymonat sammlet. So lebendig als er ist, ersticket man ihn in Honig und läßt ihn auch darinnen liegen und gänzlich erweichen. Dies ist die ganze Zubereitung einer der nützlichsten Argemeynen bey so schrecklichen Krankheiten, dergleichen die Raserey, der Abergwitz und die Tollheit sind. Wenn man es nöthig hat, schmieret man einen oder zweyen dieser Käfer mit demselben Honig, indem sie gelegen haben, auf einen Schnitt Brod, und läßt es den Kranken hinunter essen. Selten hat man mehr, als zweymal nöthig, dieses Mittel zu wiederholen.

Dieses Mittel führte der Pastor seiner Kranken zum Munde. Allein es war vergebens, weil man durch keine Vorstellungen sie bezwingen konnte, es zu sich zu nehmen. Man veränderte also den Angriff, rührte zweyen Käfer in einen löffel mit Bier ein, brach ihn, weil sie sonst durchaus nicht wollte, den Mund auf, und goß es ihr hinunter. Der Prießer gab ihrem Bruder noch eine Dosis mit, band ihm ein, sie ja wohl zu verwahren, und übrigens mit ihr so liebreich umzugehen, als es ihm möglich wäre. Alles dieses geschah den 3ten Juli, und man ließ sie nach Hause gehen.

Nachdem die Kranke den folgenden Morgen die zweite Dosis ziemlich gutwillig eingenommen hatte; fing sie selbst

an, mit ihrem Befindtsenten zu sprechen, ob auch, wie wohl nur wenig, und gab alle gute Hoffnung. In diesen Umständen blieb sie bis den 12ten August, aber doch immer noch unter Aufsicht, weil man ihr nicht traute. An diesem Tage mußte das ganze Gesinde zur Erde gehen, man verschloß unsere Kranke also wohl und verließ sie. In der Einsamkeit fanden sich alle ihre alte Geilten wieder ein; sie kletterte an der Wand bis zur Decke der Stube, hob die, queer über den Balken liegende Stangen weg, machte sich eine Oefnung durch das Strohdach und entwichte zum andermal. Ihre Hausgenossen fanden bey ihrer Rückkunft von der Arbeit, wider Vermuthen, ein leeres Nest. Man nahm von neuem seine Zuflucht zum Prießer. Dieser machte ihre Flucht zum zweytenmal seiner Gemeine bekannt, man suchte sie lange. Endlich fand man sie, aber zu spät, am 10ten September, in einer ganz andern Gegend, als die vorige war, und wohl zwey Meilen von dem Hause ihrer Mutter, gleichfalls im Walde, gleichfalls in der gewöhnlichen Stellung. Es war nunmehr aber zu spät, denn sie war so ausgezehret, matt und verrotten, daß sie, als man sie in ihre Gesunde eintragen wollte, ihrem Bruder in den Armen erschied, und am 14 Sept. begeben wurde.

Dieses ist die umständliche und wahrhafte Erzählung der Geschichte dieses armen wahnsinnigen Baueremägdeleins,

die aufmerksamen Lesern Anlaß genug zu ernsthaften Betrachtungen geben wird. Den ihnen hoffe ich auch Vergebung wegen meiner Unständlichkeit zu erhalten, weil sie es sind, denen durch einen kleinen Nebenumsstand, dessen Nützlichkeit der Pöbel der Leser nicht gemahr wird, auf die Spur geholfen, und Anlaß zu fernern Anmerkungen gereicht wird. Ich will die Meinigen über diese Begebenheit voraus machen, und sie ihrem erleuchteteren Urtheil überlassen.

Man sieht aus dem ganzen Vorgange mit dieser Verrückten, daß der Grund ihres Wahnsinnes in dem Traume stecke: Es wäre also wohl der Mühe werth, die Veranlassung zu diesem Traume zu untersuchen. Man hat hiezu, so viel ich sehe, zwey Wege. Entweder muß man die Erzählung eines Märchens voraussetzen, das sich so tief in ihre Einbildungskraft fest gesetzt, daß sie das Bild davon in der Nacht behalten: oder, man muß annehmen, daß die Phantasie aus sich selbst diesen Traum erschaffen, ohne von irgend einem Gegenstande des vorigen Tages Anlaß genommen zu haben. Beide Wege führen uns weiter. Ist das letzte wahr: Wer hat der Phantasie den ersten Stoff gegeben, dieses Bild, und kein anderes hervorzubringen? Wollte man sagen, daß das Blut dieser Kranken dergestalt beschaffen gewesen, daß es durch die Art seines Umlaufs in dem Senfuro, der Einbildungskraft diese Richtung gege-

ben: so ist wiederum die Frage: Wer hat das Blut auf diese und keine andere Art bewegt, daß es die Phantasie auf dieser und keiner andern Seite berührt hat? Ist das erste wahr: Wer zeigt uns den Fäher, der die Erzählung durch das Ohr in die Seele geführt, und ihr Bild darinnen so stark befestiget hat? Wer zeigt uns die Kraft, die dieses Bild in dem Augenblick, da der Traum angehen sollte, wieder lebendig gemacht und erregt hat? Leser, die sich nicht mit Systemen, sondern mit zurückgehenden Beweisen abweisen lassen, merken gleich, daß unsrer Philosophie, in der Lehre von Träumen, noch etwas fehle. Sie kan aber durch ihre eigene Grundsätze wieder ergänzt werden, wenn man sich nur in der Psychologie gefallen ließe, ab universalis ad particularia zu schließen. Denn, man behauptet den Einfluß der andern Intelligenzen sowohl in einander, als in unsere Seele; man lehret die Mittheilung ihrer Begriffe auf eben die Art: Warum folgert man nun nicht: Würken die Geister überhaupt auf die Seelen der Menschen; so würken sie auch in Träumen besonders? Von einigen Träumen ist dieses unabweisbarlich wahr, dergleichen die prophetische, die warnende, die erzählende Träume sind: Warum sollte es nicht von allen wahr seyn? Wenn diese Anmerkung richtig seyn sollte, so hätte ich unsern Weltweisen eine neue Aussicht in den Zusammenhang der Geschöpfe eröffnet, und,

da die meisten unter ihnen die Träume für Wirkungen des Blutes ausgeben, sie von dem Verdacht befreien, daß sie eine materialische Seele lehrten.

Ich will mich mit dieser Anmerkung zu den Theologen wenden. Sie wissen, daß es unter den Intelligenzen der Geisterwelt einige gebe, die sich eine eigene Pflicht daraus machen, die Ruhe, das Glück, ja gar die Seele des Menschen zu verderben: Sie wissen es, wie geschickt sie sich in die Seele des Christen einschleichen, ihre Gedanken mit feinen Gedanken vermischen und mit ihm einen Kampf im Gemüth anfangen können, den nur bloß die Kraft der Gnade zum Vortheil des Christen auszuhalten läßt. Sollten die Gottesgelehrten noch zweifeln wollen, ob der unglückliche Traum unsrer Wahnsinnigen ein Werk eines dieser feindseligen Geister sey? Insbesondere, wenn sie die Absicht bedenken, die er darunter hatte, und welche, nächst dem Verderben des armen Mägdchens, wahrscheinlich diese war, in dem Gemüth der Letzten, das laum verläugnete Heidenthum wieder lebendig zu machen, und dem Pastor dieses Sprengels, der einzig und allein Jesum für sich und in uns lehret, zu verspotten, insbesondere da er saht, daß das Wort von Jesu die und da in der Gemeinde Wurzel gefasset hatte, und sich in manchen schönen Früchten zeigte.

Ich kan einen Gedanken nicht bergen, zu dem mir der Prediger des Kirchspiets Anleitung gegeben hat, und der ihn so-

wohl als mich tieffinnig machte. Dieser betrifft das Schicksal der Seele dieses armen Mägdchens in jener Welt. Ich weiß nicht, ob es bloß das Mitleiden meines Charakters ist, das mich kläuben läßt, sie könne, obgleich sie im Wahnwitz dahin gestorben, nicht in alle Ewigkeit verdammnet seyn; weil ich mir die heilige Gerechtigkeit Gottes nicht vorstellen kan, daß er ein Geschöpf unendlich strafen sollte, weil es unfähig gemacht worden, keiner Verdammnis zu untergehen, und an dieser Unfähigkeit selbst keine Schuld hat. Es war dieses eben so viel, als wenn die Obrigkeit einen Menschen, der von einem Hause herunter gefallen, und an allen Gliedern lahm geworden wäre, wolte hängen lassen, weil er nicht gehen könnte. Eine solche Ausübung der Strafgerechtigkeit von dem Gott, der ursprünglich liebe, und nach dem Fall, Erbarmung ist, zu bedenken, wäre gottloslästerlich. Insbesondere, da wir Jesum haben, für uns gemacht zur Gerechtigkeit, zur Weisheit, zur Heiligung, zur Erlösung, und zwar von Gott selbst dazu gemacht, 1 Cor. 1, 30. Sollte Gott also nicht mit dergleichen Seelen in jener Welt ein andrer Auskommen wissen, und zwar dergestalt, daß sie erst tüchtig gemacht würden in irgend einem Orte, dergleichen in dem Hause Gottes viele sind, Jesum, als ihren Heiland, lebendig zu erkennen, und darauf, nach dem Maas dieser Erkenntnis, auch ihrer Seligkeit zu genießen? Und, wenn dieses an solchen gesche-

set, die sich getade in den Umständen unserer Wahnsinnigen befinden, wenn sie sterben, was sollte Gott hindern, dieses auch an allen übrigen Sündern zu thun, die in der That nichts anders, als Wahnsinnige sind, so lange sie der Sünde dienen, und sich von ihren Leidenschaften, so wie unsere Kranke, von ihrer eingebildeten Unsterblichkeit, dahinreißen lassen? Ich wünschte hierüber Unterricht von einem Gottesgelehrten, der den Geist der Salbung hat, und die Kraft Gottes und die Schrift versteht. Denn mit den heilsamen Schwärzern, die die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten, und wenn man ihnen die Schrift vorhält, uns die Aussätze der Aeltesten entgegen halten, gedulde ich mich nicht einzulassen.

Meine letzte Anmerkung unterwerfe ich dem Urtheil gelehrter und erfahrener Aerzte, die eine etwas mehr als gemeine Erkenntniß von den Kräften der Natur überhaupt, und von dem Vermögen des menschlichen Körpers insbesondere haben. Sie haben gesehen, daß unsere Wahnsinnige zu zweyen verschiedenen malen ungewöhnlich lange Ja-

sten gehalten, davon die erste 28 Tage, die andere eben so lange gedauert, welches man bisher für unglücklich gehalten. Da der Vorfall aber doch nicht zu läugnen ist; sollte denn nicht in den Unreinigkeiten des Magens selbst der Grund einer so langen Enthaltensamkeit liegen, dergleichen wir von den Vörcn und gewissen Arten Schwalben wissen, die im Winter unter dem Eise zwar ohne Empfindung leben, aber doch leben? Gott handelt in der Natur allenthalben nach einteyen Grundsätzen, und ändert sie nur noch mehr oder weniger ab. Sollte meine Anmerkung richtig seyn, so lieffen sich manche Erscheinungen in Klöstern und unter Inspiriten viel noch ganz natürlich erklären. Ich wollte noch anmerken, daß der Puls unserer Wahnsinnigen keine Hitze und Wallung im Gebirte angezeiget habe. Aber, nachdem ich mich erinnere, daß ich bey Hurem, Spießbuden, Verräthern, Hochmüthigen und Dieben ebenfalls dieses Zeichen nicht wahrgenommen, obgleich alle diese ohne Zweifel wahnsinnig sind, so bin ich im Stande, diesen Zweifel selbst aufzulösen,

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Fortsetzung
des Beweises
daß das lange Leben der Menschen einen unschätzbaren Werth habe.
(S. XIX. St.)

S. 13.

Bleiche aber wendet man ein: unser Körper sey ein Kerker der Seele; wäre aber ein Befangener um so viel glücklicher, je eher er in Freiheit käme, wer würde es an einem Menschen tadeln, daß er ein langes Leben eben nicht so hoch schätze? Ich weiß, daß Redner sich manchmal dieses Ausdrucks bedienen, glaube aber nicht, daß ich es hier mit ihnen zu thun habe. Nach altem Vernünftigen, wollen sie es nicht anders, als einen figurlichen Ausdruck erklären haben, und sie reden hiervon schwerlich anders, als die Bibel von dem Jammerthale dieser Welt, von den Hütten Nebars und Mesechs. Sie reden nur, wie diese, in Betrachtung desjenigen Theils der Welt, der aus Kreuz und Elend besteht, und

zwar nur in so weit, als sie ihn nicht im Zusammenhang mit dem Ganzen betrachten. Allein es giebt außer ihnen andere, die den Ausdruck in eigentlicherm Verstande nehmen. Ich weiß auch, daß diese Meinung sehr alt ist; und wenn das allein einen Satz wahr mache, daß viele ihn beschätze? so ist dieser leicht so gewiß, als irgend einer. Unter den Heiden wird es wenig Weltweise geben, die ihn nicht für wahr gehalten hätten. Bloß darinn unterschieden sie sich von einander, daß sie ihn nicht aus einteyen Gründen herleiteten. Einige bildeten sich ein, daß die Seele zur Strafe im Körper stecke; und andere glaubten, daß sie zum wenigsten, ihrer innern Natur nach, ohne Körper vollkommenere wäre, wohin insonderheit diejenigen gehörten, welche sie für ein



ein Theilchen des göttlichen Wesens hielten.

S. 14.

Es ist leicht zu zeigen, daß beide unrecht haben. Das erste ist ungeraunt zu sagen. Denn, wir wissen von keinem Leben ohne Körper, darum wir gesündigt hätten; und gleichwol müßten wir wissen, warum wir gestraft würden, wenn wir einen Körper zur Strafe bekommen hätten, weil es sonst, in Ansehung unserer, keine Strafe wäre. Das andere ist wider alle Erfahrung aus mehr als einerley Ursache.

S. 15.

Giebt einige unter meinen Gegnern, die unserer Seele eine Kraft zutheilen, ihren Körper zu bewegen: so lau ich solches erinnern. Ich gebe zu überlegen, ob nicht, nach ihren eignen Sätzen, die Bewegungskraft der Seele durch den Körper wunderbar erhöht werde? Nach allen physikalischen Vermuthungen, davon ich einige hernach in anderer Absicht anführen werde, ist sie mit eine von den kleinste selbständigen Dingen, die wir in der Welt finden; und kan in ihrer Bewegung durch den kleinsten Widerstand gehindert werden. Sie würde also wenig, oder gar nicht in Dinge ausser dem Körper wirken können, wenn sie unmittelbar, ohne allerhand mechanische Vortheile, in sie wirkte, und keinen Körper brauchen könnte, der zu allerley Bewegungen

geschickt ist. Die vortrefliche Veranstellung der Musculn, die in allen Gliedmassen vertheilt werden, die bey jeglichem an dem bequemsten Ort gesetzt sind, deren eine innrer wieder andere unterstützt, und deren jede sich ausdehnen und zusammenziehen kan, die ungeheure Menge der Nerven, die in diese Musculn eingesenkt sind, die erstaunende Subtilität der Fibern, welche die Nerven ausmachen, und kaum dem tausendsten Theil sichtbar werden, die mechanischen Vortheile, die bey Nerven und Fibern millionenmal angebracht sind, die Weichheit der fleischlichen Theile, die auch nicht das geringste Reiben statt finden läßt, die Fugen der Sehne und Knorpel, die recht geometrisch auf einander passen, das flüssige, welches noch zum Ueberflusse alles glätter macht, die ununterbrochene Verknüpfung aller Theile zusammen, wodurch die kleinsten Bewegungen aus dem entlegensten Orte in den andern, mit ungläublicher Geschwindigkeit fortgepflanzt werden, die sorgfältige Vereinigung der Nerven im Gehirne, wo sie mit unendlicher Kunst, ohne die mindeste Verwirrung, fast auf einen Punkt zusammen schiessen, und endlich die unendliche Flüssigkeit des Lebensgeistes, welche die Nerven durch und durch erfüllen, und den leichtesten und geschicktesten Eindruck in sie machen, alle diese Stücke sind eben so viel Wunderwerke, die, wie von keinem

erzählten Richter, also auch von keinem neidischen Schöpfer zeugen, und damit ich das berühre, was zu meinem ihigen Zwecke insonderheit dienet, sie sind eben so viel Vortheile, welche die angenommene Bewegungskraft der Seele von dem Körper hat. Wie wollten ihn also die für ein Befängniß derselben halten, welche zugeben müssen, daß sie ohne ihn ihre Bewegungskraft wenig brauchen könnten?

S. 16.

Klingt andern meiner Gegner die Bewegungskraft der Seele anstößig, so müssen sie doch irgend eine Verbindung der Seele mit dem Körper zugeben. Nun lehrt es die Erfahrung, daß, ohne einen gewissen bestimmten Zustand im Körper, keine Empfindungen in der Seele entstehen. Wer aber nur einigermaßen gemocht ist, in Wissenschaften auf die ersten Gründe zu dringen, der wird wissen, daß die Empfindungen zu den übrigen Werklungen der Seele den Stof, oder, zum wenigsten die Bedingung abgeben, ohne welche viele nicht lebhaft würden. Unsere Sinnen liefern uns concrete Begriffe. Aus diesen machen wir die Abstracten, aus beyden zusammengesetzte, aus verbundenen Begriffen Sätze, aus Sätzen Schlüsse, aus Schlüssen Beweise, und so erkennen wir Wahrheiten. Mit dem Vorstellen des Verstandes, werden die Objecte der Begierden rege, und nach denen handelt der Wille. Wer sieht

nicht hieraus, daß der Körper allen geistigen Kräften der Seele ungemeynen Nutzen schaffe, und, daß es ohne ihn um die Seele so schlecht, als um die Welt bestellt seyn würde; weil sie bey der einen so gut als bey der andern alles Thätige auf Bedenken und andere Handlungen gründet? Wie wäre der Körper ihr Kerker?

S. 17.

Ich will noch eine Betrachtung in eben der Absicht hinzufügen. Unstreilige Exempel bekräftigen es, daß mit der bessern oder schlechtern Beschaffenheit der Lebensgeister, die mehr oder weniger Thätigkeit der Seele verbunden sey. Man betrachte Alte, oder Kinder, oder Schlafende, oder Trunkene, oder Kranke; so wird es klar werden. Es giebt zwar einige Alten, deren Sinne und Verstand bis zum hohen Alter sie munter und scharfsinnig seyn lassen, und die es an Fleiß, Arbeit und Mühe andern zuvor thun, aber die meisten werden ordentlicher Weise viel stumpfer am Verstande, als sie vorher gewesen. Verschlimmert sich aber auch nicht der Lebensgeister? Seine innerliche Bewegung wird unordentlich, und solchergestalt auch die ihrige gestöhrt. Die Kräfte der nötigsten Theile des Leibes erschöpfen sich. Die Gefäße werden dicker, die Säfte vertrocknen, und finden allenthalben Widerstand. Bey Kindern gehen die ersten Jahre hin, ohne daß sie

viel Vernunft bezeigen. Können es aber nicht auch alle Umstände, daß der Lebensgeiſter eine überhäufte Menge da ſeyn müſſe? Sie wachſen gewaltig, und viel ſtärker, als ſonſt. Sie haben mehren Theil des Gehirns, und gegen die übrigen Theile des Leibes, einen ſo groſſen Kopf, daß der Menſch ſehr ungestalt ſeyn würde, wenn er immer in dieſer Proportion fortwüchſe. Im Schlafe bleibt die Seele ſich ihrer nicht bewußt, bezeugt, daß wir auch nicht einmal den Augenblick genau zu beſtimmen wiſſen, wenn wir aufſuchen. Werden nicht aber auch die Glieder immer ſchwächer, und werden nicht die Lebensgeiſter ſtärker gegen das Gehirn zu gedrückt, wollt die Luft in der Nacht viel dicker ſeyn, oder, durch das ſtärkere Orthenhalten doch ſtärker eingezo-gen wird? Der Trunkene wach hört und ſieht nichts. Verſtehen nicht aber auch die Lebensgeiſter ihre gemeiſſene Bewegung? Sammeln nicht die biſſigen Getränke zu viel feurige Theilchen, die mit Gewalt in den Kopf drängen, daß die Dierden im Gehirn davon jüttern, und der Trunkene oft doppelt ſieht, weil die Aere drei beyden Augen, wegen des Jütterns, nicht zugleich an einen Ort gerichtet iſt. In Krankheiten iſt verdamlich die Seele unthätiger, als ſonſt. Sind aber nicht auch die Lebensgeiſter in ſchlechtem Zuſtande? Bald wird das Gebiläde unfähig, ſie abzugeben, und ſoſtlich ſind ſieer zu wenig. Bald iſt es zu ſtärklich; und ſie verfluſzen in Athern, ehe ſie geſammlet werden. Bald iſt es

zu dicker, und eine heterogent Materie vermiſcht ſich mit ihnen. Man nehme alles dies zuſammen! Manchmal ſind der Lebensgeiſter zu viel oder zu wenig. Manchmal werden ſie geſpreet, oder ſonſt geſchüttelt. Manchmal miſcht ſich eine Materie mit ein, die nicht ſo beweglich, wie ſie iſt. Allemaal leidet die Seele darunter. Ich ſchlieſſe hiéramt: kan eine geringe Veränderung einer Materie, die doch ſo äufferſt ſubtil iſt, die Seele unkräftig machen, was würde ſie alodema werden, wenn ſie mit Materien umgeben wäre, die viel größer ſind, als die Lebensgeiſter? Und gleichwol wird man nicht ſargnen, daß alle Materien öuffer dem Körper größer ſind; da jener Bewegung an einem Ort nicht einmal ſtirnlich wird, wo der Zuſammenfluß der Dierden iſt: dieſer ihre oder unſere auſſerſehen Niedersaſſen manchmal beſchwerlich geuing fällt, welche doch mit vielen Dedten vermahet ſind. Folglich wird man auch nicht ſargnen, daß die Seele, wenn ſie im Körper iſt, ſich im bequemſten Orte, ſoſtlich nicht im Gefängniſſe, befinde.

Dieſer Einwurf hat mich etwä aufgehalten, die übrigen werden ſich ſelber heben loſſen. Man wird ſich auf die Beſchwerlichkeiten des Alters berufen, die ſchon Salomo ſo ſinnreich vorzuſtellen gemüſt hat. Ihre ſtärke Augen, die nicht aufhören zu trüben; Augenlieder die ſich ſchon ſelbſt zuſchließen ſcheinen; Haare, die bey

reits vor Kammer grau geworden, ſtarke Hände, die ihre natürliche Wärme verlohren, bedene Füſſe die ſich nach der Ruhe ſehnen, eingefallene Geſichter, auf denen ſich der Tod mälet, Knochen, die ſich mit der Haut kaum bedecken können, die ſie vom Fleiſch übrig behalten, Theile, die dem Ganzen ihren Dienſt auſſändigen, Jagen, die ſchon aus einander gehen, Nerven, die der Zwang noch beſammen hält, Gefäſſe, die ſich als müſſig zuſtopfen, und den Untergang anmelden, Glieder, die ſchon nach dem Moder riechen, beſtändiges Wehen, als die einzige Hüffe, wo der Orthem nicht länger zulange, fürchreliches Keuchen, als der laute Verräther des Alters, wenn es gleich nicht ſichtbar iſt, ununterbrochenes Kräncken, welches jeden Tag neue Zufälle drohet, Schwärzlichkeit der Seele, die ſich ſchon im Voraus zuzubereiten ſcheint, ſo nackt und bloß aus der Welt zu ziehen, als ſie hinein gekommen, ſtärkere Wieder der vertranenſten Freunde, denen man zur Loſt wird, häuſliche Bezeugungen der längſten Kinder, denen man zum Speiß dient, hieerige Gefälligkeiten löcherder Erben, die ſchon unſer Grab beſtellen, und mieche ſieer ſelbſt zugreifen werden, wo wir ihnen zu gefallen, nicht wenig mit ſofern leben. Schicht machen; das alles vorber ihr mit vorzeigen wollen, die ihr eure gemien Haare, als ein Kränckel rechnete!

Aber, ihr gemienet nichts. Es iſt wahr, das Alter hat Verdrüſſlichkeiten; aber inſgemein ſolche, da ſie durch die Einrichtung des Gemüths dazu moſſe, was es können auf euch an, ſo könnt ihr ſie alle ertragen. Gewöhnet euch an die edelſten Güter, und ſtrebe nach Wahrheit und Tugend; ſo könnt ihr euch in euch ſelbſt begraben, wenn alles auſſerliche wegfällt. Verſtärkt eure Liebe gegen Gott in euren Nebenmenſchen; ſo wird wenig in der Welt übrig bleiben; was euch nicht verlohren ſollte. Verſange nichts überflüſſiges; ſo wird die Natur mit dem Wenigen zufrieden ſeyn, was im Alter noch von Erſchöpfung zu haben iſt. Sucht das Gute aus dem Böſen; ſo wird es euch jett Mittel vieler herrlichen Endzwecke.

Es iſt ferner wahr, daß das Alter manchem in der That ſüer werde. Wer hat es auch aber gefragt, daß ſie in die Welt geſetzt ſeyd, nur gute Tage zu haben? die Natur bringt ihre Schöſe toh herber, und wir müſſen ſie ausarbeiten, wenn wir ſie braun ſehen wollen. Sie verdirgt ſie ſorgfältig, und wir müſſen die Eingende be der Erde durchwählen, wenn wir ſie haben wollen. Wie viel unthätige Mächte koſtet es, ehe ein Kind erzoget iſt! Und, wie viel ſaure Tage gehören dazu, ehe es bey der härteſten Sorgfalt eine Geſalt gewinnt.

net, die einem Menschen nach Gottes Willen ähnlich siehe! Man versuche es, und rechne die Stunden aus, die einem Gelehrten Schweiss auspressen, ehe er seine handvoll-Wissenschaften zusammen gefasset hat, die in seiner Erbschrift eine halbe Zeile ersüllen soll. Der Kopf muß es fähig sein, wenn er scharf nachdenken soll; und der Holzhacker braucht nicht mehr Leibeskräfte seinen Klotz zu spalten, als er, seine Wahrheiten herauszusuchen. Sind sie ja unterschieden, so ist es darin, daß der erstere, durch die häufige Bewegung seinem Körper, das auf der andern Seite zusetzt, was ihnen auf der einen abgeht: der letztere aber seine Glieder einmal wie das andere schwächer. Was läßt sich hieraus schließen? daß wir auf der Welt sind, es uns sauer werden zu lassen, und, daß man wider den Serochim strebe, wenn man nicht dran will. Unsere Jugend soll zur Fertigkeit werden. Keine Fertigkeit erlangen wir, wo wir nicht vielfachen Widerstand überwunden haben. Was schließt man daraus? daß die Jugend stark werde, wenn es ihr schwer gemacht wird; und, daß sie nirgends schöner wachse, als wo sie gedungen wächst. Was folgert man aus beidem? daß man weder Gottes Ordnung noch Jugend achten müsse, wenn man langes Leben deswegen geringe schätz, weil es um das Ende manchen sauren Tritt verursacht.

Muß ein Geisf darnach ringen, daß er Jugend anküßt: So müsse man, daß er hiermit nach einer Krone ringt, die dem Widerstande fast proportional seyn wird, den er übermäßig. Muß er solten tragen, die die Schülern niederdrücken, so wisse man, daß er nichts thut, als dem Verufe gemäß handelt, den die gegenwärtige Verknüpfung der Dinge jedem auflegt.

S. 21.

Der Beweis meines Hauptsatzes gründet sich auf die größere Belohnung, die auf eine längere Jugend erfolgt. Ein Rasender, als Rasender, kan keine Jugend ausüben. Wie sieht macht der eine Ausnahme? Auch nicht! wenn ich alles zugäbe, so folgte so viel, daß mein Satz nicht auf ausserordentliche Exempel wäse, und das ist kein Fehler. Ist doch kaum ein Satz in der Welt, der nicht an eine einzige Verbindung gebunden wäre; oder es folgte, daß er nicht von Menschen geise, die ihrer Moralität nach, nicht als Menschen anzusehen wären. Und das thut zur Sache weiter nichts. Dann, von denen habe ich nicht reden wollen, wie der Beweis zeige. Ich brauche aber auch nicht einmal, diese Folgen einzuräumen. Man siehe, daß die Raserey einen Zugendhaften überfällt, und dafür kan mein Satz nicht, daß es dieser oder jener nicht ist. Den Augenblick zuver ehe sie ihn überfällt, übt er entweder eine Jugend selbst aus, oder hat doch

den

den kräftigen Willen dazu. Nun überlege man, ob es Gott zulassen werde, daß sich die Gemüthsverfassung, die einen solchen Willen voraus setzt, zu einer Zeit verändere, da es der Mensch geschehen lassen muß, weil er sich bloß leidend verhält, und, daß sie unter solchen Umständen wegfalle, da man keinen Zweck ausdenken kan, den die göttliche Weisheit dabei hätte. Man müßte sich Gott sehr ungerecht vorstellen, wenn man dieses glaubte. Folglich ist es bey diesem Menschen durch die ganze Zeit seiner Raserey so viel, als wenn er seinen kräftigen Willen zur Jugend hätte. Nun wird dieser so gut, als eine äußerliche That, bey gleichen Umständen belohnt. (S. 5.) Folglich verleiht der Rasende an seiner Belohnung nichts, wenn er noch so lange lebt; und an jedem Augenblick seines Elendes hängt ein Wohl, welches unaussprechlich ist.

S. 22.

Gleichwohl hat sich Paulus den Tod gewünscht; und er hat sich ihn nie Ueberlegung gewünscht! Wenn ich mir es nicht zum Beispi gemacht hätte, die tiefste Hochachtung gegen diese heilige Männer zu hegen, denen wir das Wort des Lebens zu danken haben: so könnte ich mich darauf berufen, daß sich, bey der allgemeinen Verderbniß der Menschen in sitlichen Sachen, auch auf deren Exempel nicht stützen lassen. Oder, wenn ich mich traute in wenig

machen, die auf subtile Unterscheide, und das wahre Wesen des höchsten Endzwecks ankammet, den wir uns in unsern Thoren vorsetzen sollten: so hätte ich hier die schönste Gelegenheit, zu bestimmen, wie weit man sich den Tod wünschen dürfe, und zu beweisen, daß sich Paulus ihn nach den erforderlichen Bedingungen gewünscht habe. Es wird aber genug seyn, meine Gegner mit ihren eigenen Sätzen zu widerlegen. Sie berufen sich auf den Apostel, als einen Vater ihres Glaubens; Sie thun wohl daran. Sie müssen ihn also für einen Mann halten, der das Wort des Herrn als wahr erkannt. Nun erkennet man mehr als einem Drey, daß viele Jahre als was herrliches anzusehen sind. Folglich muß er sie auch dafür ansehen; und solchergestalt den Tod wünschen, ohne jenes zu längern; das ist: ein heiliges Verlangen nach dem Himmel haben, welches er dem Willen und Gehorsam gegen Gott gemäß einrichtet, und gleichwohl auch den Satz glauben, daß langes Leben von ungemeinem Werth sey.

S. 23.

Vielleicht aber wirft man ein, daß Paulus aber doch beysege: das Abschneiden wäre gar viel besser Phil. 1. 23; wie leicht sieht man hinzu, daß sich das auch sehr leicht begreifen lasse, weil der eher sterbende, wegen seiner wenigen Zuden, freylich auch weniger Belohnung im Anfange, aber doch dieselbe eher gemisse, folglich den zeitig einhole, der unsterblichen auf der Welt lebt. Ich kan das

bey

ben gegenwärtiger, Abhandlung, zugeben, ohne meinen Satz fahren zu lassen. Man sieht leicht, daß ich den Werth eines langen Lebens hier bloß nach seiner absoluten, nicht relativischen Größe, betrachtet wollen. Ich dürfte nur zeigen, daß das lange Leben einen vorzuziehlichen Werth hätte, wenn ich in meinem Dilemmatischen den Trieb rege machen wollte, mit seinem Leben schön zu thun, so lange es ihm Gott erlaubt. Uebrigens ist das ganz eine andere Frage, ob nicht auch ein zünger Tod, den die göttliche Vorsehung verhängt, einen vorzuziehlichen oder wol noch größern Werth, als ein langes Leben, habe. Das erfordert eine besondere Untersuchung, die hierher nicht gehört.

S. 24.

Voritz erinnere ich nur noch das einzige, daß auch der Soldat keinen Deckmantel für seine Feinheit in meinem Satze finde. Dieser läßt ihn nicht tollkühn werden; aber er verbietet ihm nicht, tapfer zu seyn. Er jagt den Unmenschen aus seiner Seele, und bildet den Helden in ihr. Er leidet nichts Niederträchtiges an ihm, um das edle, was ihm schmilzen soll, ihm ganz ungetrübt zu drücken. Ist was großes,

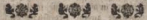
wenn man, schwelgriffich mit einem Blute umgehrt, so man nicht ihrert achtet? Wills viel sagen wenn man eine Hütte zertrümmert, die uns zum Eckel worden? Wundlings dem Tode in die Arme zu rennen, was ist für Kunst? Ihm mit offenen Augen entgegen eilen, alles übersehen, was streckterlich an ihm ist, und doch nicht erzittern, was erforscht das für Edelmuth? Schätze dein Leben, Krieger! Es gehört dem Herrn der Herrscharen. Wills du es verschwenden? es gehört deinem Vaterlande. Wills du es ihm entreiffen? Opfre das selbe beyden auf! aber nicht eher, bis sie es von dir fordern. sonst wirst du jenem ungehorsam, und diesem untreu. Wäge deine Blutstropfen! Die Vorsehung zählte sie dir zu, ehe du sie fühltest. Veranche beides, Muth und Klinghant, sie zu bewahren! Hilt beides nicht, so verprüge den letzten mit lächelndem Munde! Stürz! aber nicht für dich, und deines Vöhen, die Erbsucht! Erb für das allgemeine Wohl! Und dein Staub lehre die Enkel, daß niemand sein Leben schöner magt, als der es in dem Augens blickt magt, da er es hoch schätze! Und oledenn kon dieser Satz in der That gelten: Dulce est pro patria mori!

D letzte süße Stunden!

Im Leben hab ich noch kein solches Glück empfunden.

Wie schön ist nicht der Tod, der Tod fürs Vaterland!

Codilla,



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Der heutige Aufsatz ist an die Intelligenz - Expedition ohne Zuschrift eingesandt, vermuthlich um unsern gelehrten Venträgen einverleibet zu werden. Da man uns ohne alle Nachricht gelassen, so müssen wir freylich bekennen, daß wir den Sinn des Herrn Verfassers nicht ganz penetriren. Soll diese Abhandlung eine Astronomielehre vorstellen, so scheint die Lehrart doch zu abgebrochen und altväterisch, so neu und wohlgebohren auch die Ausdrucke selbst lauten. Soll sie eine Ironie seyn, so würde der Verstand an vielen Stellen dieser Schrift leiden, von deren Vortrag sich das Gegenstück nicht richtig denken läßt. Am wenigsten können wir sie für eine Satyre, oder für eine spöttisch seine Nachahmung unser Blätter halten, weil der Augenschein gleich überführt, daß wir uns in astrologische Materien niemals eingelassen. Weil es uns an Lehrern nicht feh-

let, die etwas weiter als wir seyn, so läßt sich deren Einsicht wohl nicht leicht durch unsre Worte beder zu solchen Ausarbeitungen aufgelegt Herr Verfasser seinen Namen nicht verschweigen werde, wenn wir ihn darüber aufzufordern nöthig hätten. Es war übrigens nicht zu viel, wenn die Auctores solcher Gedanken, die, ohne zu hinken, auf Stelzen gehen, gleich mit ein Paar Worten ihre Absicht meldeten, damit sie ohne langes Bedenken in Prüfung gezogen werden könnten; oder wenn sie ihre wohlangefangenen Materien nicht auch einmal im Ende ließen, so wie ehemals die verkürzte Bengelische Erklärung der Offenbarung St. Johannis wider unser Verschulden von dem uns unbekanntem Verfasser derselben noch völliger abgeklärt, und ganz unterbrochen worden. Wir kommen nun zur Abhandlung.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Des erleuchteten und theuren Meisters

Oder

Johann Lichtenbergers

Verkürzte Erklärung seiner Practica,

von der grossen Konjunktion Saturni und Jovis im Jahr
 MDCCCLXXXIV, desgleichen Eclipsis der Sonnen im LXXXV,
 während bis man schreibt LXXVII Jahre, aller Stände der
 Welt böse und gute Zufälle verkündende, mit seinen
 seltsamen Figuren

in

Frag- und Antworten

abgefaßt.

Vorermärkung.

Der Ruhm und die Gloire un-
 sers erleuchteten Meisters, als
 dessen Seele den astralischen
 Einflüssen der hohen und schweren
 Planeten mehr offen gestanden, als
 irgend eines andern Sterblichen,
 dem der Kopf wenigstens ein
 paarmal in seinem Leben er-
 rückt gewesen, oder auf der
 unrechten Stelle gestanden, ist

so erhaben, daß wenn ihm auch
 einige wenige Vollmessen der Ster-
 ne als Nostradamus, (*) Par-
 tridge, (**) Bakerstaff, (***) an
 Zuverlässigkeit und prophetischer Gründ-
 lichkeit gleichen: so wird dennoch ihre
 Auslegungskraft der Sterne, gegen
 die demonstrative Dunkelheit des
 selbes Planeten-Mannes, mehrtheils
 schwach geachtet werden müs-
 sen.

(*) v. Dieß. Hist. Crit. de Basle, voce Nostradamus.

(**) Ein gelehrter Schußfächer und Doctor Astrologie in London, von dem
 es wohl heißen möchte, vitæ futor vitæ crepidam.

(***) Vir astrologissimus, illuissimus, generosissimus Anglus.

ten. Man kan dieses so gleich aus
 dem, einem Astrologo, der in dem
 Himmelsbuche leses, würdigen Titel
 seiner goldenen Practica schliesen,
 wenn man ihn mit den Worten des
 größten Epötters der vergangenen
 Zeiten in der Elogie de la Folie
 vergleicht, (*) N'oublions pas les
 Astrologues. Ces heureux clair-
 voyans ont le ciel pour Biblio-
 theque et les astres pour livres.
 En vertu de cette etude ils sont
 sûrs de l'avenir, ils l'annoncent,
 ils pressent des choses, dont
 les meilleurs Magiciens n'ose-
 roient se mêler. &c. Da aber
 Lichtenbergus nicht eine, den ver-
 trouten Händwerkenden des Himmels
 so ungemöhnliche Modestie und Be-
 schüdenheit wie von aller presu-
 mtion und arrogantia so weit entfer-
 net ist, in seinen Prophezeungen be-
 weiset, gehalten er sich in Figura
 practice prima, freud und betend
 hat abnehmen lassen, (**) dabey
 einem viel natürlicher hören
 und sehen vergehen sollte, als
 über einer peinliche de Leda par
 le celebre d'Arnaud; siehe les re-
 veries poetiques de M^r. de BAN
 p. 28. Tome III.: so kan man

auch keine andere Ursache angeben,
 warum unser selbiger Lichtenbergus mit
 keinem Sternseher so zufrieden gewes-
 sen ist, als mit diesem Meister,
 (Vide prælationem St. LUCIANI
 ad huius L. REARTE S. A. 1600 in
 Vaticanis Tom. III. Scriptorum p. 406
 edit. Jenensis) dergestalt, daß je-
 ner Kennengeseher in Danzig: wäh-
 rend des letzten Krieges des grössten
 Cæsaris, Marci Aurelii und
 Juliani gegen seine Feinde, seinen
 Werkstagsesellen, auch nicht einmal
 erlaubt hat, die Zeitungen in einer
 Bierstube zu lesen, wo sie nicht
 jedesmal das Büchlein Lichtenbergers
 bei sich hätten um jene Erzählun-
 gen mit dieses Mannes Prophezeun-
 gen zusammenhalten zu können, und
 sich über deren Erfüllung zu freuen.

Ich habe noch etwas von der
 Schreibart dieses bezeichneten Einstie-
 lers zu erinnern, damit unsere so ge-
 nannten starken Geister, bey denen
 so, wie bey hohen starken Häusern,
 die oberste Etage die schwächste zu
 sein pfleget; (vide eines Ungenan-
 ten cathetische Anfrage n.) nicht
 an ihrem gout delicat ein Pro-
 scription erleiden mögen, die

3 2

sic

(*) Edition d'Amsterdam MDCCXXXI selon la traduction de M^r. Gae-
 deville, page 137.(**) Diese Erniedrigung sehet für einen wahrhaftig erleuchteten Astrologus
 zu weit, indem noch kein Vernünftiger von diesen Naturforschern
 verlangt hat, freud und betend die Sterne zu berechnen.

sie nicht verdauen werden,
 weil sie sie nicht verschlucken
 können, und welche über eine
 übelgerathene Construction einer
 Nidensart ein so erschreckliches
 Geschrey im Hause zu machen
 beginnen, daß schon alle Hottentotten glauben müssen, die
 Sterne können nicht steigen werden:
 Mit dieser Männer Schul-
 krankheit will ich kein Mitlei-
 den haben, wenn sie, wegen
 ihres schwachen Magens wil-
 len den Stahl und das Eisen
 unsers weisen Meisters nicht ver-
 dauern können: Sondern, ihnen
 zum völligen Vomitiv die Worte
 anzuführen, die Gelegenheit zu dieser
 Abkürzung der Practica unsers Lich-
 tenbergers gegeben haben, die auf
 der zweiten Seite also hießen:
 „Als Johannes am ersten spricht:
 „die Rinder ackerten, und die Esel
 „weideten, darum sollen die untersten
 „dieser Welt, die bezeichnet werden
 „durch die Esel, in den Dingen,
 „die man glauben soll, anhangen,
 „den obersten himmlischen Körpern,
 „die durch die Rinder bedeutet wer-
 „den. Und darum, ich Ungenannt (*)

(*) Dieses ist, wie auch der einfältigste Tropf unter meinen Lesern
 deutlich denken kan, nur eine verfehlte Bescheidendit unsers Pro-
 pheten, denn er hat sich auf dem Titulblatt nicht allein Meister Jo-
 hann Lichtenberger genannt, sondern sich auch dafest in der Gestalt
 eines alten Einsiedlers verblümmter Weise abnehmen lassen.

„fürchtende den Zorn des Teufels,
 „stehend auf in der Wildnis, als
 „die arme Ruth, und folgend nach
 „im Feld Boas, und den Schmitz
 „tern, das ist, den vorgewesenen
 „Weisen und Urtheilern der Sterne
 „im Acker mancherley Arbeit, sam-
 „lend die Körner und Aehren man-
 „cherley Schrift, der Sterne Urtheil
 „und Experiment. Was die schwere
 „Coniunction der Planeten auf
 „sich trage und anzeigen, was auch
 „die Eclipsis und Leiden der Sonne,
 „dieser Welt zu verstehen geben,
 „hab ich durch rechte Bericht des
 „Christians, in dieses Büchlein mit
 „kurzen Worten zusammen gesetzt,
 „als daß den Lesern offenbar wird.

Welche Worte uns in das Bes-
 heimniß der damals künftigen, jetzt
 aber ohne Zweifel gegenwärtigen Zeit
 führen, und einem jeden, dem sein
 Sinciput noch sanum ist, dem
 sensui communi gemäß, den
 Apetit erregen müssen, hinein zu
 schauen, was der Geist Lichtenber-
 gers von den Jahren, in welchem
 wir leben, in dem Saturne, Jove
 und der Eclipsitten Sonne gesehen
 habe:

habe: So wie ein Bauer, der
 noch seine fünf schwache Sün-
 ne zusammen zählen kan, wenn
 er seine gnädige, etwas fransö-
 sisch sprechende Frau, in der
 Spiegel schauen sieht, gleichfalls hin-

ein gucket, um seine rosigte Nase
 und schmutzigen Bart zu betrachten,
 welches ihm, bey unsern Ehren!
 nach Jac. I, 23, nicht verarget wer-
 den darf.

Verkürzte Practica

Meister Johann Lichtenbergers.

Erste Frage.

Wie können wir, posito, daß
 in Saturno und seinen Sa-
 tellitibus Menschen wohne-
 ren, auch selbst die Sonne, wie
 man unter der Hand verneh-
 men will, nicht ohne ihr gemäße
 Einwohner sey, so wie es von dem
 Monde, d. i. unrer Lunae und
 Satellit in Betrachtung dessen, daß
 man in derselben Bisse zu Weinen
 gesehen, und Berge, Thäler und
 Meere wahrgenommen, verlauren
 will, daß sie bewohnet sey, ver-
 steht kein, daß unsere Schicksale,
 i. e. das Archiv der Acten des
 menschlichen Geschlechtes in den Ste-
 ren aufbehalten werde, und dafest
 von einigen, die ein gesund übrig
 gebliebenes Hirntheil haben,
 gelesen werden möge?

Antwort: Daß PTOLOMAEVS
 mit seinem Systemate mundi und
 seinen Coelis crystallinis & har-
 monicis längst ausgezehret wor-
 den, wie solches der gelehrte Poly-
 histor und Philosophus des
 BAILE per praenumerationem
 bewiesen, und daß auch der sehr
 berühmte dänische Astronomorum
 princeps Tycho de BRAHE, von
 dem ein französisches Memire sehr
 fälschlich vorgebet, daß er ein Prinz
 gewesen; indem es hier dem Ge-
 meinsten Dummkopfe bekannt ist,
 daß in der letzten schwedischen Cen-
 suration ein Oberster von Brahe,
 der nur Graf genant wurde, durch
 Urtheil und Recht auf dem Ritter-
 hof in Stockholm enthauptet wor-
 den, gleichfalls der Sonne eine sehr

lächerliche Spazierfahrt um un-
 freie Planeten angewiesen, bis
 ihm endlich der unvergessliche Frauen-
 bürgische Canonicus, NICOLAVS
 COPERNICVS, der aus Thorn
 gebürtig gewesen, die Vermunft
 eintretet, obgleich jener schon
 hundert Jahr vorher an der
 Tafel des Kayfers MARTINVS
 den Grund zum Tode dadurch
 gelegt, daß er sich des Uria-
 lassens enthalten, und die da-
 malige Philosophen gelehret hat,
 wie die Sonne bisher ihre
 Manouvers am unsern irdischen
 weggenacker hätte, und man
 sie durch ein *id. quod erat*
demonstrandum am Jernmantel Na-
 gelfest machen mußte, welches
corpus privilegiatum, nidistam nur
 mehro auch der lieben Sonne
 durch den Copernicum nego-
 ciiert, und von allen jetzi-
 gen Philosophis *scholasticis et pu-*
blis genant *con sacro*, bes-
 sonders nach Stand und
 Würden, in bester Kraft
 rechtens gegeben, bestätigt
 und promulgirt worden,
 ist lippis & tonantibus no-
 tum und bekant. Nun ist

es nicht mehr fragens werth,
 ob die Planeten nebst unsrer
 Erde und ihrem Kammerdiener
 um die Sonne herumspazieren
 wollen, oder nicht? Sie müß-
 ten, wofür sie anders leben
 wollen. Aber das ist die Fra-
 ge, die Weiland cardinem (*)
 rei gassnacht, ob Sie mit
 ihren eigenen, oder mit andern
 Hüffen diese Last auf ablegen, weil,
 wenn, wie, inter nos gesagt,
 das letztere wahr seyn sollte,
 solches ein demonstrativischer
 Beweis für die Einwohner in den
 Planeten abgeben dürfte, über
 welchen für einen Men-
 schen, der nur fünf Sin-
 nen hat, kein größerer Grad
 der Deutlichkeit möglich ist.
 Und solch, wenn es Einwoh-
 ner giebt, giebt es unter ih-
 nen auch eben so, wie unter
 uns Leute, die da schreiben, und
 wiederum Leute, die da lesen
 können; woraus dann mit der
 größesten Evidence folget, daß
 man die Planeten Schriften auch
 hier lesen könne, NB, Wenn
 man es versteht, und scharfe
 Augen hat: Wie auch Aristot-
 teles

(*) Cardo neß einigen andern in do & go sind eyngeachtet ihres Eddi-
 gungen generis masculini v. Langii Gramm.

teles (*) saget: Niemand ver-
 steht Dinge, die er nicht ver-
 steht. Obgleich dieser große
 Mann sich nicht untersehet, zu
 bestimmen, in welcher Ordnung
 ihr Alphabet gelernet werde, weil
 er davon in seinen Büchern
de praedicamentis & praedi-
eabilibus, nichts meldet, ich auch
 in seiner göttlichen Abhandlung,
de haecceitate & ipseitate nicht
 ein Wort davon gefunden ha-
 habe. Das aber wäre ein
 Subiectum zu einer Preischrift
 auf legend einer Academie des
 sciences, zu untersuchen: Ob
 auch im Saturno, wo der
 Brandwein so hart gestie-
 ret, als unsere Diamanten
 sind, nicht auch die Spiritus
 fyncipitis insam, das ist, der
 Wahnsinn mancher Gelehrten noch
 dem sensu communi ausriere,
 und solche Leute alda nicht
 außer Stand gesetzt werden, theils
 vor Käse die Feder in die
 Hand zu nehmen, theils wegen
 der enffelichen Wirkung dersel-
 ben an ihrem iudicio *discernis*
 etwas weiter zu thun, als mit
 den Leuten nur sachre, und
 wie ins Ohr zu sprechen?
 Weil wenn dieses mit geome-

trischer Gewißheit bewiesen wä-
 re, durch die Affirmans ohne
 Zweifel der Astrologie ein Bein
 untergeschlagen würde; man
 aber doch zur Schodloshaltung
 alle unsere Epitomatores cum
 sensu communi dahin schicken
 könnte, damit sie dort ihre
 Manouvers besser machen ler-
 neten; siele aber die Affirmans
 auf die Seite der Astrologie:
 So wäre es so gewiß,
 als 2 mal 2 nicht 3 seyn
 können, daß man aus dem
 Planeten unsere Schicksale lese;
 und daß wir uns eben daher
 genediget sehen würden, für den
 sensum communem unserer Ca-
 techeten und Verkürzer hier,
quoique le baionette au tour du
suyl, Tollhäuser bauen zu las-
 sen, da es alsdann wohl wahr
 werden könnte, was KVRIPIDES
 von sich selbst gestanden
 haben soll: *Nillum esse magis*
ades horribile malum, quod in ho-
minum (i. e. sensu communi
 praeditum) *non odest.*

Und also hätten wir zum
 letztenmal mit der so sehr
 gefälligen Bescheidenheit ei-
 nes

(*) in libro X. τῆς σοφίας τῆς ὑπερβαλλούσας.

des Schriftstellers, und ver- den Schriften eines der sie
muthlich doch raisonabler bewürdigsten Gräse finden möch-
von der Insueng der Gestirne te, wenn er spricht:
geteget, als man wohl in

Je suis du grand Cardan disciple studieux
la lune en plein midi se presente à mes yeux.
c'est elle, qui m' aprit, en tournant sur son axe
que la Pologne encor se joindrait à la Saxe.

Epitres diverses p. 154.

(Die Fortsetzung künftig.)



XXIV. Stück.
Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1763.

Betrachtungen *P. 1. 1763.*

über die Geschichte eines wahnsinnigen Bauer-Mädchens,
in dem XXI. Stück der gelehrten Beyträge zu den Rigischen Anzeigen;
besonders

über die bey Gelegenheit derselben aufgeworfene Frage:

**Ob Gott mit Sündern, die in Unbußfertigkeit gestorben, in
jener Welt ein ander Auskommen wisse, daß sie auch
noch selig werden?**

Dob zwar die Erdeterung schwerer
Lehrsätze und problematischer
Frageen aus der Theologie für
öffentliche Anzeigen nicht eigentlich ge-
höret, auch nicht zu wünschen ist, daß
die hiesigen beliebten Beyträge ein
Kampfsplatz der Theologen werden mög-
ten; so werden doch nachstehende Bes-
denken über die jetzt angezeigte theologi-
sche Frage, nach dem Urtheil billiger
Leiter, allhie nicht am unrechten Orte
erscheinen, da man sie in einem dieser
Blätter den Theologen zur Beantwor-
tung ausdrücklich vorgelegt hat, oh-
ne dabey zu melden, wohn und an wen
die Antwort abgeschicket werden solle.
Der Geschichte des wahnsinnigen Bauer-

Mädchens, die dazu die Veranlassung
gegeben, begehre ich so wenig überhaupt
zu bestreiten und zu leugnen, als ich ge-
kommen bin, bey einem und andern Um-
stande derselben Zweifel zu erörtern, die
vielleicht mehreren Lesern, wie mir, bey
der Erzählung des Herrn Verfassers
eingefallen sind. Sie hat eine innere
Glaubwürdigkeit, das heißt, sie wird so
erzählet, daß sie sich auf die beschriebene
in Weise zugetragen haben kan. Die
äußere, oder daß sie wirklich also ge-
schehen, muß sie, wie alle Geschichte,
von ihrem Ueberer oder Erzähler bekom-
men, der ihr Zeuge ist. Diese aber wird
ihre von dem Herrn Verfasser selbst, durch
die gänzliche Verschweigung seines Na-

mens, seiner Person, des Ortes, wo die Sache geschehen seyn soll, der Art, wie die Untersuchung mit dem Mägdchen angestellet worden, und wider, der Verfasser, an diese Nachrichten gekommen, besonders da er mit dem Prediger, der dasselbe befraget hat, nicht eine Person seyn will, bisher noch entzogen. Die historische Gewisheit hat freilich auch schon an einem Zeugen genug, wenn er ein redlicher und verständiger Mann ist, von dem man versichert seyn kan, daß er die Wahrheit sagen können und wollen. Wie kan man aber diese Versicherung von einem ganz unbekanntem haben? Wer sagt es? wer erzählt es? hat man auch alle Umstände richtig beobachtet? wird alles auch nach der Wahrheit gemeldet? so fragen gleich Leute, die nicht gewohnt sind, eine jede Erzählung, oder alles, was gedruckt ist, für Wahrheit anzunehmen; und bey manchen gilt die Erzählung eines Unbekanntem nicht mehr, als ein Brief ohne Unterzeichnung des Orts und Namens. *Katam testis debet habere fidem.* OVI.

Die in die Weltweisheit und Axiomaphilosophie eingeschlagenen Gedanken des Herrn Verfassers über diese Begebenheit mögen dieselben prüfen, deren eigentliches Werk diese Wissenschaften sind. Die werden ihn denn ohne Zweifel gar bald, nicht mit Systemen, davon er ein besonderer Feind zu seyn scheint, sondern mit Erfahrungen und Gründen, übersetzen, daß es auch mit

Verrückung ja einem wirklichen Unsinne, bey kaltem Blute und richtig gehendem Pulse gebe; daß kein vernünftiger Weltweise die Träume grade zu für Wirkungen des Bluts ausgeben, und daß, wenn man sie auch aus der Beschaffenheit des Bluts herleite, oder nach derselben bestimme, noch sehr viel fehle, doch man darum eine materialische Seelenlehre, oder zu behaupten gezwungen sey. Besonders mögten sie mir der Schlussart des Herrn Verfassers nicht zufrieden seyn, durch welche derselbe nicht allein den Traum des unglücklichen Damer-Mägdchens, sondern endlich alle Träume zu Wirkungen fremder Intelligenzen zu machen sich bemühet. Was ihm ab vniuersali ad particulari schlüssen heiße, das mögten sie wohl eher für die fehlerhafte Schlussart a particulari ad particulari, a specie ad speciem, oder wohl gar a particulari ad vniuersale, befinden, woferner der Obersatz nicht in dieser Allgemeinheit abgefasset ward: Alle Träume sind Wirkungen guter oder böser Intelligenzen, in welcher Allgemeinheit aber der Herr Verfasser scheinlich den Beweis desselben schaffen wird, der wenigstens aus der Erfahrung nicht genommen werden kan. Von prophetischen Träumen ist hier die Rede nicht. Womit aber will der Herr Verfasser beweisen, daß alle vornehmde u. erzählende Träume Wirkungen der Geister sind, gesetzt, daß erliche es wären? und wenn ja diese Art der Träume von Geistern gewirkt würde,

wie folget daraus: daß auch schreckende und verrückende allemal eine Wirkung der Geister zur Ursache haben? Oder was ist das für eine Schlussfolgerung, weil wir die Ursache von der Association der Ideen in den Träumen (eine Sache, darinn der größte Weltweise seine Unwissenheit ohne Schande bekennen kan, und deren wir auch in der Erklärung der Seelwirkungen ganz wohl enddrehen) in den allerwenigsten Fällen wissen, also werden alle Träume, deren Entstehung und Fortgang wir nicht einzeln, von Geistern gewirkt? Auf solche Art gäbe es denn gar keine natürliche, wenigstens keine natürlich böse und schädliche Träume mehr. Eine Philosophie, die den Weltweisen unserer Zeit, ja selbst den Theologen, nicht sonderlich gefallen wird, die, wenn sie gleich einen allgemeinen Zusammenhang der Beschöpfe in der Welt gerne zugeben, dennoch mit allen vernünftigen Philosophen darin einstimmen, daß man nicht Geister herbezurufen und in die Erklärung einer Sache mengen müsse, so lange sich dieselbe, in den Umständen, da sie geschehen, aus natürlichen Kräften erklären lasse.

Die Theologischen bey dieser Begebenheit eröffneten Gedanken und Sätze des Herrn Verfassers sind es eigentlich, auf die meine Anmerkungen gehen, und es ist nicht eben das Kopfschütteln der Geistlichen, als

vielmehr die Verletzung der göttlichen Wahrheit, und die überaus nachtheiligen von demselben zu befragenden Folgen, die ihm die öffentliche Bekanntmachung derselben hätten bedenklich machen müssen. Jedermann wird sich, mit mir, wundern, warum der Herr Verfasser, wenn er im Ernst Unterrichts verlangte, und es ihm bloß um Wahrheit zu thun war, seine Gedanken nicht lieber dem Prediger seines Ortes eröffnet und sich von demselben zurecht helfen lassen, als daß er sie öffentlich in die Welt hineinschrieb, und in der Ferne von Männern, die er nicht kenne, denjenigen Unterricht suchte, den er ganz in der Nähe haben konnte. Einen Mann, der, wie er versichert, einzig und allein Jesum für uns und in uns mit schöner Frucht prediget, wird er doch wohl für einen Lehrer erkennen, der den Geist der Salbung habe, der die Kraft Gottes und die Schrift verstehe. Ein solcher Mann würde ihn ja wohl über seinen Kummer wegen des Schicksals des unglücklichen Damer-Mägdchens, nicht eben nach dem System, wenn ihm das ja unerträglich gewesen wäre, sondern aus der heiligen Schrift und nach der Heilsordnung, ohne welche Christus für uns und in uns weder richtig noch kräftig geprediget werden kan, zufrieden gestellet haben. Noch mehr wird es nach-

denkende Leser bescheiden, wenn sie hier das Verständniß erblicken, daß der Prediger selbst ihm zu den Gedanken, die er von dem Schicksal der Seele dieser besagtenwürdigen Person in jener Welt vorbringt, Anleitung gegeben und mit ihm tief sinnig darüber geworden sey. Sehr wenige werden hiebei noch einen Augenblick zweifeln, daß der Herr Erzähler und der Prediger nicht eine und eben dieselbe Person seyn sollten, und alsdann von einem solchen Mann entweder mehr Wissenschaft in der Theologie, oder mehr Besinnlichkeit bey besondern und unchristmässigen Meinungen und Zweifeln, zu deren Lösung seine Erkenntnisse nicht zureichen, mit Rechte fordern.

Ich lasse die ganze Erzählung mit der von dem Herrn Verfasser angenommenen Ursache der so kläglichen Verücklung stehen; nicht weil ich von der letztern gänzlich überzeugt wäre, sondern weil sie es seyn kan, und ich jetzt nicht die Erzählung, sondern die Urtheile und theologischen Sätze des Herrn Verfassers zum Augenmerk habe. Ein unglücklicher Traum, derselbe Traum, den der Prediger ihr abgetragen haben soll, mag die Person verwirret haben, unerachtet auch ganz andere innerliche und äußerliche Ursachen, in den Tagen der allerstrengsten und das

mal fast allen Leuten unerträgliches Sommerhitze, solches bewirket haben können. Und wenn der Herr Verfasser aus seinem versicherten mitleidigen Character dafür hält, daß sie selig worden, so habe ich nichts dawider. Ich gönne ihr solches von Herzen. Ich wünsche ihre Seligkeit und bin als Mensch und Christ sehr geneigt, mit dem Herrn Verfasser, dieselbe zu hoffen und zu glauben. Nur kan ich mir darinn die Gewisheit nicht schaffen, mit welcher er dieselbe aus diesem Grunde behaupten will, weil sie unsäglich gemacht worden, ihrer Verdammniß zu entgehen, ohne Schuld daran zu seyn. Woher weiß der Herr Verfasser dieses? Gesieht, sie hätte bis zu der letzten Nacht, da der böse Traum sie um ihre Vernunft gebracht, die Gnade Gottes verachtet, Christum in uns und für uns sich verächtlich predigen lassen, seine Gedult auf Aushwahlen gezogen, und in Hurerey, Diebstahl, Lüge, Betrug und andern lasten, die vom Reiche Gottes ausschließen, wissenschaftlich gelebet und nachwillig beharret; und sie wäre in diesem Zustande um ihre Vernunft gekommen; könnte man alsdenn wohl von ihr sagen, sie sey unsächtig gewesen, ihre Seele zu retten, da es ihr bis zu der letzten unglücklichen Nacht an Mitteln, Gelegenheiten, Zeit und kräftigen Erweckungen dozu nicht gefehlet? und

und könnte alsdenn wohl jemand sie von dem Verdict einer ewigen Verdammniß mit Gewinde frey sprechen? Der Herr Verfasser tuht es ohne Bedenken. Und was noch mehr, Er spricht nicht allein dies Mägdchen, für welches allerdings das Mitleiden redet, von der Verdammniß frey. Er weiß für alle Aushlöse, Hurer, Spitzbuben, Verräther, Hochmüthige und Diebe Rath, wenn sie auch in aller Betrachtung des ihnen gepredigten Christi Jesu für uns und in uns, und in der vollen Lust zu sündigen, gestorben sind. Er eröffnet noch nach dem Tode einen Weg zum Himmel, der allen denen, die in dieser Welt nicht Lust haben, sich zu bekehren, sehr wohl zu staten kommen könnte, wenn er nur wahr wäre. Nach seiner Meinung hat Gott in jener Welt noch ein ander Auskommen mit diesen Leuten, da giebe es irgendwo einen Ort, sie thätig zu machen. Jesum, als ihren Heiland, lebendig zu erkennen, und darauf nach dem Maß ihrer Erkenntniß, auch ihre Seligkeit zu gemessen. Und, da alle diese Leute in seinen Augen, wie das Baur-Mägdchen, nur Wahnsinnige sind; so hält er ihre ewige Verwerfung und Bestrafung für eben so ungerecht, als er jenes ewige Verdammniß für die grausamste Tyranney, erklärt hat. Schöne lehren, bey welchen der Herr

Verfasser auf den Beyfall der größten Zahl von Menschen in allen Ständen ganz sichere Rechnung machen kan, und die ganz gewis den sichern und euchleren Weltkindern viel willkommenere sind, als die dringenden Ermahnungen treuer und um das Heil der ihnen anvertrauten Seelen sorgfältig bestimmter Lehrer: seher zu, daß nicht jemand Gottes Gnade veräuere; schaffet, daß ihr selig werdet mit Suche und Hiren.

Der Herr Verfasser bestimmt nichts, weder von dem Orte, wo die Zurechtbringung und Errettung der Gottlosen in jener Welt, noch von der Art und Weise, wie dieselbe geschehen werde. Er bleibe bey einem allgemeinen anderweitigen Auskommen Gottes mit den Sündern in jener Welt. Da er aber auf eine Lüchelmachung derselben an irgend einem Orte, Jesum lebendig zu erkennen und durch ihn selig zu werden, dabei sieht; so erklärt er sich dadurch für eine von diesen zwei Meinungen, die vor ihm schon verschiedene mit allerhand Scheingründen, auch wohl mit Christstücken zu behaupten, sich die vergebliche Mühe gegeben haben: entweder, daß die Gottlosen in jener Welt durch eine lange Qual endlich bekehret, und wie durch ein Reinigungsfeuer zu Gefäßen der göttlichen Gnade

ausgebrannt werden, oder daß Gott ihnen dort das Evangelium noch setzen, und wor mit einer solchen Kraft, predigen lassen werde, daß sie zuletzt doch an Jesum noch glauben, und durch Ihn selig würden. Beide Meinungen sind längstens von grossen und verdienten Lehrern unserer Kirche gründlicher, als es von mir geschehen kan, völlig zerstücket worden, auf die ich den Herrn Beseßer, zu seiner Belehrung, wohl verweisen wollte, wenn ich nicht besorgte, daß es mich dafür mit zu den heillosen Schwärmern zählen möge, die, wenn man ihnen die Schrift vorhält, oder sie aus der Schrift

antworten sollen, die Aufsätze der Aeltesten entgegen halten. (*) So sey denn hier die Schrift lehren und Richter. Systemen und Aufsätze der Aeltesten entsetzet auch! Was lehret sie denn von dem Zustande der Gottlosen nach dem Tode? Was muß man nach ihren Aussprüchen von demselben erwarten und glauben? Die sind ihrer Zeugnisse: Pred. Salomo XII, 5. Der Mensch fährt hin, da er ewig bleibet. (Ebr. in das Haus seiner Ewigkeit.) Ps XLIX, 20. So fahret sie ihren Vätern nach und sehen das Licht nimmermehr. Joh III, 16. folg. Also hat Gott die Welt geliebet, daß

(*) Vielleicht ist es einigen meiner Leser nicht unangenehm, wenn ich hier die Urtheile unter den andern ansehe. Die scharfen und bündigen, wohlüberlegten Gedanken, die sich, nicht dem dazu gehörigen Schreibenden, bey seinen heiligen Aedlen finden, enthalten in einer angenehmen Kürze alles, was von dieser Sache gesagt werden kan, und behaupten die Unsterblichkeit ihres großen Urthebers. Als dieselbe nach mehr als zwanzig Jahren von zweien Freunden der Wiederbringung in einer Schrift unter dem Titel: Schrift, und Vernunftmäßige Ueberlegung der besten Gründe für und wider die ganz unendliche Unangefestigkeit der Verdorbenen Gottes, angegriffen und zu widerlegen versucht worden, sind dadurch die gründlichen Arbeiten der Herren Profess. Striebeck und Lanz, Pastor Zimmermanns, Confistorialrath Meene, u. a. d. veranlaßet worden, dadurch die Sache in ein noch größeres Licht gesetzt ist. Wenn man sich diejenige Schrift rechen kan, die ganz neulich bey des in der Grafschaft Neuchâtel entstandenen neuen Unruhen, da Herr Petit Pierre deswegen, daß er die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge öffentlich vorzutragen nicht abtellen wollte, verachtet ihm dieselbe für sich zu glauben, und auch wohl in Privat Unterredungen zu äußern, unterwehrt gelassen, abgelehrt worden, unter dem Titel: Drey Abhandlungen von den Höllestrafen und deren Dauer, zu Jf. 1763. aus dem Französischen übersezt, ans Licht getreten ist.

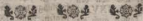
daß er seinen eingebornen Sohn gab — wer an Ihn glaubet, der wird nicht gerichtet, wer aber nicht glaubet, der ist schon gerichtet, denn er glaubet nicht an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes, vgl. mit v. 36. 2. Cor. V, 10. Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Jesu Christi, auf daß ein jeglicher empfinde, nachdem er gehandelt hat bey Leibes Leben, es sey gut oder böse. Ebr. IX, 27. Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben und hernach das Gerichte. Cap. X, 26. folg. So wie muthwillig sündigen, nachdem wir die Erkenntniß der Wahrheit empfangen haben, haben wir ferner kein ander Opfer mehr für die Sünde, sondern ein schreckliches Warten des Gerichts und des Feuerstoffs, welcher die Widerwärtigen verzehren wird. Schroëcklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Besonders die beyden Gleichnisse von dem Reichen Mann und armen Lazarus, Luc. XVI, 22, 23, und von den zehn Jungfrauen, Matth. XXV, 1, da es heißt Zuletzt kamen auch die andern (hör-dien) Jungfrauen, und sprachen: Herr, Herr, süß uns auf-

Er aber antwortete und sprach: Ich kenne euer nicht. S. auch Pred. Salomo XI, 3. Marc. XVI, 16. Luc. XXIII, 43. Gal. VI, 7. u. a. m.

Was können die, die die Schrift für die wahre und einzige Lehrart in Glaubenssachen erkennen und ihren Worten glauben, aus diesen Zeugnissen anders urtheilen, als daß nur die Zeit dieses Lebens die Zeit der Gnade und Befreyung für die Sünder sey, mit dem Schluß dieses Lebens aber sich zugleich die Zeit der Vergeltung aufhebe, die gänzlich nach der Art, wie die Lebensführung in dieser Welt gewesen, eingerichtet seyn wird? Und wenn man noch die Eitelkeit hinzu thut, wo die Seligkeit der Gerechten sowohl, als die Verdammniß der Gottlosen, mit grossem Nachdruck ewig genannt werden, 3. E. Matth. XXV, 41. Gehet von mir, ihr Verfluchten in das ewige Feuer, v. 46. und sie werden in die ewige Pein gehen, die Gerechten aber in das ewige Leben. 2. Thessal. I, 9. Welche werden Pein leiden, das ewige Verderben, von dem Angesichte des Herrn. Besonders die demgemässige sehr nachdrückliche Wiederholung der Ewigkeit der Höllestrafen, Marc. IX, 44, 46, 48. Und du fahrest in die Hölle, in das ewige Feuer, da ihr Weim nicht

nicht fürber, und ihr Feuer nicht verlöschet; muß man als denn nicht mit völliger Ueberzeugung des Herzens glauben, daß der Stand der Vergeltung, beides für die Frommen als für die Gottlosen, ewig, unveränderlich und aller Mittel und Hoffnung einer Besserung und Errettung für die letztern beraubt, mithin an kein ander Auskommen Gottes mit den Gottlosen in jener Welt zu denken sey? Auf diese von Gott unwiederlich gemachte und festgesetzte Ordnung gründeten sich unstreitig auch alle die nachdrücklichen Warnungen an die Sünder, die wir so häufig in der Schrift finden, nicht zu säumen mit ihrer Buße, Ps. XCV, 8. sich wohl zu hüten, daß sie nicht die Gnade Gottes vergeblich empfangen und veräußern. Ehr. XII, 1. zu eilen, ihre Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen. Phil. II, 12. den Herrn zu suchen, weil er zu finden ist. Jes. LV, 6. u. a. m. die man entweder für leere Worte halten, oder die Gedanken von einem anderweitigen Auskommen Gottes mit den Sündern fahren lassen muß.

(Der Besatz künftig)



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Fortsetzung der Betrachtungen

über die Frage:

Ob Gott mit Sündern, die in Unbussfertigkeit gestorben, in jener Welt ein ander Auskommen wisse, daß sie auch noch selig werden?

Schrift muß mit Schrift erklärt werden. Der heilige Geist ist seiner Worte bester Ausleger. Dunkle Schrift, Dichter finden ihre Erklärung in denen Stellen, wo der heilige Geist von eben derselben Sache mit deutlichen Worten redet, und Sprüche, wo einer Lehre nur beiläufig gedacht wird, in denen, wo ausdrücklich von derselben gehandelt wird. Eine Schriftklärung, die eine Lehre vorbringt, davon in mehreren deutlichen Stellen der Schrift das Gegentheil bezeuget wird, ist gewiß falsch, weil es nicht möglich ist, daß der heilige Geist an einem Orte das verneinen sollte, was er an andern und mehreren deutlich bejahet hat. Bey allen Stellen der Schrift, die

verschiedentlicher Auslegung sind, muß die Glaubens Aehnlichkeit fürnehmlich in Betrachtung genommen werden. Und wenn eine Lehre aus der Schrift klar und gründlich erwiesen ist, so ist das Gegentheil derselben auch zugleich mit widerlegt. In historischen Dingen giebt das Stillschweigen der Schrift zwar keinen verneinenden Beweis; aber in Glaubenssachen ist die Nichtigkeit einer Lehre schon dadurch genugsam erwiesen, daß die Schrift nichts davon soget.

Nach diesen Grundsätzen kan ich dem Hrn. Verfasser schlechterdings keinen wahren Schriftbeweis für seine Meinung, daß Gott mit den Sündern in jener Welt ein ander Auskommen wisse, zugesprechen, nachdem das Gegentheil

genheil durch so deutliche und noch drückliche Sprüche der Schrift schon bekümpft worden ist. Er hat wirklich nichts gefunden, wenn er vielleicht in den Schriftstellen, wo von einem Erbarmen Gottes über alle seine Geschöpfe, von einer ewigen Dauer seiner Gnade, von einem selig werden als durchs Feuer, von einer Verkündigung des Evangelii bey den Todten, oder einer Wiederbringung aller Dinge, etwas gedacht wird, ein vieles gefunden zu haben vermeinet. Das sind einzelne Stellen, die wider den gesammten Lehrbegriff der Schrift des Alten und Neuen Testaments nichts beweisen; Stellen von verschiedener Auslegung, deren Dunkelheit aus klaren Schriftbüchern aufgeheitert werden muß, und bey welchen man selbst aus ihrem Zusammenhang mit der übrigen Rede bis zum Augenschein erweisen kan, daß sie von ganz andern Dingen, von dem vorhergehenden Willen Gottes, von dem kummerlichen und gefährlichen Selbmerken solcher Lehrer, die mit den Grundlehren der christlichen Religion allerhand irrige Nebenlehren verbinden und vertragen, von gottlich Todten, von der Darstellung und Erfüllung alles dessen, was die Propheten von Christo geweissaget, reden und diese Sache völlig unberührt lassen. Jetzt es aber dem Herrn Verfasser bey seiner Meinung

am Schriftbeweise, womit will er sie denn erweisen und glaubwürdig machen, und was werden alle seine Gründe, durch welche er einen Irrthum zu schmücken sich bemühet, wider das deutliche und kräftige Zeugniß des Wortes Gottes aussprechen? So bald man an jene Stellen der Schrift gedenket, in welchen so deutlich das Gegentheil bekräftiget wird, ist es gleich um allen Schein der Wahrheit bey ihnen geschehen.

Dies wieder sich noch näher sagen lassen, wenn wir einen Grund nach dem andern vornehmen.

1. Das natürliche Mitleiden macht den Herrn Verfasser geneigt, ein anderweitiges Auskommen Gottes mit den Sündern in jener Welt zu vermuthen und zu hoffen. Es sey seine, diesen Charakter an sich zu fassen. Er ist edel, und wie es mir scheint, noch zur Ueberrest von der unvernünftigen Gleichförmigkeit des Menschen mit Gott. Aber das wird mir der Herr Verfasser doch zugestehen, daß aus dem Mitleiden die Wahrheit oder Unrichtigkeit einer Lehre sich nicht ausmachen lasse. Dazu gehören ganz andere Gründe. Auch darin, hoffe ich, wird er mir nicht absteigen, daß Mitleiden ein Charakter sey, den man nicht allenthalben brauchen, oder wenigstens sich von demselben nicht bey allen Vorfällen und Beschäften bestimmen lassen könne.

Wenn

Wenn Uebelschäter hart geächtet, oder mit großer Marter hingerichtet werden, so weinen oft mehr als hundert Augen, und etliche Zuschauer sind bis zum Schlimmwerden mitleidig. Zwischen muß doch ergehen, was recht ist. Die Befehle, die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt, die Rechte Gottes und des gemeinen Wesens erfordern Gerechtigkeit und Schärfe. Und oft zeuget der Gedanke des verübten abscheulichen Verbrechens, des unschuldigen vergossenen Blutes, des angerichteten großen und unerlöschlichen Schadens, oder die laute Stimme der gekränkten Befehle und gemeinen Wohlfahrt in dem weichsten Herzen eine Härte und einen Eifer wider den Täter, daß man sein natürliches Mitleiden gänzlich überwinden kan, und dem Bösewicht wohl mit eigener Hand den Kopf abreißen mögte. Das große Mitleiden des Herrn Verfassers muß sich also hier von der Gerechtigkeit und heiligen Schrift Grenzen setzen lassen, oder es könnte ihn zuletzt noch gar dahin bringen, auch nicht einmal eine ewige Höllenqual der Teufel zu glauben. Man leitet noch immer D. Petersens chiliastische Trübsamer größtentheils aus seinem sanguinischen Temperament her,

und schon zu Augustini Zeiten wählte man die Wiederbringungs-Breinde Fratres misericordiae, barmherzige Brüder.

II. Auf die Barmherzigkeit Gottes beruft sich der Herr Verfasser zur Behauptung der Meinung, daß Gott ein ander Auskommen mit den Sündern in jener Welt haben werde, vergebens. Wenn sich aus ihr allein die Rahtschlüsse und das Verfahren Gottes mit seinen Geschöpfen herleiten lassen, warum werden denn nicht auch die Teufel selig? Geseht, es hätte ihnen kein Erlöser, wie den Menschen, gegeben werden können; sollte Gott denn gar kein ander Auskommen auch mit ihnen wissen, damit in dem ganzen Umfange seiner Schöpfung gar kein unglückliches und winselndes Geschöpfe übrig bliebe? Warum findet die Sünde wider den heiligen Geist keine Vergebung bey Ihm, weder in dieser, noch in jener Welt? Matth. XII, 32. Was bleibt hier die Barmherzigkeit und das vorgegebene anderweitige Auskommen Gottes? Wollte jemand hieraus den Schluß machen, daß also andere Sündern in jener Welt Vergebung finden würden, so darf er nur nachlesen, wie es in der Parallestelle

B b 2

Mar.

* Augustinus de civitate Dei, lib. XXI, c. 17. wober welche der heilige Drontheimische Bischof, Herr Johann Ernst Gunner eine lebendige Disputation, unter dem Titel geschrieben: Confusio systematis fratrum misericordiae, Haun. 1757.

Mare. III, 29. ausgebrüet wird; alsdenn wird er gleich sehen, daß der Heiland nichts anders, als dieses sagen wollen: Sie wird nun und nimmer, nun, und in Ewigkeit nicht vergeben; ehne sich dabei im geringsten auf andere Sünden einzulassen.

Barmherzigkeit ist nicht die einzige Eigenschaft Gottes. Sie hat eine eben so grosse und unendliche Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit zur Seite, und wird in ihren Wirkungen durch diese gänzlich bestimmt. Hätte der Herr Verfasser doch nur hier an den Unterscheid zwischen dem verheißenden und nachfolgenden Willen Gottes gedacht. Oder hätte er nur den Eruch hören wollen, e. V, 7 2. Gott kon bald so zornig werden, als gnädig Er ist, und sein Zorn über die Gottlosen hat kein Aufhören; so würde er leicht haben einsehen können, daß wenn die Barmherzigkeit Gottes auch noch so groß und allgemein sey, aus denselben gleich wohl in seinen Rahschlüssen und Handlungen gegen das menschliche Geschlecht alleine nicht geschlossen werden könne. Der Herr Verfasser hat vollkommen Recht, daß man sich die heilige Gerechtigkeit Gottes so tyrannisch nicht vorstellen müsse, als ob Er ein Reichthum, das ohne sein Verschulden unfähig gemacht werden, seiner Verdammniß zu entge-

hen, unendlich strafen sollte. Aber dadurch giebt er nie eben die Waise wider sich in die Hände und fällt durch sein eigen Schwert. Denn wenn es offenbar ist, daß die Sünde der gar nicht, unfähig, sondern allerdings vermögend gewesen, ihrer Verdammniß zu entziehen; wann ihnen Gnade gewidmet, Heil erworben, Zeit gegeben, Mittel angeboten worden; wann ihnen voraus gesagt worden, wie lange sie an dem durch Jesum erworbenen Heil Antheil haben könnten, und was ihre vorfessliche Unhübsfertigkeit für Folgen haben werde; ist es denn auch noch Tyrann, mit ihnen nach Gerechtigkeit zu handeln, und diejenigen mit einer unendlichen Strafe zu belegen, die eine unendliche Gnade und Barmherzigkeit verachtet haben? Ein solches gerechtes Urtheil sollte Gott für grosser Barmherzigkeit nicht ablassen und an solchen nicht vollstrecken können, von welchen niemand erwarten kan, daß sie es vollkommen verdienen? Macht ihm eine solche Barmherzigkeit Ehre? Was würde man von einem Richter halten, der kein Blut sehen, kan Schreyen gekrafter Beseideter hören, kein Zuckehaus vorbegeben könnte, wo Uebelthäter für ihre begangene Verheeren mit Arbeit, Hunger und Schlägen büßen müssen.

III. Aber

III. Aber haben wir denn nicht Jesum zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung für uns von Gott selbst gemacht? Allerdings. Allein kommt hier nicht wiederum alles darauf an, unter was für Bedingungen, und wie lange Gott den Sündern ein Verlöbniß zu gute kommen lassen wolle, das Er ihnen aus blosser Gnade gesendet hat? Wer kan Ihm hier etwas vorschreiben, oder Ihm befehlen, daß Er den Genuß der Erlösung, die durch Jesum geschehen ist, Kuchlosen, Hurern, Spießhüben, Verräthern, Hochmüthigen, Dieben, die in dieser Welt seiner Stimme gar kein Gehör geben wollen, über dies zeitliche Leben hinaus bis in jene Welt offen lassen solle? Die heilige Schrift sagt es deutlich und mit grossem Nachdruck, daß Er solches nicht thun wolle, sondern den Menschen die Zeit dieses Lebens zu dem Zenträum ihrer Besserung und Rettung durch das Verdienst seines Sohnes gesetzt habe. Darauf ist das ganze Evangelium, das Christus und die Apostel gepredigt haben, eingerichtet. Wie kan man denn dem zuwider das Verdienst Jesu Christi für die Begnadigung der Sünder in jener Welt zum Beweise anführen? Der Jesus, auf welchen man sich hier beruft, ist nicht der eben derselbe, der befohlen hat, Basse und Vergebung der Sünden zu predigen unter allen Völkern? Luc.

XXIV, 47. der die müßwillige Verachtung seines Verdienstes und den beharrlichen Unglauben für die gewisste Ursache der ewigen Verdammniß angegeben hat? Joh. III, 36. der denen, die die Gnadenzeit veräußert haben, die Thüre des Himmels auf immer zu verschließen und all ihre Bitten und Anklöpfen mit den Worten: Ich kanne euer nicht, wo ihr her send, abzuweisen versichert hat? Luc. XIII, 26. Sagte nicht Petrus ausdrücklich den Juden zu Jerusalem: Gott hat sein Kind Jesum gesandt, euch zu segnen, auf daß sich ein jeglicher bekehre von seiner Bosheit? Ap. Weis. II, 26. Wenn den Gottlosen noch ein solches großes Stück in jener Welt bevorstünde, daß sie auch dort noch durch das Verdienst des Mittlers gerettet werden sollten, warum verschwiege denn die Schrift solches so gänzlich an allen den Orten, wo sie von den letzten Dingen redet? Der Heiland hat seinen Umstand von dem künftigen Weltgerichte vorbegeben lassen, an dessen Wissenschaft den Menschen etwas gelegen. Aber hat Er wohl das Geringsste von dieser Theilnehmung an seinem Verdienste nach dem jüngsten Gerichte gebocht? Hat Er gesagt, Er wolle die Gottlosen am jüngsten Tage mit den Worten bewillkommen: Kommt her, ihr Hurer, ihr Spießhüben, Mörder, Verräther, Diebe, daß ihr nun

B 6 3

num noch durch mein Verdienst selig werdet, da ihr in euren Leben von keiner Buße haben hören wollen? Hat Er nicht bezeuget, daß es ganz anders lauten werde: Versuchte, gehet von mir in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln? Was ziehet man dem Jesum für eine Meinung an, der Er selbst so nachdrücklich widersprochen hat? Man prediget ja in der That ein ander Evangelium, als Christus und seine Apostel geprediget haben. Und ruchlosen Sündern, die bis an ihr Ende nachwiltig in ihren lastern beharren, nach ihrem Tode das Verdienst des Heilandes zur Freystatt anweisen, heißt das nicht Christum zum Sündendienere machen?

IV. Daß in dem Hause Gottes viele Wohnungen sind, hat der Heiland Joh. XIV. 2. selbst versichert. Aber der Herr Verfasser zeigt sich als einen schlechten Schriftausleger, wo er auf diese Stelle bey seinem vermeinten anderweitigen Auskommen Gottes mit den Sündern in jener Welt das allerniedrigste bauet. Das Haus des Vaters, davon der Heiland redet, ist ein solches, darinn Er, als ein nun bald vollendeter Hoher-

priester einzugehen im Begriff stand, darin Er, seinen Freunden die Stätte zu bereiten, voraus gieng und sie auch dorthin abzuholen versprach, daß sie seine Herrlichkeit sehen sollten. Dies Haus mag so viele Wohnungen haben, als es wolle; für Hurer, Spießbuben, Verräther, Diebe, ist gewiß keine Belegenheit und Stelle da. Die werden ausdrücklich auf ewig davon verwiesen und ausgeschlossen. Offenb. Joh. XXI, 27. c. XXII, 15. Hat der Herr Verfasser hier etwas anders, als jene Schriftstelle, im Sinne gehabt, so seht er das schon als gemiß und ausgemacht voraus, wovon eben die Frage ist, nemlich, daß es mehrere Dertze in jener Welt, als Himmel und Hölle, gebe. * die er nimmer erweisen wird, und denen die Schrift selbst entgegen ist, die keine mehrere, als jetzt genannte beyde, kennet. Luc. XIV, 22. besonders v. 26.

V. Alle Sündner und Gottlose, namentlich Hurer, Spießbuben, Verräther, Hochmüthige, Diebe, zu Wahnsinnigen zu machen, um daraus hernach eine Vergnügung für sie in jener Welt zu behaupten, das ist ungemein verwegem. Wie viele Mühen sich diejenigen, die ein Ende der Höl-

stern-

strafen gelehret, auch gegeben, den Verdammten das Wort zu reden und die Schuld ihrer Verbrechen zu verringern, so hat doch noch keiner das gewaget, was man hier liest. Ich wäre wirklich geneigt zu glauben, daß dem Herrn Verfasser aus Lebhaftigkeit des Wises, Eifer für seine annehmene Meinung, oder Geschwindigkeit der Feder etwas entfallen wäre so er bey besserem Nachdenken selbst für unrichtig erkennen und gerne wieder zurück nehmen würde. Allein, da dieser Satz ziemlich gedehnt vorgetragen, am Ende nochmals wiederholt und recht ernstlich bekräftiget wird; so ist man genöthiget, denselben für des Herrn Verfassers wahre Meinung anzunehmen. Was soll man aber bey einem solchen unerhörten und gefährlichen Satz gedulden? Die schlechte philosophische Erkenntniß und Einsicht des Herrn Verfassers in die hitzige Natur des Menschen, daß ihm Herrschaft sinnlicher Luste und Wahnsinn einetley sind, ist hier noch das wenigste. Hohen Sitzenlehrer mannigmal auf die Art von den lasterhaften geredet; so haben sie deswegen niemals gesezget, daß, bey allein Uebergewicht der verderbten sinnlichen Lust, diesen dennoch Vernunft und Freisheit übrig sey, und der Herr Verfasser handelt sehr übel, daß er einen moralischen oder metaphysischen Wahnsinn für eine wahre

und physikalische Tollheit hält, und auf deren Rechnung ganz im Ernst Hurer, Spießbuben, Diebe, Verräther, von der Höllestrafe losspricht. Redet die Schrift auch auf gleiche Weise von den Sündern und nennt sie Narren, Thoren, Dumme, Albern, Leute, in denen kein Noht noch Verstand ist; so erklärt sie anderwärts ganz deutlich, was für einen Wahnsinn sie meine. Liebe der Finsterniß, Lust und Gewohnheit zu sündigen, böser Noht des Herzens, Eigensinn, Verstockung, mißwillige Unwissenheit, 1 Pet. III, 5. mißwillige Bosheit und Zorn, Ps. LVIII, 3. nebst der sie beherrschenden Gewalt des Satans, dem sie sich selbst zu Knechten ergeben haben. Sie gehet auch gewiß mit ihnen nicht, als mit Wahnsinnigen, sondern wie mit Leuten um, die Gutes und Böses unterscheiden, zwischen Segen und Fluch wählen, durch Ermahnung und Bewegungsründe gebessert werden und das Zukünftige, wenn sie selbst wollen, voraus sehen können. Das Betrübste aber und Gefährlichste bey diesem Satze sind die Folgen, die man ohne Widerrede augenblicklich einzuräumen muß, wenn aus den Gottlosen, Dieben, Hurern, Verräthern, Spießbuben, lauter Wahnsinnige gemacht werden. Sind sie dieses, so hören sie auf Verbrecher zu seyn; so muß man sie nicht strafen, sondern bedauern; nicht mit Er-

maß-

* Warum nicht lieber gar sehen? wie Comarinus gemeinet, und sie namentlich angegeben hat in seiner Disput. de bis mortuis, die in dem bekantesten Fasciculo rariorum et curiosorum scriptorum des Jo. Christoph. Artopoei, Franc. 1692. 8. mit befindlich ist.

maßnungen aus Gottes Wort, sondern mit dem braunen Käfer und Honig, so der Herr Verfasser bey dem Bauernmägdelein so glücklich angebracht zu haben, versichert, beseren und zu rechte zu bringen suchen. Was predigt doch der Lehrer seines Kirchspiels keinen Christum für uns und in uns, die wahnsinnig sind? Können sie denn davon was verstehen und sich zu Nütze machen? Was giebt sich die Obrigkeit mit diesen Hurern, Spitzbuben und Dieben ab und ziehe sie zur Strafe? Weiß sie denn nicht, daß Wahnsinnige keiner Imputation fähig sind, und ihre Wahnsinn sie bey den größten Uebelthaten von der gesetzmäßigen Strafe befreiet? Bewachen, binden, versperren kan man sie, aber nicht Gerichte über sie halten, nicht peinlich wider sie verfahren, oder sie nach den Befehlen bestrafen, denn sie wissen nicht was sie thun. So weit kan man durch Meinungen geführt werden, die man ohne Verprüfung angenommen hat, um gewisse Sätze zu unterstützen, denen der Grund der Wahrheit fehlt!

Das Schicksal des unglücklichen Bauernmägdeleins in jener Welt war wohl gewiß die Sache nicht, die den Herrn Verfasser zu einem Jreweg hätte verführen sollen, dessen Ausgang so verderblich ist. Man kan wohl leichter und sicherer zu rech-

te kommen, wenn die Frage von der Seligkeit oder Unseligkeit solcher Personen ist, die, wie das Mägdelein, in Verrückung und Unfinn gerathen, und darinn sterben. Die Schrift ist auch hier ein Licht, das uns, wenn wir ihr folgen, die Straffe, die da heißt die Nichtigkeit, nicht verfehlen läßt. Wenn nach ihrer einstimmen und vorhin genugsam erwiesenen Lehre, der Seelenzustand eines Menschen, in welchem er stirbt, derjenige ist, nach welchem sein Schicksal in der Ewigkeit sich richtet; so sieht man gleich, daß bey solchen Personen derjenige Zustand ihrer Seelen ihr ewiges Schicksal in jener Welt, zur Seligkeit oder Verdammniß, veste setze, in welchem dieser Zufall sie bestrafen hat. Das ist für die Frommen der Zeitpunkt, wo ihre Prüfungen und die Gefahren ihrer Seligkeit ein Ende haben. Das ist im Gegentheil für die Gottlosen der grosse und entscheidende Augenblick, der sie aller Buss, aller gläubigen Zuversicht, und Erzeuhsung des Verdienstes Jesu Christi, und des Gebrauchs aller Gnadensmittel auf immer unfähig machet. Nummehro sind sie dieser ganzen Gnadenbehaltung Gottes so gut wie abgestorben. Ihr pflanzenmäßiges oder thierisches Leben, das ihnen noch übrig, ist kein Leben zu ihrem Seelenheil mehr. Wie sollte ihnen, da es so weit mit ihnen gekommen, an

an ihren Seelen nun noch ferne gehoffen werden? Außerordentliche Gnade wird Gott denen nicht geben, die die ordentliche verachtet haben. Die wird ihnen in der Schrift ganz abgesprochen, Luc. XIII, 27 folg. XVI, 27 folg. Und da eine solche wichtige, Wohl oder Wehe auf ewig bestimmende, Lebensveränderung ganz gewiß von Gott selbst verhänget wird; so muß man solche für eine gerechte Zornhandlung ansehen, dadurch er ihnen die Gnadenspur pöblich und auf ewig verschließt. Das ist eben der Fallstick, der niedersinkende und zerschmetternde Bliß, der schädliche Hamen, die böse Zeit, die über die Sünder herfällt, Pred. XI, 12. der als ein Dieb heranschleichende Tag des Gerichts, davon der Gottlose so oft gesagt worden. Kein einziger Sünder, den ein solcher unglücklicher Streich trifft, kan darüber Klage wider den führen, der ihn verhänget hat. Der Herr hat nur das gethan, was ihm über einem oft gewarnten und bedrohten bösen Knecht, nach so vieler Fruchtlos an ihm verwendeten Gnade und Langmuth, mit völligem Rechte zu stand. Sich selbst muß der Unselige verklagen, und die bittere Nachreue über seine Laster und seinen Unglauben gegen die Warnungen des göttlichen Wortes wird ihm zu einem nagenden Wurm werden, der ewig nicht stirbet.

So urtheilet man nach dem gedenkten Worte im allgemeinen von denen ewigen Schicksal solcher Personen, die durch Verrückung, Schlafsucht, Schlag, Verlesung des Hauptes und andere unglückliche Zufälle, vor ihrem Tode um Vernunft und Bewußtseyn kommen. Von einzelnen Personen und Begebenheiten zu urtheilen, ob der Herr im Zorn oder in Gnaden solche über sie verhängt, ist mehrertheils sehr bedenklich und vielmal gar nicht die Sache eines Menschen. Man thut besser, dergleichen traurige Fälle sich lieber zur Warnung dienen zu lassen, als vorwiegend, oder wol gar vermaßen und lieblos darüber zu richten. Ich sehe dahero ebenfals von allem weitern Urtheil über den jetzigen Seelenzustand jenes Mägdeleins ab, nachdem ich meine mitleidige Liebe, die alles gute wünschet und hoffet, oben bereits versichert habe. Statt dessen will ich zum Beschluß ein paar Anmerkungen hinzu fügen, die die Leser dieser Abhandlung für ihre Gedult und Aufmerksamkeit vielleicht noch mit Erbauung belohnen.

Meine erste Anmerkung betrifft den mir ganz unbekanntem Herrn Verfasser. Diesen bitte ich nicht um Verzeihung wegen meiner über seine Sätze angestellten und dem Publico verzeigten Prüfung. Ich könnte mich

schon mit seiner eigenen Aufforderung rechtfertigen, wenn er ja glauben wollte, daß ich solche ohne allen Verzug vorgekommen hätte. Desto mehr aber muß ich ihn bitten, seine Sache selbst noch den ihm bisshero vorgelegten Gegenbeweisen aufrichtig und ohne blinde Autorität zu prüfen, und wenn er sie selbst ungegründet befindet, die gefährlichen Folgen zu bedenken, die von der öffentlichen Bekanntheit derselben mit Grunde zu besorgen sind. Man thue nicht wohl, wenn man seine Einfälle, ohne sie erst wohl untersucht zu haben, gleich der Welt vor Augen legt. Es giebet auch unzählige Geburten des Verstandes, die man lieber in der Stille begräbt, als daß man sie aufsaugere und mit Puh öffentlich zum Schau stellere. Am allermeisten ist große Deputsamkeit bey Meinungen nöthig, von welchen man voraus schon kan, daß ein Mißbrauch derselben zur Eitelkeit und Ausschweifung fast unvermeidlich sey. Man mag sie immer nur als Vermuthungen, und Anfragen ans Licht treten lassen; so weiß man schon, daß Leute, die von der Bekehrung und dem Christenthum nicht gern hören, als es, auch die schreytesten Meinungen und Einfälle ergreifen, um sich damit in den ihnen so süßen Wadanten, es sey für sie immer noch Zeit und Aussucht übrig, es habe keine

Gefahr, einzuschläfern und zu schlafen. Wer wollte solchen Leuten eine Spur zeigen, die ihnen vielleicht noch unbekant gewesen, und die man überdem ihnen auch nicht einmal wahr machen kan? Man siehet jetzt schon eine schreckliche Eitelkeit und Verwegenheit unter den Menschen, da sie nicht anders wissen, als daß ein unbewußtgelebendes sie in ein ewiges Unglück stürze. Was wird geschehen? Was werden ruchlose Sünden der sich an alle Ermahnungen zur Buße, an alle Predigten von Christo für uns und in uns lehren? was werden sie auf dem Kreuze bette sich darum bekümmern, die letzten, so kostbaren Augenblicke ihres Lebens zur Errettung ihrer Seelen sich noch zu nütze zu machen, wenn sie verschleert sind, daß ihnen dort noch alles offen und bereit stehe, was sie hier verachtet haben, und Gott sehen ein ander Auskommen für sie habe, um ihnen endlich auch noch zur Seligkeit zu verhelfen? Besiehe, die Säge des Herrn Vassifiers hätten nur bey einem einzigen Menschen diese glückliche Wirkung, sollte ihn nicht das Wort des Heilandes sprechen: Wehe dem Menschen durch welchen Vergerniß kömmt? Matth. XVIII. 7. und es ihn tausendmal bereuen machen, dergleichen anstößige Lehren in die Welt hinein geschrieben zu haben? Da ich es ohne

Zweifel mit einem Manne zu thun habe, der der Sprache der Gelehrten kundig ist; so will ich ihm eine Stelle aus einem berühmten Engländer hersehen, der selbst die Meinung von dem Ende der Höllestrafen, nicht durch eine Bekehrung und Erlösung, sondern durch eine völlige Zernichtung der Teufel und Verdammten, nach ausgestandener langen Höllequal, sehr eifrig behauptet hat; damit er sehe, was für eine große Deputsamkeit selbst ansehnliche Gelehrte, wenn sie ja für dieselbe eingenommen gewesen, bey derselben für nöthig erachtet haben.* Ich glaube, dadurch der ferner öffentlichen Behauptung solcher bedenklichen Meinungen am sichersten vorzukommen, und will, zur Vermeidung dervielben, mich lieber dem Herrn Vassifier entdecken, dessen er ja noch etwas zu erinnern zu haben glaubet, oder mich sonst seiner Freundschaft und seines Vertrauens wehet achten will.

Meine zweite Anmerkung gehet auf die Leser jener Erzählung und dieser Betrachtungen. Ich bitte sie mit dem Apostel, alles zu prüfen und das Gute zu behalten. Von den mehren unter ihnen habe ich die gute Meinung, daß sie, schon ohne meine Erinnern, Maßtassungen und Wahrheiten für verschiedene Dinge halten und daran gedenken, daß Zerhäuser allemal Zerhäuser sind und bleiben, wenn sie auch in dem Gewande der Frömmigkeit erscheinen. Zie Leser, die in ihrer Religion gegründet sind, und bey seltsamen Meinungen und Lehren öfters gemohnt sind, in der Schrift nachzuforschen, ob sich also verhalte, fürchte ich bey dieser ganzen Sache nicht. Die werden schon wissen, oder es bald finden, was sie von allen Rathmassungen und Sagen des Verfassers zu halten haben. Sollte aber die Meinung des Herrn Erzählers, daß Hurer, Espibuben, Verwöhler, Diebe, weil sie Wobnsinniger, noch in jener Welt durch Christ Verdienst und ein anderwertiges Auskommen Gottes selig werden würden, manchen unbewußigten oder leichtsinnigen

* Thom. Burnet de statu mortuorum et resurgendum, p. 331. 332. Quidquid apud te statum istum et in peccatore de his poenis, aeternis vel non: recepta doctrina verbiq; ritendum est cum populo. Intel honos etiam sunt infantes et adulti, lacte vel tibo subditi, pro cuiusque viribus aliendi. Horum non minus habendus est ratio, nec temere mutanda est pariterum aut infirmorum aeterna, ne inebriantes veitatur et in moribus incidant. Und in der Welt: Propter haec quae doctioribus inferna sunt, si quis in lingua vulgaris transulerit, id malo animo atque consilio sumit esse arbitror.

sumigen Leser, weil sie ihm vielleicht neu, oder sonst zur Beruhigung bey einem rachslosen Leben, und als ein Nothanker sehr brauchbar geschienen, einigermaßen auf ihre Seite gezogen haben; so will ich sehr bitten, daß man so billig sey, auch einen Apostel des Herrn dagegen zu hören, der dieses schreibt: Das sollt ihr wissen, daß kein Zurer, oder Unreiner, oder Heiligiger, welcher ist ein Götzdiener, Erbe habe an dem Reiche Christi und Gottes. Lasset euch niemand verführen mit vergeblichen Worten. Ephes. V, 5. 6. welches er zum Uebersfluß noch an zweyen Orten, 1 Corinth. VI, 9. 10.

und Galat. V, 19. 20. 21. mit gleichem Nachdruck wiederholt. Finden Sie sich getroffen, mein Herr Verfasser? Oder darf ich noch wohl einem meiner Leser einen Commentarius über diese Worte schreiben, und ihn bitten, das beste und sicherste Theil zu erwählen? Wohl allen, die bey der grossen Unsicherheit aller unschriftmäßigen Lehrlage und Hofnungen, und bey der Ungewissheit dieses zeitlichen Lebens, das Wort stets vor Augen haben, das der größte Lehrer der Wahrheit, zur allgemeinen Warnung, geredet hat: Wachet, denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird.

Immanuel Justus von Essen,

Dir. Pastor zu Miga,



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Grosse Kleinigkeiten der Natur.

Poesie eines Ungenannten:

--- Hier zeigt ein Körnchen Sand
Des Himmels Gütekeit, den göttlichen Bestand.

Der Sand, den der Landmann für einen Fluch Gottes auf seinen Feldern ansethet, und der in schwülen Sommertagen Menschen und Vieh die Wege beschwerlich macht; dessen verächtliche Stäubchen sind es, die uns bis zu den entferntesten Himmelskorporen führen. Eben dieselben bilden unsre Gestalt mit einem mal über alle Geschicklichkeit der Mahlerkunst aufs alternatürlichste, ja sie stellen uns auf der Erde ein Vorpiel verklärter Augen dar, mit denen wir eine ganz neue Schöpfung erblicken. Unsrer Leser werden gleich merken, daß wir von Fern-Spiegel- und Vergrößerungsgläsern reden, die mit wenigen Zusatz an Nische oder Salz aus dieser sandigsten Materie gegossen, gelassen und zubereitet werden. Wir wollen jezo von dem kennenswürdigen Schauspiel der Natur handeln, das uns durch ein zu einer ge-

wissen Rundung geschliffnes Gläschen oder Glas-Körnchen in die Augen fällt. Unter den neuesten Werken, die flüssige Beobachter der Natur zum Augenmerk genommen, haben sich des Herren Justiphants Ledermüllers *microscopische Gemäthe- und Augenergehungen mit den Tuffsbiegelschen saubere illuminierten Kupfertafeln des Ansehens besonders werth gemacht*. Weil diese kostbare Arbeit aber ihrer Zehrung wegen nur in sehr wenige Hände komt, so wollen wir heute einige Bemerkungen daraus mittheilen.

Der Schimmel auf einer rothen Weintraube wird unter dem Vergrößerungsglasse ein ganz Gebürge mit grünlichen Bäumen, Pflanzeln und Büschen. Auf den Köpfen der Pflanzeln liegen die Blätter in Schichten übereinander, als bey den Kohlköpfen. Zwischen den Stengeln, welche durchsichtig
E c

wie gelbes Glas aussehen, laufen sehr feine Ranken wie Haare hinauf. Diese Ranken hängen voll mit kleinen Körnern und Beeren. Einige Köpfe haben Samen und tragen sowohl über als unter sich runde braungrüne Körner, die aber abfallen, wenn man das Glas bewegt. Dieser Saamen ist sehr zahlreich. Ueberhaupt erfüllt der unsichtbare Saamen des Schimmels von Körpern die ganze Luft, und durchdringt die wohlverwahrtsten Orte. Liebhaber, welche den ganzen Wachsthum des Schimmels durchs Microscopium bemerken wollen, dürfen nur eine Citrone etliche Tage über in einen vermachten Orte liegen lassen. Gleich wird die Oberfläche der Frucht, so rein sie auch vorher abgemischt worden, mit blauen Fäden überzogen seyn. Nach etlichen Tagen stehen diese voller Knöpfe, und erscheinen im Anfang weiß, wie durchsichtiges Glas, endlich grün und zuletzt dunkelbraun.

Der Schimmel von welschen Nüssen ist viel dicker von Köpfen, an Farbe dunkelbraun, und gleicht den Champignons. Ein jedes Köpfchen ist mit schwarzen glänzenden Pünctchen übersirenet, und ist der Gestalt nach entweder völlig rund, oder conisch oder breit und sphärisch. Die Stengel sind hellbraun und durchsichtig. Im Sonnenmicroscop haben sie bey Vermehrung der Sonnenhitze eine solche Elasticität, daß sie alle häpfen.

Das Binsennetz besteht aus lauter regulären Sechsecken, die aus den feinsten Saftrohren zusammen gesetzt sind. Man nimmet die Gattung Winsen dazu, mit der man Schachstein überziehet, und welche zur Weinprobe dienet. Denn diese Winse zieht wegen ihrer Haarröhren alles Wasser aus dem Weine, und es ist artig zu beobachten, wenn man in ein volles Weinglas das eine Ende der Winse hängt, und das andre Ende in ein leeres Glas steckt, daß alles Wasser aus dem Weine herausgezogen und nach dem leeren Glase hingebacht wird.

Die Formirung der Crystalle im Salz läßt dem Auge recht wunderbar. Man nimmet ein Salz von welcher Art man will, stößt es erst klar, und nimmet zur vollkommenen Auflösung desselben, dreymal so viel Wasser, als das Salz wieget. Ein Tropfen dieser Feuchtigkeit wird mit einem gepußten Federkiel oder Pinsel, so klein und dünn, als möglich, auf das Objectivglas getragen. Man läßt die wäsrigen Theile aufgeschwindeste von der Sonne oder im Winter beym Lichte und der Köpfsanne ein paar Augenblicke verdunsten, und dann hat man ein Spiel der Natur, welches kein Mahler abbilden kan. Die Bildung der Salze geschieht in unzähligen Gestalten. Das gemeine Rüchensalz brauchet etwas mehr Zeit zum Verdunsten, und bis die Crystalle zu ihrer Reife kommen. Man sehet die feinsten

feinsten Beilanten und pyramidenförmigen Crystallen. Das Seesalz macht dergleichen Vierecke, aber doch viel kleiner. Das Meersalz formirt ungleich größere, aber nicht so rein und lauter von Farbe. Ein Tropfen distillirter Grünspan übertrifft mit seinen raufenfarbigen Crystallen den schönsten Smaragd, sowohl von Farbe als Schnitz; wechselfeise zeigen sich unbelaubte Strauden, Tannenäste und Hirschhörner. Am artigsten läßt das Coralsalz. Im Rande liegt ein doppelt gemundner Schlangenzwang, und in der Mitte eine gedoppelte Rose mit acht Blättern.

Das Sedarivsalz hat am Rande Figuren wie Prägeistücke, dergleichen zackigte unbelaubte Nester; in der Mitte liegen die Blätter als wären sie von den Nestern abgefallen. Das Sublimat vom Salz des Seahls oder Eisens bilde die schönsten Zapfen und Chrysolithen von außerordentlichem Goldglanz, und scheinen mit der größten Zierlichkeit geschnitten. Der Rand des Tropfens hat Zacken, Spieße, zweischneidige Dolche, und Dreiecke wie Fuszangeln. Ein Tropfen frisch aufgefangener Urin giebt erst einige strahlende Punkte. Die verändern sich in reguläre schwefelfarbige Vierecke, Creuzen und Sterne mit vier Spitzen. Unterdessen, daß diese Crystallen sich formiren, brechen aus dem Rande des Tröpfchens so geschwind als ein Blig

Sögenförmige Strophen und Spieße hervor, die nach geendigter Configuration zackigt werden. Der Urin eines Wassertrinkers macht unter dem Glase freylich andere Erscheinungen, als der von einem Wein- oder Biertrinker. Anders ist es mit dem Wasser eines gesunden, als eines kranken Menschen. Das Bläschen, auf welchem der Urin tropfen lieget, muß nicht zu sehr über dem Lichte erhitzt werden, wenn man sich nicht die ganze Beobachtung zerstreuen will.

Das Glaubersche Wundersalz hat am Rande des Tropfens einen Kranz von jungen Buschweel oder Hecken. Aus dessen in der Mitte strahlenden ersten Punkten entstehen vier Eckigte Kleeblätter, strahlende borstige Kreuzen und endlich sternförmige strahlige und den Donnerteilen des Jupiters ähnliche Figuren. Die Crystallen der Alaune, dazu man das durchsichtigste Stück wählet, geben die prächtigsten geometrischen Figuren mit vielen Ecken, und zwar grün, röthlich und mit schwarz schattiret. Dieser Versuch erfordert schon einige Handgriffe, sondern bey der Configuration wo manchmal ein natürliches Stangenwerk, bald Strahlen, bald crystallisirte Ränder, bald Sternpunkte hervorbrechen. Die geschwänzten Sterne sind die letzte Erscheinung. Man sehet oft ein außerordentlich richtiges Mauerwerk, oder eine Wand von gebrochenen Säulen

so künstlich zusammengesetzt, daß der geschickteste Baumeister sie nicht zierlicher würde ausführen können.

Der sublimirte Mercurius configurirte sich in unzählige feine Haarspissen, die Waldbäumen, Palmzweigen, Pfeilen, Eisen, und Ringen ähnlich sehn. Die Salztheilchen im Burgunderwein sind frühig erhaltne Bierdeckel, wie ein Keil geformt. Die Salztheilchen aber im Frankenswein sind nur Würfel, und verschobene Kanten mit glatter Oberfläche. Würde man solche Wahrnehmungen nicht künftig zu einer Weinprobe nutzen können? Wie gespißt würden nicht solche Salztheilchen erscheinen müssen, die den Wein recht piquant machen!

Der Meersand ist recht eine Sammlung der aller schönsten Schnecken und Muscheln. Man könnte daraus ein microscopisches Muschelnasbret erhaltn, in welchem mehr Veränderungen der lebhaftesten Farben vorzukommen, als in grossen Naturalienkammern. Diese kleinen Reichthümle erscheln doch nicht eher in ihren neuen Staatskleidern, als bis der Meersand mit einem verdünnten Scheidewasser wohl gereinigt ist. Das starke Scheidewasser verursacht unter dem Glase zu viel Dampf, und die zarten Schönheiten zerpringen und ploßen auch davon. Der Strandsand von Rimini ist zu diesen Beobachtungen der reichste. Er ist mit allen Arten von Muscheln und

Schnecken angefüllt, oder besteht vielmehr aus den Drümmern grosser Muscheln sowohl, als aus einer Menge der kleinsten Schnecken und Muscheln, die mehrtheils mit der Flutz von dem Meer ausgefüllt und ans Land geworfen werden.

Ich kan diesen Römischen Meersand noch nicht verlassen, ohne etwas dabey von seinen Ammonshörnern angemerket zu haben. Die Naturforscher, und unter diesen der Herr Bourguetto haben über sechzig Arten auf den höchsten Bergen gesammelt, und sie daher unter die Naturspiele gezehlet, ohne zu wissen, daß solche im Wasser gefunden werden. Herr Planci hat allein in sechs Unzen solches Sandes über 9000 der aller schönsten Ammonshörner entdeckt, und sonderlich zehn Gestaltungen darunter bezeichnet. Manche überraffen kaum die Grösse eines Hirsenfornes, und haben eine Silberfarbe wie die Perlemutter. Bey einigen fällt die Farbe ins Gelbe mit einigen Puncten und Reifen. Bey andern in das Violette mit Strohgelben Mändern. Etliche sind Goldgelb, andre Mergelb, auch etwas dunkler mit braunen Streifen. Manche sind weiß, und spielen in das Rorhe, oder Sandgelbe. Noch andre sind Kupferbraun, oder halbroth, halb Sandgelb und mit kleinen braunen Reifen gezeichnet. Wieder andre sind Strohgelb mit bunten Reifen und haben eine natürliche

türliche Grösse wie ein Salzfamenkorn. Hierbey wäre wol das schöne Werk von der Lithologie und Conchyliologie nachzulesen, welches 1742 zu Paris heraus gekommen.

Beweis, derjenige möchte gegen die Schönheiten der Natur außerordentlich gleichgältig seyn; welcher bey Eröschung der prächtigen Federn eines Sommervogels nicht in Verwundung geräth. Diese Federn gehen am besten ab, wenn man mit der Spitze eines reinen Fingers über den Bügel hinführet, hernach das, was am Finger kleben geblieben, auf das Glöschchen im Schieber bringt, und es durch alle Vergrößerungen passiren läßt. Man wird schon mit der größten Lust No. 1. eine grosse Men e dieser bunten Federn, mit ihren trefflichen Contouren zwar noch klein, aber sehr scharf und deutlich erblicken. Mit No. 4. und 3. erscheinen schon ihre ausgefalteten Kronen und die Federn selbst in eine Grösse von 2 Zoll. No. 1. und No. 6. entdecken alle Streifen, Striche und Querlinien in der Grösse von 3 und 4 Zoll. Der ganze Flügel läßt sich durch die gewöhnlichen Microscopia nicht übersehn. Das Sonnenmicroscop vergrößert hingegen gar zu stark, dergestalt, daß ein einziges Federchen sich an der weissen Wand eines Zimmers einen Fuß lang repräsentirt, wenn es 12 Schuh weit davon entfernt sehet.

Das Haupthaar eines Menschen erscheint fast wie das Schafschaf, an dem man den durchlaufenden braunen Saft und die daran befindlichen Wurzelfäden, auch Arse an den Haaren deutlich erblickt. Diese Bewegung des Safts sieht man nur bey gesunden Haaren, denn bey den Kronen ist die äusserste Spitze abgenutzt, läserich und offen. An einem einzigen Menschen sind die Haare, nachdem sie auf den Achseln, auf der Brust, an den Augen, im Ohre, an den Büßen, und wo weis wo sonst noch wachsen der Farbe nach stark unterschieden; Bald selte bald dunkel, bald rothbraun, silbern, bleifarbig, schwarz, gelb und goldgelb, ja bey Personen, die stark im Kupfer und Galmey arbeiten, grün. Wenn man ein ungeböhretes Kind mit einem guten Augenglase betrachtet, ist dessen ganzer Leib voll zarter und weislicher Haare, durch welche Orde die sorgfältige Natur nach der Anmerkung des weströsischen Boerhave die Haut des Körpers von der Feuchtigkeit, in der es so lange vor der Geburt zu liegen hatte, in Sicherheit sehn wollen. Würden wie Europäer demnach nicht überall rauh und haaricht am Leibe seyn, wie die Americanischen Wilden, wenn diese Haarwolle nicht durch das Einwickeln in der Kindheit, und durch das Tragen der Kleider in ältern Jahren abgerieben würde. Bey dieser Gelegenheit giebt der Herr Justizrath Ledermül-

ler eine Scherz aufgabe, welches die kräftigsten Haare sind. Er hält die Kopf- oder Pferde-Haare bevor, weil man täglich die erstarrten Wirtungen eines Getzenbogens in den Füssen ganzer Gesellschaften und besonders des schönen Geschlechts wahrnimmt. Die grauen Haare sieht er ihrer Würde halben für die schönsten an, dazu viele junge Herren Klein sagen werden. Ein gesundes Haar ist immer stark, und kan kaum mit einem Gewicht von 4. Loth zerissen werden. Ein gewisser starker Mann konnte mit den langen Haaren seines Hinterkopfs einen Ambos von 100 Pfund von der Stelle rücken. Die krausen Menschenhaare gleichen der Schaafwolle.

Die feinsten Werke der Kunst fallen gegen die Werkstücke der Natur ganz weg, und werden verächtlich. Die Spitze der feinsten polirten Nadel ist dick, höckerig, stumpf, rauh, und ausgebrochen. Der Wienerstachel, der über eine Viertel Elle lang vorgestellt wird, wie er noch in seiner Schide liegt, hat nicht die geringste Ungleichheit. Ein Faden von dem zartesten Holländischen Zwirn, sieht wie eine Strecke von 60 Fäden aus, die ineinander gewunden und mit viel zerfissenen Enden sich zeigen. Ein ganz kleines Strüchlein von einer Arabischen Epiphyte, mit welchem durchsichtigen Verdeck auf der Brust manches Frauenzimmer groß that, läßt unter dem

Microscop unerträglich garstig. Wer könnte an diesem groben unordentlichen Geflichte von Knoten, Schlingen, Stricken und Seilen ein Vergnügen finden. Es ist weder Zeichnung und Ordnung darinne, und die künstlichste Spitzens Klöplerin würde darüber lachen müssen. Wie artig sieht dagegen das Gewirke der fleißigen Spinne aus? Es ist aller Orten, voll Gleichheit, voll Ordnung, und man darf wol sagen, voll Verstand.

Die Aale und Schlanglein in Eßig und Kleister haben nach des Hrn. Abts Needham's Bemerkung ihren Ursprung aus dem Nichts oder Brande im Korn, in welchen man dieselben zuerst erblicket. Kein Mühlstein kan sie zerquetschen, und wenn ja eins zu Trümmern ginge, so kommt daraus doch eine grosse Menge wieder hervor, die insorgame sich mit dem Mehl vermischen. Diese kleinen Creaturen, die im Eßig am durchsichtigsten sind, können in dem ältesten Kleister, der durch viele Jahre hart wie Horn geworden, wieder aufleben. Nach öfttern Beobachtungen hat man befunden, daß sie einen Theil ihrer Jungen schon lebendig im Bauche herumtragen und zur Welt bringen, daß sie wol 1000 Junge haben, daß sie zweifelhafte sind, daß man an ihnen weisse Augen noch Mund finden kan, daß sie bald groß werden, daß sie sich nicht in Puppen oder Mücken verwandeln, und daß sie von der Säure leben.

Wer

Wer im Winter gar nichts lebendig von kleinen microscopischen Thierchen zu erhalten weiß, darf nur eine Hand voll Zeit in ein Zuckerglas werfen, Wasser darauf giesen, und es ein paar Tage im Zimmer stehen lassen, so wird ein brauner sich drüber setzender Schaum Millionen Creaturen enthalten. Sie sind sehr munter und haben eine ungemein schnelle Bewegung in Schneckenlinien. Ihrer Fruchtbarkeit ist ungläublich, denn ihr ganzer Bauch ist voll Eyer. Mit ihrem elastischen Körperchen können sie bald runde, bald breite, bald schmale Gestalten formiren, sich ausdehnen und wieder zusammen ziehen. Sollten die Eyer dieser Thierchen nicht schon auf das feiste Glas von Zusetzen geleeget seyn?

Die Blattläuse, die eine Pest der Gärten sind, indem sie die Pflanzen verderben, die Rosenknospe durchfressen, die Aeste schrumplach, und die Blätter durchlöcher machen, oder gar zusammen rollen, verdienen unsere Aufmerksamkeit, so gut als der Elephant. Untersuchungen geben dem Nichtbau die Schuld, und sehen sie auch wohl gar nicht, weil eine Art davon grün ist. Es giebt hell- und dunkelgrüne, rothe, braune, gelbe und schwarze. Einige glänzen wie mit Firnis überzogen, andere sind matt und tauß von Farbe. Man findet sie im May und Brachmonat zu vielen hundert öfters besammeten, und auf einander liegen. In ihrer Vergrößerung

von einer Viertel Elle haben sie 6 Hüße und einen sehr langen Saugstachel, den sie im Gehen und Liegen auf den Bauch legen. Dieser Stachel hat eine schwarze Epiphyte und ist halb so lang als das ganze Thier. Unter einem guten Dreiconomio-Glas kan man deutlich sehen, daß sie ihre Zungen lebendig zur Welt bringen. Das Junge hüßt sich mit den festeren zwey Hüßen aus dem Leibe der Mutter, die ganz ruhig liegt, in ihren innern Theilen, aber durch ihre peristaltische Bewegung die Geburt befördert. Diese Arbeit ist in der halben Viertel Stunde vorbei. Wenn das Weibchen ins Gebären kömmt so hört es fast den Tag nicht auf. Es bleibt gleich dick, wenn es atack 10 bis 20 Junge zur Welt gebracht. Diese sehen den Müttern an Farbe nie ähnlich, sondern fallen ins helle, oder in eine ganz andere Couleur. Man hat geglaubt, die Ameisen ständen noch ihnen. Allein diese legen nur bey ihnen einen Schwarzer Besuch ab, und lecken die süße Fruchtigkeit auf, die aus den Umrängen der Blattläuse wie Tropfen auf den Wärdern liegen. Ob eine Sorte darunter Zwitter sind, ist nicht ausgemacht. Einige sind geflügelt, andere ungeflügelt, und kommen mit Flügeln und ohne Flügeln schon zur Welt.

Daß die Blumen und Pflanzen eben sowohl, als die Thiere Zeugungsglieder und Geburtschelle haben, ist durchs Microscopium längst bewiesen. Die

Be

Begattungsart aber ist nicht bey allen Blumen einledey. Zum Beweis dessen dienet die Blume des *Xeros*, von der allein 3t Arten gezelet werden; Hier ist die *Argyrische* abgebildet; die vor andern Arten des *Xeros* oder des *Hasenschers* etwas voraus hat, und vom Herrn *Linnaeus* deswegen einen eignen Namen *Calla* erhält. Aus ihren Staubgefäßen fällt der Staub oben herab auf ein rothbraunes Würzchen, das mit einem klebrichten Saft überzogen ist, und bleibet daran hängen. Das Weibliche dieses Staubes dringet in die Mutter-Trompete, und befruchtet das selbst ein Eichen nach dem andern. Bey Blumen, wo man schwerlich die Befinnung der Mutter finden kan, als bey der *Hyacinthe*, ist die Begattungsart noch artiger. Oben auf dem Weibchen liegt eine klebrichte Feuchtigkeit, die dem frischen Honig gleich aussiehet. So bald der Blumenstaub diese Feuchtigkeit berührt, so ploß er, und das darinne befindliche dichte Wesen, dringt in alle Pores bis zum Eyerstock. Das

Zerpläßen des Staubes, aus dem eine subtile Materie aussinkt, siehet unter dem Sonnenmicroscop nicht anders aus, als wenn Granaten springen. An der Rose zerpläßen die Samenstaubkörner nicht, sondern verändern mit ihrer elastischen Kraft die lange Gestalt in eine Rundheit, dergestalt, daß die Weizenkornförmigen Staubtheilchen fast wie Pfefferkörner werden. Der Staub der Granadille oder Pasionenblume ist stark vergrößert, wie eine kleine Bohne. Seine Farbe ist wie die Farbe einer Pomeranze. Jedes Körperchen im Zerpläßen schüttelt einen ganz subtilen Staub von sich. Wie können diese Materie nicht umständlicher abhandeln, weil die Ähnlichkeit zwischen einer schönen Blume und einer schönen Leserin zu groß ist, als daß wir alle Schönheiten derselben mit deutschen Worten nennen könnten. Wir besprechen also davon ab, und werden ein andern mal, wenn anders dies Blatt gefallen solte, mehrere Meisterstücke der grossen Natur in kleinen vorlegen.



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1764.

Neujahrswünsche. *

Necht von Herzen aufrichtig zu reden, ich bin ein abgesetzter Feind vom Neujahrswünschen. Wie? keinen Neujahrswunsch am ersten Jenner machen? Er wird gewiß bis Jahr kein Glück haben. Seinen Lesern eine Höflichkeit versorgen, welche ein jeder Bedienter dem andern erweist: dies würde nicht artig lassen. Ich bleibe doch auf meinem Sinn. Ich mache sonst herzlich gern alle Höflichkeiten mit, und bin gar nicht leutescheu: nur am Neujahrstag lasse ich mich nicht gerne sprechen. Ich schliesse mich ein, und wenn sich auch ein Graf melden liesse, so bin ich doch nicht zu Hause. Ich kan es den Lesern nicht verdenken, wenn sie sich von meiner Höflichkeit schlimme Begriffe machen, und mich für einen Sonderling hal-

ten. Aber sie werden mir wider ihren Willen bald Recht geben müssen, wann ich ihnen die Ursachen sage, warum mir alles Neujahrswünschen äusserst verhasst sey. Ich bin ein alter rechter Deutscher, ohne Ruhm zu melden, und kan mich ummäßig verstellen. Ich gehe gerade zu, und sage einem jeden alles, was ich denken. Dadurch habe ich mir schon viele Feinde auf den Hals geladen. Dem ungeachtet habe ich meine Manieren nicht geändert. Ich bleibe einmal wie vorher: und kurz, ich taue gar nicht für die jetzige Welt, wo man sich gerne hintergehen und betrügen läßt, wann es nur auf eine höfliche Art, und mit dem gehörigen Wohlstand geschieht. Aber gerade dazu bin ich gar nicht aufgelegt. Ich falle gleich mit der Wahrheit

* Wir hoffen, daß unsern Lesern diese Neujahrswünsche, welche aus einem beliebigen Wochenblatt genommen worden, auch zweymal gelesen zu haben, nicht getruen dürfte.